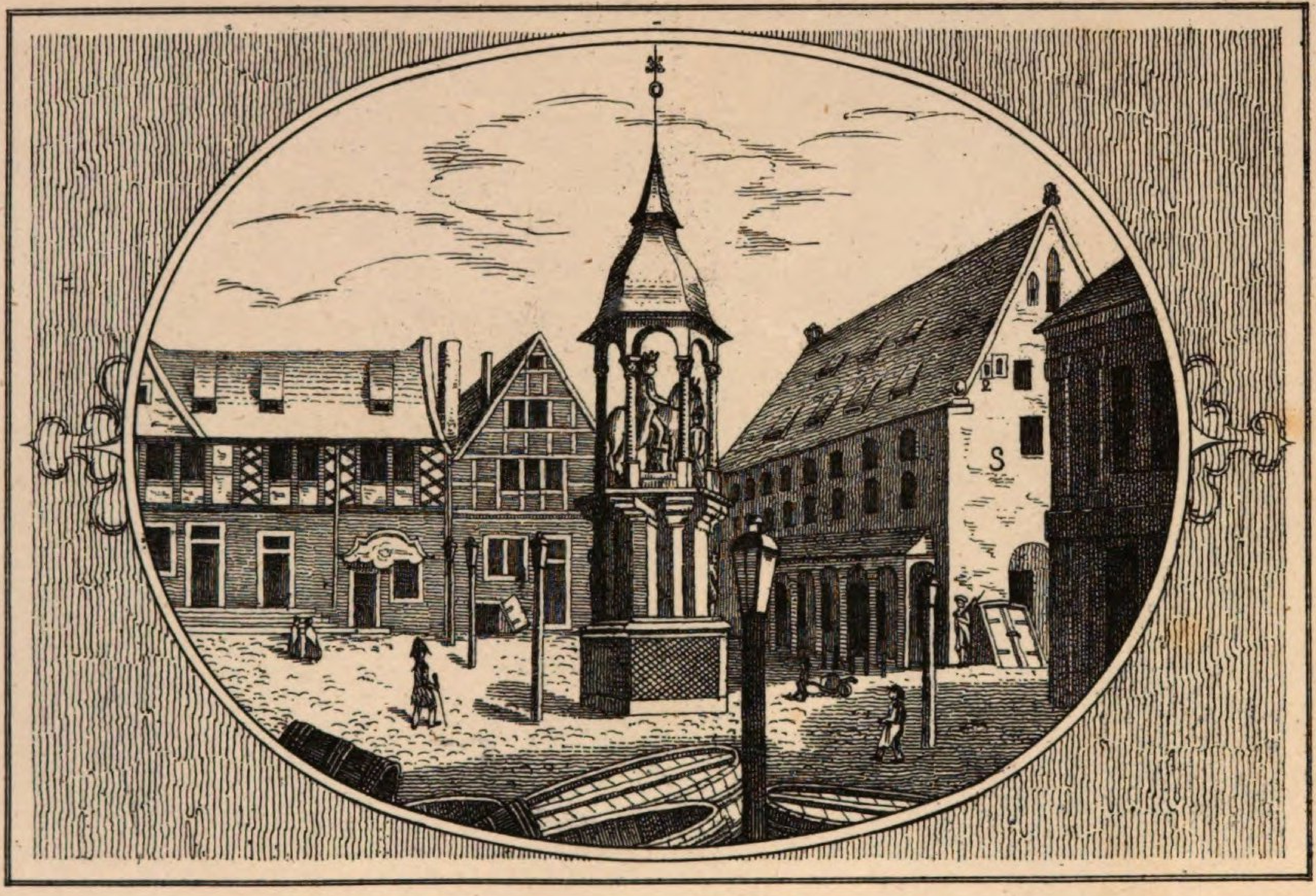
P. o. germ. 432 h/2



Der alte Markt u. die Statue Kaiser Otto des Grossen,

im Jahre 1800.

I. o. germ. 422 k/(2

Sagen und Legenden

der Stadt

Magdeburg

und

Umgegend

von

W. A. Relßieg.

Zweiter Theil.

Magdeburg, 1847.

Druck und Verlag der Frynta'schen Buchdruckerei
(In Commission bei A. Quednow.)

496 Bs

P. o. germ. 432 h (2

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Schäfer Heinrich Falke.

Gründer des Doms zu Magdeburg.

Der Dombau zu Magdeburg.

1.

Ein ehrwürdiges Denkmal der grauen Vorzeit, ein unreichbares Meisterstück der alten Baukunst, eine hohe Zierde der Stadt, ein Gegenstand der Bewunderung aller Fremden steht Magdeburgs herrlicher Dom da! Seine Größe, seine Kühnheit, Fertigkeit, Zweckmäßigkeit und Gleichförmigkeit sind Theile eines Ganzen, die gewiß dem größten Kenner Achtung ja Ehrfurcht abnöthigen, denn wer möchte die mächtigen Kreuzgewölbe, die gewaltigen in verschiedenartige Spitzen auslaufenden Formen, das plastische Empor- und Aneinanderstreben der vielerlei Theile zu einem kolossalen Ganzen betrachten können, ohne mit Begeisterung der Zeit zu gedenken, wo unsere Väter bei beschränkten Mitteln, bei Geistesarmuth und oft mitten unter Kriegen und Fehden dennoch so Großes, so Erhabenes ausführten! Sei uns darum täglich gegrüßt Du Riesenkönig unserer Tempel, Du großer, heiliger Schatzwichtiger, freudiger und trauriger Ereignisse, Du dem Herrn geweihte Stätte, an welcher unser Geist

genährt, unser Herz veredelt und unser Gemüth gerichtet ward hinauf zu den unsichtbaren Räumen der Unendlichkeit, wo die ewige Liebe thront! Vernehmt, geliebte Mitbürger! Vernehmt alle Ihr In- und Anwohner Magdeburgs die Sage vom Dombau. Ihr findet sie zur Zeit weder gedruckt noch geschrieben, weder in einer der vielen Chroniken noch in einer Geschichte unserer Stadt; nur noch in einem alten Manuscripte wurde die Sage aufbewahrt und hat sich bis zu unserer Zeit erhalten. Soll sie nicht vergehen, wie alles Irdische vergehet, so muß die Presse Hand an das Werk legen und sie uns zu erhalten suchen. Ist es auch nur Sage, so ist diese, zwischen Wahrheit und Dichtung innestehend, doch immer der Aufzeichnung werth, denn der Gegenstand ist ein großes, heiliges, ein ehrwürdiges, ein sichtbares Denkmal des Alterthums.

Jederman weiß, daß der großer Kaiser Otto I. noch als Deutscher König im Jahr 937 ein mit vielen Gütern und reichen Einkünften begabtes Benediktiner-Kloster auf derselben Stelle errichtete, wo der heutige Dom stehet, daß er später dasselbe in das auf dem Riddags- oder Johannisberge neu erbauete Kloster, welches im Frühjahr 1814 während der Blokade Magdeburgs, von der französischen Besatzung als die unter dem Namen Kloster-Berge berühmte Schule abgebrochen und zerstört wurde, verlegte und bei seiner Krönung zum Römischen Kaiser 962 den erha-

benen Entschluß faßte, in der durch das Andenken an seine erste Gemahlin Editha ihm werth gewordenen Stadt, die er zum Sitz eines Erzbischofs bestimmt hatte, eine ganz neue Kathedrale oder Domkirche zu erbauen. Diesen rühmlichen Entschluß führte der große Mann mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln aus. Es stand aber diese von Otto gegründete Domkirche auf einer anderen Stelle als unsere heutige, nemlich auf der nördöstlichen Seite des Domplatzes, wie es auf unserm Prämienbilde zu sehen ist, wo sich gegenwärtig das Oberlandesgerichtsgebäude befindet. Von jener ehemaligen, von Kaiser Otto I. gegründeten Domkirche ist gegenwärtig weiter nichts bekannt, als daß sie ohngefähr 250 Jahre nach ihrer Erbauung, den 20. April 1207, an einem Charfreitage der Raub einer gewaltigen Feuersbrunst geworden, welche auf dem breiten Wege zum Ausbruch kam und einen großen Theil der Stadt bis zur Johanniskirche hin in Asche legte. Auch das obenerwähnte Benediktiner-Kloster wurde ein Opfer derselben. Noch in demselben Jahre keimte, nach der Volkssage, die wir hier vortragen werden, in der Seele eines Mannes aus niederem Stande, eines gemeinen Schäfers, der fromme Gedanke, ein neues Bethaus zu bauen, und gedieh von einem wunderbaren Zufalle begünstigt zu der herrlichen Blüthe, welche die Gründung eines erhabenen Doms zur schönsten Frucht entwickelte.

Zu der Zeit, in welcher sich die erzählende Sage

bewegt, lebte und residirte in Egeln ein Graf von Barby, ein gar reicher Herr der einen gewaltigen Hofstaat hielt und das Städtlein zu einer Blüthe von Luxus und Wohlstand brachte, der seit dem wohl nie wieder so üppig geprangt haben mag. Da gab es Turniere und Ritterspiele, prachtvolle Zechgelage und Feste aller Art, die den Adel und die Ritterschaft von nah und fern herbeizogen. So reich der edle Graf war, so freigebig und mildthätig bezeigte er sich gegen jedermann, der seiner Hülfe oder Unterstützung bedürftig schien, insbesondere beschien die Gnadensonne seiner Freigebigkeit alle seine Diener, welche aber dafür auch ihm mit einer Treue und Ergebenheit anhingen, daß man, wenn man einen Glücklichen bezeichnen wollte, sich im allgemeinen des zum Sprichwort gewordenen Ausdrucks bediente: er sitzt warm, wie ein Grafendiener. Nicht fern von Egeln, in dem später zu einem Vorweg gewordenen Etgersleben, besaß der Graf ein Jagdschloß, auf welchem er sich nur bisweilen mit einer kleinen Dienerschaft, größtentheils Jägern und Leibschützen, aufzuhalten und wo er mit Leidenschaft die edele Weidmannskunst zu üben pflegte. Die Räumlichkeit der Burg gab Veranlassung, daß die beweibten Diener des Grafen nicht selten ihre Familien, Frauen und Kinder, mit dahin nahmen und es gewährte dem sehr gütigen Herrn eine große Freude, wenn sich die Kleinen in dem weiten Burghofe oder in dem nahe da-

ran gelegenem großen bis an eine Waldspitze reichenden Garten, welcher mit fremden Gehölz und andern überraschenden Parthien verzieret war, herumtummelten oder wenn die Frauen und Jungfrauen sich in den romantischen Gängen ergingen und sich an dem Gesange der Vögel ergötzten, die damals die Deutschen Wälder bevölkerten.

Eines Abends, im Frühlinge des obengedachten Jahres, wandelte eine Jungfrau, einsam und dem melancholischen Schlage einer Nachtigall ihr Ohr leihend, an der Waldspitze vorüber und blieb mit der kleinen Hand an einen mächtigen Baumstamm sich stützend, auf einer Anhöhe stehen, von welcher sich eine reizende Fernsicht über Wiesen und Feldmarken darbot. Das Mädchen mochte kaum 17 Jahre alt sein, war zwar einfach, wie man bei Landpartthien zu gehen pflegt, aber doch im Verhältniß zu ihrem Stande ziemlich vornehm gekleidet. Dies würde indeß weniger aufgefallen sein, wenn nicht in dem zarten Gesicht wahre Schönheit mit erhebender Anmuth sich harmonisch vereinigt hätte. Agnes, die einzige Tochter des ersten Gräflichen Leibschützen Fuchs, die wir in der wandelnden Jungfrau erkennen, war die herrlichste Blondine in ganz Egeln und hatte mit ihren großen blauen Augen und den zu beiden Seiten des blendend weißen Halses herabhangenden Ringellocken, weil es in der Zeit noch nicht Mode war, die Haare zu binden, schon manches Herz warm gemacht, schon

manchen rüstigen Knappen oder wohlhabenden Bürgerssohn, ja wohl manchen Junker zu dem heimlichen Verlangen ihres Besitzes geführt. Agnes war bei allen Huldigungen, die man ihr gebracht hatte, kalt geblieben und hatte noch nicht den Gegenstand finden können, zu dem sie sich hätte hingezogen fühlen sollen. Sie mochte sich wohl in ihrer Seele ein Bild geschaffen haben, das ihrer Phantasie als Ideal diente, aber sie war sich eines solchen Bildes noch nicht bewußt, betrachtete alle jungen Männer ganz gleichgültig und glaubte sich gestehen zu müssen, daß sie noch zu jung sei, das Bedürfniß eines Gefühls zu haben, welches man Liebe nennt. Ein junger Kamerad ihres Vaters, der gräfliche Schildknappe Hans Statius, war der einzige Jüngling, der sich, wenn er den Leibschützen Fuchs besuchte und der hübschen Dirne einige Schmeichelworte sagte, eines freundlichen Blicks aus den blauen Augensternen derselben rühmen konnte; als ihr aber der Vater eröffnete, daß Statius be ihm um sie geworben habe, da floh' sie auch den Jüngling und setzte dem Vater, wenn er sie mit Ernst zum Jawort bestimmen oder mit liebreichen Vorstellungen überreden wollte, einen Trotz entgegen, der ihn in Furcht und Bangigkeit versetzte, weil er ihren Widerstand kannte und sie von zarter Kindheit an zum unbedingten Gehorsam nicht gewöhnt hatte. Während nun Agnes sinnend am Baume lehnte und den schmelzenden Tönen der Nachtigall zuhörte, ereignete sich

ein Auftritt, der mit einem Male eine Empfindung in ihr hervorbrachte, die sie sehr richtig für das nahende Gefühl der Liebe erkannte. Von der Ecke des Waldes her, um welche sie von ihrem Standpunkte aus nicht herumsehen konnte, drangen die bezaubernden Töne einer Schallmei oder Hirtenflöte herüber und machten in der stillen Natur, in welcher schon der melodische Gesang der Nachtigall das Mädchen zu süßer Schwermuth gestimmt hatte, auf ihr Gemüth einen so außerordentlichen Eindruck, daß sie erst das Herabrieseln der Thränen über Wangen und Busen fühlte, als um jene Waldecke eine Jünglingsgestalt bog, in der sie den ihre Sinne berauschenden Flötenbläser erkannte. Der Unbekannte war viel zu sehr mit seinem Spiel beschäftigt, als daß er hätte vor oder neben sich hin und das nur mit der Gesichtsseite der Wiese zugekehrte Mädchen sehen sollen, nur zuweilen, wenn die sanfte Weise seines Liedes eine kurze Pause gebot, blickte er sich um, als ob er hinter sich Jemand erwarte, schritt aber dann sogleich wieder vorwärts und gerade auf die Stelle zu, auf welcher Agnes stand. Sie zog sich hinter einen dichten Haselstrauch zurück und nahm sich vor, den jungen Flötenbläser, so lange das Tageslicht noch scheinen würde, zu betrachten und sich an den die stille, einsame Natur so zauberisch belebenden Lauten der einfachen Musik zu ergötzen. Er war, wie sie bemerkte, nicht wie ein junger Bauer gekleidet, seine Tracht hatte im

Gegentheil etwas Fremdartiges, etwas Romantisches, was mehr dem wilden, freien Naturleben zusagte; denn seinen grünen Huth mit breiten Rändern zierten mehrere bis auf die Schultern herabflatternde Bänder und ein Strauß von bunten Wiesen- und Waldblumen, der kurze leichte Sommerrock von brauner Naturfarbe stand offen und ließ aus der halb geöffneten Weste ein blendend weißes Hemd erscheinen, ein paar lange eng über die vollen Waden anliegende Stiefeln zeigten von einem eben so regelmäßigen als kräftig schlanken Wuchse; das ziemlich stark von der Sonne gebräunte Gesicht auf beiden Seiten mit einem vollen braunen Haarwuchs bedeckt, wurde durch einen kleinen schwarzen Bart über den Lippen zu einer männlichen Schönheit erhoben, wie sich Agnes in der Wirklichkeit gesehen zu haben nicht erinnern konnte. Genug die kleine Schwärmerin hatte ihr oft geträumtes Ideal gefunden und sah' noch immer den schönen Jüngling an, als es schon rund um sie herum rauschte und eine Heerde Schaafe in den Wald brach und von dem wachsamen Hunde auf Feld und Wiese zurückgetrieben ward. Wehmüthig von dem Gedanken ergriffen, daß der bildschöne Jüngling nur ein Schäfer sei, war sie eben im Begriff aus dem Busche zu treten und sich nach einer andern Seite hin zu entfernen, als ein großer, zottiger Hund vor ihr stand und ihr Fortgehen verhindern zu wollen schien. Unfehlbar würde das gutmüthige Thier sich schweigend entfernt

haben, wenn Agnes furchtlos davon gegangen wäre, da sie aber die Hände empor hob und ängstlich zögerte, so fing der Hund an zu bellen und machte seinen Herrn aufmerksam. Mit einer raschen Wendung stand der junge Schäfer vor ihr. Er mochte aber eben so wenig ein junges, hübsches Mädchen erwartet haben, als dieses vorher in ihm einen so blühend schönen Jüngling. Beide sahen sich eine Minute lang schweigend an und senkten dann die Augen. Heinrich Falke — dies war der Name des jungen Schäfers — faßte sich zuerst, rief den Hund neben sich und sagte dann, die Jungfrau höflich grüßend: Fürchtet Euch nicht, werthes Fräulein! ein Schäferhund thut Niemandem etwas zu leide, wenn er nicht gereitzt oder von seinem Herrn angehetzt wird. Ihr seid wahrscheinlich vom Gefolge unsers gnädigen Grafen und habt Euch wohl gar verirrt! Dann tretet nur zu mir auf die Wiese, wo ich Euch zurecht weisen werde!

Jagt nur, ich bitte Euch, Eure Hunde fort, antwortete mit zitternder Stimme Agnes, denn ich kann mich einmal der Furcht vor solchen zottigen Thieren nicht erwehren und werde mich dann schon allein zurecht finden, da ich ja täglich hier bin, so lange der Graf in Etgersleben jagt!

Auf einen Wink wichen die beiden Hunde weit zurück, Falke aber faßte mit zwei Fingerspitzen des Mädchens Aermel und zog dasselbe auf den Wiesenrand, wo er, als sie ihm eine gute Nacht sagte und rasch

davon eilte, schweigend den bebänderten Hut zog. Als sie schon der Burg nahe war, hörte sie wieder die schmelzenden Töne der Schallmei, die aber diesmal so traurig klagend, so kummervoll sehnsüchtig klangen, daß sie noch lange, lange horchte und nur dann erst durch die offene Pforte in den Hof schritt, als der letzte Nachhall gänzlich verklungen war. Täglich begab sich nun Agnes, wenn das Abendroth die Spitzen der mächtigen Eichen an der Waldecke vergoldete, nach jener stillen Stelle, war aber immer so ängstlich vorsichtig, daß sie nie wieder mit dem jungen Schäfer zusammen treffen mochte. Aber auch Falke liebte das schöne Mädchen, wenigstens hatte er seit dem ersten Zusammentreffen mit ihr keine Nacht schlafen können und, ob er schon 25 Jahre alt war, noch nie bei dem Anblick eines Mädchens so wonnevoll, so sehnsüchtig gefühlt. Freilich konnte er, als ein armer Schäfer, an eine nähere Verbindung mit dem adlichen Fräulein, wofür er die schöne Dirne hielt, durchaus nicht denken, aber ihr bloßer Anblick machte ihn glücklich und zauberte einen Frohsinn in seine Seele, an dessen Stelle ihn vorher Schwermuth und Traurigkeit begleitet hatten. Er verabsäumte keinen Tag die lange Feld und Wiesenfläche an der Waldspitze zu behüten, blies auf seiner Schallmei die schönsten Weisen, die er kannte, hatte aber immer nicht das Glück sein geliebtes Mädchen zu sprechen, ob er sie schon einigemal in den Wald schlüpfen gesehen zu haben

glaubte. Wir wollen uns bei der Entwickelung eines endlichen Liebesverständnisses zwischen Agnes und Heinrich Falke so kurz, wie möglich, fassen! Beide liebten sich, beide scheu'ten den Unterschied ihres Standes und vermieden es, sich ernstlich aufzusuchen und einander zu nähern. Der Zufall, oder vielmehr ein sonderbares Geschick führte endlich ein Resultat herbei. Unter der Gräflichen Dienerschaft auf Etgersleben befand sich auch der junge Schildknappe Hans Statius und hatte gehofft, hier vielleicht öfter mit Agnes allein sein und ihr endlich seine glühende Leidenschaft offenbaren zu können, er hatte deßhalb ihre einsamen Gänge nach dem Burggarten und aus diesem nach der Waldspitze belauscht und glaubte anfangs, das Mädchen seiner Liebe habe dort ein verabredetes Zusammentreffen mit einem still geliebten Gegenstande, doch bald überzeugte er sich von dem Ungrunde eines ihm so quälenden Verdachts, denn so oft er ihr nachgegangen war, hatte er sie ganz allein, durchaus Niemanden in ihrer Nähe und eben so harmlos zurückkehren gesehen; sie hörte dem Gesange der Vögel oder dem herrschaftlichen Schäfer zu, wenn dieser am Abende mit der Heerde heimkehrte und ein Abendlied auf der einfachen Flöte blies. Nun säumte er nicht länger die Jungfrau anzureden, sich ihr zum Begleiter anzubieten und so die Einleitungen zu einem ernstlichen Angriff auf ihr Herz vorzubereiten, doch dieses Beginnen fiel zu seinem Verderben aus und öffnete ihm

die Augen, daß er nie und nimmer auf Gegenliebe zu rechnen habe. Agnes verbot sich ernst und stolz seine zudringliche Nachfolge und droh'te sich an den Grafen zu wenden, wenn er es ferner wage, sie in ihren stillen Freuden, die sie am Busen der Natur suche, zu stören. Sie hatte sich unter einer gewaltigen Eiche eine Moosbank machen lassen und brachte, oft schon die heißen Nachmittagsstunden über, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, darauf ihre angenehmste Zeit zu. Dort hörte sie, wenn der Abend nahte, das Läuten der fernen Glocken aus Flecken und Dörfern, den Gesang der Drossel und Amsel und vor Allem die ihr Herz immer so wehmüthig stimmenden und doch entzückenden Flötentöne des jungen Schäfers, der sie nie wieder gesehen, nie sie gestört und, wenn er auch die Moosbank gesehen haben sollte, gewiß zu viel Achtung gegen sie hatte, als daß er es wagen sollte, sich ohne Ursache ihrem Lieblingsplätzchen zu nähern. An einem ungemein schwülen Junitage saß sie noch immer auf der Moosbank unter der Eiche, als es schon in der Ferne donnerte und der nahende Abend ein Gewitter brachte. Schon manchmal hatte sie es um diese Zeit wittern gehört, ohne daß das Wetter über Etgersleben gekommen wäre, sie blieb daher auch diesmal sorglos sitzen, wollte, ehe sie nach der Burg zurückkehrte, den flötenden Schäfer hören und war, ermattet von der Hitze des Tages, eingeschlafen. Träumend hörte sie die me-

lancholischen Klagetöne des jungen Schäfers, er bog eben, die Flöte am Munde, um die Waldspitze und schritt langsam der Stelle, wo sie hinter Laubholz verborgen saß, näher; aber diesmal ging er nicht vorüber und ließ durch die Hunde die zerstreu'te Heerde zusammentreiben, nein er warf die braune Schallmei vor sich nieder, brach ungestüm, wie ein wilder Eber durch die Büsche und packte mit gewaltiger Faust die sorglose Schläferin. — So träumte Agnes und schrie beim Erwachen laut auf, denn sie sah' und fühlte sich wirklich von den Armen des Schäfers fortgetragen, aber sie hatte weder Zeit noch Kraft sich seinem Beginnen zu entziehen, denn ein furchtbarer Schlag warf sie mit ihm zu Boden und ihre Sinne schwanden. — Eine brennende Hitze droh'te sie zu ersticken und ein knatterndes Geprassel betäubte ihr Gehör, ihre Füße schienen von feurigen Flammen beleckt zu werden, — sie ermannte sich und sprang auf. Da, heilige Jungfrau! Der Eichbaum mit sammt der Moosbank, auf welcher sie nur erst geruhet hatte und eingeschlafen war, brannte lichterloh und der junge Schäfer lag, bleich wie Marmor, neben ihr und war tod. Was sollte das unglückliche Mädchen thun? sollte sie davon laufen und ihren Retter von der Eiche, die von Zeit zu Zeit mächtige Feuerbrände umherschleuderte, vernichten, seinen Leib zu Asche verbrennen lassen? Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie trug oder schleppte den, ihrer Meinung nach,

entseelten Körper weit fort von der Eiche in einen Busch und setzte sich neben ihn. Da nah'te ein neuer Schicksalsgefährte, — der Regen schoß, wie die Fluthen der Elbe, vom Himmel und schien auch sie vernichten zu wollen, die dem Feuertode entronnen war. Sie war in wenig Minuten so durchnäßt, daß sie vor Frost zitterte und bebte, aber plötzlich wurde ihr wohler und wohler, sie fühlte keine Nässe und keinen Frost mehr, denn der Jüngling lebte, er regte sich, schlug die Augen auf und sagte mit matter Stimme: ach! es war ein schöner Tod für sie, die ich so innig und doch so hoffnungslos liebte!

Die jungen Leute erholten und verständigten sich und schwuren sich, in Folge dieses wunderbaren Ereignisses, welches sie für eine Fügung des Himmels erkannten, ohne Rücksicht auf ihr Standesverhältniß, ewige, unveränderliche Liebe, Treue bis zum Todte und gelobten sich gegenseitig, nie einem andern Gegenstande angehören, nur sich die Hände zum ehelichen Bunde reichen, oder für immer ledig bleiben zu wollen. Noch ein paar Mal sahen sie sich an der Waldspitze bei Etgersleben, besiegelten ihren Liebesbund fester und fester und trennten sich mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, denn der Graf kehrte wieder nach Egeln zurück und Heinrich Falke vertauschte seinen Aufenthalt zu Etgersleben ebenfalls mit dem zu Egeln, da er ja an beiden Orten einem Herrn, dem Grafen v. Barby diente.

2.

Wir wollen nicht länger bei der Erzählung einer Liebesgeschichte verweilen, welche, wie wohl jede, gute und böse Tage, frohe und trübe Stunden unter ihren Begleitern zählt. Der Schäfer, Heinrich Falke, liebte seine Agnes nicht hoffnungslos, denn ihm ward von ihrer Seite mit gleicher Liebe gelohnt, aber dennoch hatte er keine Hoffnung jemals zu ihrem Besitz zu gelangen. Der Leibschütz Fuchs hatte dem Andringen seines Kameraden, des Knappen Statius, ihm sein Töchterlein zur Ehe zu geben, nicht länger widerstehen können, da derselbe in hoher Gunst bei dem Grafen stand und von den reichen Geschenken, die neben seinem Solde ihm vorzugsweise vor Anderen zu Theil wurden, sich ein recht ansehnliches Vermögen gesammelt hatte. Agnes mußte, wollte sie nicht die Liebe des zwar guten aber auch strengen Vaters für immer verscherzen, sich mit Statius verloben lassen. Lange Zeit verbargen Falke und Agnes ihr inniges Verhältniß mit Glück und fanden täglich Gelegenheit, sich im Verborgenen zu sprechen, und den Knoten ihres Bundes immer fester zu schlingen; doch eines Abends überraschte sie der Knappe Statius und würde ohnfehlbar den unbewaffneten Schäfer durchbohrt haben, wäre ihm dieser nicht mit Gewandheit unterlaufen und hätte ihm das tötende Eisen aus der Faust gedrehet. Die beiden Nebenbuhler geriethen ins Hand=

gemenge, bei welchem Statius zu Boden geworfen und Angesichts seiner lieblosen Verlobten tüchtig durchgebläuet ward. Einige Tage darauf war Agnes verschwunden; sie befand sich im Agnetenkloster zu Magdeburg, welches von der Hohenpforte rechts, wo sich jetzt der kleine Wald befindet und der Weg nach der Elbe führt, stand, und vom General Eckmil im Jahre **1812** mit der halben Neustadt abgerissen wurde, um vorerst ihr Probejahr zu bestehen, und sich dann dieser frommen Stiftung als Nonne einverleiben zu lassen. Man muß wissen, daß Jungfrauen selbst gegen den Willen ihrer Eltern den Schleier nehmen durften, wenn sie einen innern Drang und Beruf fühlten, dem Weltleben zu entsagen und ihr irdisches Dasein dem Herrn in der stillen Klosterzelle zu weihen. Dieser Schritt hatte nun zwar für immer die unfreiwillige Verlobung der armen Agnes mit dem ihr verhaßten Knappen Statius vernichtet, aber sie hatte damit auch das rosige Band zerrissen, welches sie mit dem geliebten Falke verband. Es muß hier eingeschaltet werden, daß Heinrich Falke kein gewöhnlicher Schäfer, das heißt, nicht etwa der Sohn eines gemeinen Hirten oder Schaafmeisters war, der von Kindheit an die Heerden geweidet und seine Jugend in geistiger Trägheit und Unwissenheit zugebracht hatte, er war aus dem Böhmerlande und mit dem Polenkönig als zarter Jüngling nach Sachsen gekommen, hier mit seinem Vater gefangen und gen Egeln ge-

bracht worden, wo ihn der Graf von Barby lieb gewonnen, auf die Burg Etgersleben gebracht und ihm überlassen hatte, sich nach seinen Neigungen eine Lebensweise zu wählen. Der nur für die Reize der Natur lebende Jüngling hatte aus eigenem, freien Willen den Schäferstand gewählt und gefiel sich darin so außerordentlich, daß er alle Anerbietungen, als Knappe oder Leibdiener in des Grafen Dienste zu treten, beharrlich ausgeschlagen hatte. Jetzt, wo sein Liebstes auf Erden, seine ihm theuere Agnes im Kloster zu Magdeburg war, litt es ihn nicht mehr in Egeln; er machte sich eines Tages gen Magdeburg auf und erfuhr hier zu seiner großen Freude, daß der Schäferdienst auf dem Vorwerke des Klosters Bergen vakant und, wenn er mit guten Empfehlungen versehen, sich darum bewerbe, wohl zu erlangen sei. Alles ging ihm nach Wunsch und bald nach seines geliebten Mädchens Abreise trat er den neuen Dienst an. Erst dann, als er seinen neuen Posten verwaltete, erkannte er, daß er dennoch eine Thorheit begangen hatte, denn was konnte ihm sein Aufenthalt in Magdeburg nützen, da die geliebte Agnes hinter starken Klostermauern verborgen und für die Welt, folglich auch für ihn, verloren war; hier vermochte er weder mit List, noch mit Gewalt auch nur ein einziges Mal das Glück zu erreichen, sie sehen oder sprechen zu können, der Anblick des grauen Klostergebäudes regte nur schmerzliche Erinnerungen in seiner Seele auf, Erinnerungen, die sich an

eine schöne Vergangenheit knüpften und mit der Gegenwart oder Zukunft nichts gemein hatten. So jung und kräftig, so rüstig, gesund und lebensfroh er auch immer gewesen war, das peinliche Gefühl, der Geliebten nahe zu sein und sie doch nicht einmal sehen oder sprechen zu können, machte ihn zum frommen Schwärmer und Kopfhänger. Er war früher schon mehrmals in Magdeburg gewesen und hatte dessen schönste Zierden, das vom Kaiser Otto gestiftete, schöne Benediktinerkloster, so wie den nachher von Demselben erbauten erhabenen Dom gesehen. Diese ehrwürdigen Denkmähler eines für die Geschichte der Stadt unvergänglichen Zeitalters lagen in Trümmern, unter Schutt und Asche lag die glorreiche Vergangenheit, lag die Hoffnung der Zukunft, ihrer Wiederherstellung, begraben, denn wie war es denkbar, daß in der Zeit, wo fortwährend Kriege das Mark der guten Bürger ausgesaugt und die Kassen des Erzbisthums erschöpft hatten, große Neubauten hätten unternommen und ausgeführt werden können? So dachte unser armer Schäfer, so dachte jeder um das Wohl der Stadt besorgte Magdeburger, so dachte selbst der fromme Erzbischof Albert, welcher zwar lange schon mit dem Gedanken schwanger ging, einen neuen Dom zu bauen, dessen Pläne aber stets an der Unzulänglichkeit der Mittel scheiterten. Die Brandstätten der beiden eingeäscherten Tempel waren mit Gras bewachsen, die alten Ruinen lagen wie die Gebeine zweier gewaltiger Riesen unter

grauen Stein- und Erdhaufen und Niemand konnte vorübergehen, ohne der Schmach solcher Zerstörung eine mitleidige Thräne zu weinen. Der junge Schäfer Falke hatte ein gefühlvolles Herz, seine unglückliche Liebe hatte die Reizbarkeit seines Gefühls noch mehr erhöhet und wenn er konnte, trieb er mit seiner Heerde vorüber und blieb, auf den langen Schäferstab gestützt, vor den Ruinen stehen und stellte tiefe, fromme Betrachtungen an. Er hatte sich niemals Reichthum und irdische Glücksgüter gewünscht, er war immer mit seinem Schicksale zufrieden gewesen und hatte sich auch mit Wenigem seines Daseins gefreuet. Das war jetzt alles anders. Seine schönste Hoffnung lag, wie der ehrwürdige Dom in Trümmern und nicht einmal ein kleines Andenken besaß er von der geliebten Agnes. Sein Geist hatte eine andere Richtung genommen, er fand den Frieden seiner Seele nur im Gebet. Ach! dachte er, so oft er auf den Ruinen des Doms stand, hättest du nur soviel, um eine kleine Kapelle bauen zu können! Du würdest sie dem Andenken deiner Agnes weihen und gewiß mit Trost und Stärkung das kleine Bethaus verlassen! —

Zu Michael des Jahres 1208 regte sich ein großes buntes Leben in Magdeburg, denn der Mauritiustag war angebrochen und sollte durch ein gar sinniges Fest verherrlicht werden. Nach einer feierlichen Messe in der Kirche U. L. F. sahe man eine ungeheuere Volksmenge, Einheimische und Fremde

Fürsten und Priester, den böhmischen Prinzen Theobald, welcher einen Theil seiner Jugend in Magdeburg zugebracht und daselbst studirt hatte, den Domprobst Burkhardt von Hildesheim, welcher später dem Erzbischof Albert succedirte, so wie den Bruder des Erzbischofs, den reichen und angesehenen Grafen Hildebrand so wie noch viele andere hohe Personen nach dem erzbischöflichen Palaste ziehen, wo die Freuden einer schwelgerischen Tafel zum Genuß einluden. In dem großen, kaum mit den Augen zu übersehenden Prunksaale saßen um eine reich besetzte, die feinsten Wohlgerüche verbreitenden Tafel die hohen Herren und Gäste und schmaus'ten. Es war kein üppiges Lottermahl, was man aus Ehr- und Ruhmsucht spendete, nein, der fromme Erzbischof hatte eine gar andere Absicht, er wollte den Anfang zu einer Sammlung machen, um dereinst an einen Dombau denken und den Gedanken möglichst bald verwirklichen zu können. Um seinen Worten, die er an die hohe Versammlung zu richten gedachte, mehr Gewicht zu geben, hatte er sich in den höchsten Glanz seiner erzbischöflichen Würde gehüllt. Auf einem reich vergoldeten Armsessel von blauem Sammt saß Albert am oberen Ende der Tafel mit dem Pallium, einem von drei goldenen Nadeln über der Brust festgehaltenen, um die Schultern geschlungenen Kragen von weißer Wolle mit schwarzen und karmoisinrothen Kreuzen, bekleidet, auf der Rücklehne des Sessels ragte über dem

Haupte des hohen Prälaten eine goldene Krone hervor, welche an beiden Seiten von zwei Löwen gehalten ward, ihm zur Rechten saß der päpstliche Legat und zur Linken der Böhmerfürst Theobald. Es würde zu weit führen, wenn wir den Glanz und die Herrlichkeit beschreiben wollten, worin das Innere und Aeußere des Palastes gleichsam schwammen. Der Zweck des großen Festmahls wurde erreicht, denn sowohl an der Tafel als auch unter dem Volke, welches diesen in dichten Haufen umlagerte und unter welches mit fürstlicher Freigebigkeit Früchte und Wein verabreicht ward, kreis'te der an einer Stange von Ebenholz befestigte Beutel, in welchem von einem Kämmerer Beiträge zum Dombau gesammelt wurden. —

Nur eine Minute lang mischte sich der junge Schäfer Falke unter die wogende Menge, warf sein Scherflein in den schon ziemlich vollen Beutel und kehrte zu den Ruinen des Doms zurück, wo die von seinem treuen Hunde bewachte Hammelheerde immer noch friedlich gras'te. Die Sonne war längst über die Berge und nur der Widerschein des goldenen Abendroths leuchtete hell genug, daß er die einzelnen Thiere erkennen und zählen konnte. Aber es war als solle er die Stelle gar nicht verlassen, von welcher aus er die Trümmer der in Staub und Asche verfallenen Tempel übersahe, zu deren Wiederherstellung eine so hohe und reiche Gesellschaft im erzbischöflichen Palast Beiträge sammelte. Doch der Abend nah'te

und er mußte fort. Da bemerkte er, wie sein Hund am Rand des alten Mauerwerks, da wo das von Otto dem Großen gestiftete Mauritius- oder Benediktiner-Kloster gestanden hatte, mit den Pfoten scharrte und die Nase an das Gestein legte, als ob er darunter einen Braten wittere. Nur flüchtig hatte der Schäfer dieses Scharren des Hundes bemerkt und kehrte, ihn abrufend, mit der Heerde nach Haus zurück. Es war als ob es ihn unwiderstehlich nach den Ruinen der eingeäscherten Tempel ziehe, denn am Früh-Abend des folgenden Tages saß er wieder auf einem von Rauch geschwärzten Steine jener Brandstätte und schnitzte eifrig, denn es begann schon zu dunkeln, an einem Muttergottesbilde, das er bisweilen vor die Augen hielt und mit einer Kennermiene betrachtete, als ob er die Gottesmutter leibhaftig gesehen hätte und sich ihrer himmlischen Gesichtszüge erinnern könne. Ja, dachte er bei sich und that einen tiefen Seufzer, ja, so soll es sein! Ist es auch ein Andenken ohne Werth, nur ein schlechtes hölzernes Bild von einem unerfahrenen Menschen geformt, der die hohe Kunst der zierlichen Bildschnitzerei nicht nach Regeln gelernt hat, so wird es der guten Agnes in der klösterlichen Einsamkeit doch Freude machen, wenn sie nur weiß, daß ich es ihr zu Liebe mit meinen Händen gemacht habe. Aber es wird ja Nacht, wenn ich länger verweile! rief er, sich vergessend, laut aus und richtetete seine Blicke nach dem Hunde, um ihn

zum Zusammentreiben der zerstreuten Heerde zu rufen. Auch jetzt scharrte das sonst nur den Befehlen seines Herrn gewärtige Thier an der gestrigen Stelle und es bedurfte eines wiederholten Rufes, um ihn zur Erfüllung der gewöhnten Pflicht zu bringen. Wohl acht Tage mochten vergangen sein, daß Heinrich Falke nicht wieder auf den Domplatz gekommen war, es hatte geregnet und das Gras war auf den Brandstätten der eingeäscherten Kirchen üppig emporgeschossen, da fand sich der junge Schäfer mit dem Sinken der Sonne wieder auf den ihm ordentlich lieb gewordenen Ruinen ein. Er hatte seit dieser Zeit täglich an dem Marienbilde gearbeitet, trug es wie eine theure Heilige im Busen, zwischen der bundgestreiften Weste und dem Hemde und langte es, sich auf seinen Schäferstab stützend hervor. Sieh! sagte er, liebes Bildchen nun siehst du doch schon einer Heiligen ähnlich! Die Streifen um den Kopf fehlten vor acht Tagen noch und haben mir viel Mühe gemacht, morgen mußt du vollendet werden und dann hin zu ihr! Ach! könntest du sprechen, du würdest ihr sagen, wie oft ich ihrer in Liebe und Wehmuth gedacht habe! Nun sie wird es aus deinen Augen lesen, wie traurig ich bei der Arbeit gewesen bin! — Er drückte das kleine Bild an seine Lippen und wischte mit der Hand die Thränen von den Wangen, die ihm aus den blöden Augen rannen. Ach! er hatte die Augen so voll von Thränen, daß ihm Alles wie in Nebel gehüllt erschien

was er um und vor sich sahe. Er hörte wohl das Rauschen der ihn umgebenden Heerde, wie sie noch gierig grasete, aber sein Hund, der ihm sonst immer zur Seite stand, fehlte. Er rief ihn, doch der sonst so folgsame Diener kam nicht, da strengte er seine Sehkraft noch einmal an und bemerkte abermals, wie das treue Thier gerade ihm gegenüber an der nämlichen Stelle, wo er schon zweimal so emsig gescharrt hatte, dasselbe Geschäft fortsetzte. Laß doch sehen, Herkules, sagte er! was du da witterst! Mit diesen Worten schritt er auf das alte Gemäuer zu und stieß den langen Schäferstab zwischen eine Fuge. Der Steinritz schien sich zu erweitern und der Stab fuhr tief in den Boden. Ein dumpfer Schall, wie auf Erz oder Eisen, dröhnte ihm entgegen. Rasch zog er den Stab zurück und versuchte den Stein mit der Hand zu lüften, die Steinplatte bewegte sich und er konnte sie emporheben. Was mag da unten sein? etwa ein Grab? hu, es überlief ihn eiskalt! Er sahe eine Reihe Stufen. Mit Gott! sagte er und ging hinab. Da war es aber dunkel unten, doch fühlte er mit den Händen eine eiserne Truhe, die er nicht zu bewegen vermochte! Herr Gott! rief er aus, wenn die voll Gold, wenn das ein Schatz wäre! aus Dankbarkeit gegen Gott wolltest du eine Kapelle bauen und sie ihrer Namensschwester, der heiligen Agnes weihen. Eilig kehrte er zurück, trieb die Heerde nach dem Stall und kehrte mit einer Handleuchte wieder

zur Höhle. Leicht fand er sie wieder, hob den Deckel von der Truhe und fand sie mit puren Gold= und Silbermünzen angefüllt. Lange betrachtete er den großen Schatz, dann warf er sich nieder, betete recht andächtig und sagte: Das ist ein Gottesschatz, damit kann ein großes, heiliges Werk ausgeführt werden! Hin zum hochwürdigen Erzbischof, der mag beschließen, was damit werden soll!

Es war zwar schon zu spät, um im erzbischöflichen Palast vorzusprechen, aber er vermochte nicht bis zum Morgen zu warten und seinen Eifer zu zügeln, er mußte den Erzbischof sprechen, und wenn er ihn aus Abrahams Schooße hätte reißen sollen. Was sich der Mensch nur recht ernstlich vorsetzt, das wird ihm, wenn er in seinem Eifer beharrt, gewiß gelingen. Der Erzbischof hatte sich, erschöpft und ermüdet seit mehreren Tagen von dem vielen Sprechen und Ermuntern zur Unterstützung des Dombaues, in sein Gemach zurückgezogen und war eben im Begriff, auf einem Ruhebett sich zu erholen, als ihm der Schäfer Heinrich Falke gemeldet, dabei aber sogleich bemerkt ward, daß sich der junge Mann durchaus nicht habe abweisen lassen, daß er vorgebe, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit vorzutragen zu haben, die er ihm, dem hochwürdigen Prälaten, selbst mittheilen müsse. Albert befahl ihn eintreten zu lassen, hieß, auf Ersuchen des Schäfers, alle seine Diener entfernen und unterhielt sich über eine halbe Stunde lang allein mit ihm.

Dann gebot er zweien Dienern ihm zu folgen, ließ einige Leuchten mitnehmen und begab sich mit dem jungen Schäfer nach den Ruinen des Doms. Man kann sich denken, daß dieser geheimnißvolle Gang in Begleitung eines Schäfers überall die größte Neugierde erregte; einige glaubten, es gäbe einen bösen Geist zu beschwören, der sich habe sehen lassen, andere meinten, der Schäfer, von dem man wußte, daß er ein Böhme war, sei ein geheimer Kundschafter, der überhaupt die Schäfersrolle nur zum Schein übernommen habe und so errieth Niemand das Wahre.

Heinrich Falke mußte, als Führer, vorausschreiten, ihm folgte der Erzbischof mit seinen Dienern. Auf der Stelle, wo am Rande eines Stücks alter Mauer von dem durch Brand zerstörten Benediktiner-Kloster der Schäferstab lag, machten sie Halt, der Schäfer hob die Steinplatte empor und stieg, die Leuchte in der Hand, mehrere breite Stufen hinab. Der Erzbischof Albert stutzte Anfangs und zögerte zu folgen, als ihm aber Falke mit einer Hand voll Goldstücken entgegen kam, da stellte sich der feste Glaube an einen Schatz ein, und es fand sich auch Albert in seiner hohen Erwartung, die ihm bei dem Anblick des Goldes beikam, nicht getäuscht. Eine große eiserne Truhe, die kaum vier Menschen zu Tage fördern konnten, und darneben ein kleineres Gefäß wurden aus der Tiefe des Gewölbes herausgebracht. Es war jenes Gewölbe ein ohngefähr 12 Fuß tiefes,

6 Fuß breites und eben so langes regelmäßig und gut vermauertes Behältniß, einer Grabstätte ähnlich, in welcher nur der Sarg mit dem Leichnam fehlte. Stellt man sich außerhalb unsers heutigen Doms, auf der Abendseite an die Ecke links, von wo aus man über dem Paradiese das in Stein gehauene Bild des Schäfers sieht, so wird man nicht irren, wenn man auf der Stelle zu stehen glaubt, wo sich jener Schatz in dem unterirdischen Gewölbe befand.

Nun sag' an, mein Sohn! sprach der Erzbischof zu dem Schäfer, als der Schatz aus der Erde gebracht war, wohin soll er gebracht werden? und ist es noch dein Wunsch, daß er zum Bau eines Bethauses oder wohl gar eines neuen Doms verwendet werde, wie du mir vorhin zu erkennen gegeben hast? Du bist der von Gott erkorene Finder dieses gewiß sehr erheblichen Schatzes und darum soll dein Wille um so gewissenhafter befolgt werden, als du, wie du mir bekannt hast, schon lange dich mit dem frommen Gedanken gequält hast, einmal wenigstens eine Kapelle oder ein kleineres Bethaus zu bauen. Erkläre dich und bestimme, wann und wie der Bau begonnen werden soll!

Falke war ein zu guter und uneigennütziger Mensch, als daß er sich einer Autorität oder Gewalt des Willens hätte anmaßen sollen. Er sagte: Laßt das Geld in euren Palast schaffen, gnädiger Herr! und verfügt darüber nach eurem eigenen Belieben und

besseren Einsichten! Mein Wille ist, daß das Geld zum Dombau verwendet werde und kein Stück soll darunter sein, das ich davon jemals mir zueignen werde. Der Wille des braven Schäfers wurde befolgt, man brachte die Gefäße mit dem Gelde in den erzbischöflichen Palast, wo sie unter sichern Verschluß gelegt, der Schlüssel zu dem Behältniß dem Schäfer übergeben und der nächste Morgen zur weiteren Berathung des so wichtigen Gegenstandes festgesetzt ward.

Heinrich Falke stellte sich pünktlich zu der Stunde, auf welche er beschieden war, bei dem Erzbischof ein und fand daselbst eine zahlreiche Versammlung von Männern, die sich mehr oder weniger für einen Dombau interessirten oder sonst dabei, wenn er wirklich zur Ausführung gedeihen sollte, nöthig waren. Außer dem Erzbischof Albert waren anwesend die sämmtlichen Capitularen oder Domherren, eine Deputation der Bürgerschaft, die Vorstände der Baugewerke und andere Männer von Gewicht, vor allen der im In- und Auslande rühmlichst bekannte Techniker und Baumeister Bonsak. Man kam dahin überein, daß nach dem von dem Baumeister Bonsak bereits entworfenen Plane eine neue Kathedrale oder Domkirche gebauet werden sollte. Der Schäfer, als Bauherr betrachtet und gleichsam von Gott dazu berufen, sollte die wesentliche Ausführung des Baues leiten, die Stelle bestimmen, wohin, und die Größe, Höhe und Länge angeben, wornach gebauet werde und die unbeschränkte,

ausschließende Disposition über den Schatz haben, auch die Ausgaben ohne weitere Verantwortung davon bestreiten. Ein heiteres Mahl schloß die Berathung; Der Schäfer mußte den erzbischöflichen Palast beziehen und ging schon am nächsten Tage mit dem genannten Baumeister an die Arbeit, prüfte mit ihm den Plan, gab Vorschläge und Aenderungen an und unterzog sich dem gewiß schwierigen Geschäft mit dem rastlosen Eifer, den man von ihm, einem für die gute und heilige Sache so hoch begeisterten Jünglinge erwartet hatte. Er wohnte im Palaste des Erzbischofs und hatte das Regiment über seine Hammelheerde, das er aus Neigung nicht aufgeben wollte, seinem ehrlichen Knechte, Kasper, übertragen. Täglich brachte er mit dem Baumeister Bonsak zu und nur bisweilen nahm der Erzbischof von den Arbeiten, die sich Anfangs nur um die Größe und Form, um einige wesentliche Veränderungen des vorgelegten Plans und um einen ohngefähren Kostenanschlag handelten, Kenntniß; der begeisterte Schäfer blieb der Schöpfer des großen Werks und bewies täglich mehr und mehr, daß ihm der Herr bei seinem frommen Sinne auch Verstand genug verliehen hatte, um die ihm gewordene schwere Aufgabe zu lösen. Darum ist auch der Dom, wie er heutigen Tages noch steht, im deutschen Geschmack erbaut und in ihm wird das Andenken seiner Begründer, besonders des damals hochberühmten Künstlers Bonsak, fortwährend hochgeehret werden. Wenn

sich übrigens der Erzbischof Albert weniger mit Ernst dem Dombau widmete und diese Sorge dem Schäfer überließ, so darf man dies nicht etwa als einen Mangel an Sinn und Gefühl für das fromme Werk betrachten, sondern den Grund hiervon in einer ganz andern Ursache suchen. Durch die eine Reihe von Jahren hintereinander stattgehabten Kriegsvorfälle und Verwüstungen an den äußeren Umgebungen der Stadt hatte diese so ungeheure Beschädigungen erlitten, daß eine Wiederherstellung derselben dringend nöthig erschien. Albert unterzog sich ruhmvoll diesem Unternehmen, und erwarb sich dabei das Verdienst, die Stadt bedeutend erweitert, ja fast um die Hälfte vergrößert zu haben.

Der Grund zum Dombau war gelegt, das Schiff der Kirche von unten herauf schon weit gediehen, als im Jahre 1209 eines Morgens der Schäfer Falke bei dem Erzbischof Albert, zu dem der junge Mann stets freien Zutritt hatte, eintrat und ihn mit trauriger Miene anredete: Ihr seid immer so gütig gegen mich gewesen, gnädiger Herr! erlaubt mir daher, euch ein Anliegen vortragen zu dürfen, welches mir schwer auf dem Herzen liegt, und das auch den Keim zu dem großen Mißmuthe gelegt hat, den man mit Recht an mir tadelt, dessen ich mich aber nicht eher entäußern kann, bis die veranlassende Ursache gehoben ist; denn ich war sonst ein froher und lebenslustiger Gesell und werde, wenn mein Lebensmuth,

wie bisher, täglich mehr niedergedrückt wird, wohl den unternommenen Dombau nicht fortsetzen, wenigstens nicht ausführen können.

Sprich, mein Sohn! redete Albert dem jungen Schäfer zu, was es auch sein möge, vertraue mir es, kann ich es ohne Sünde thun, so rechne auf meine Hülfe und auf meinen Beistand!

Ja, ihr könnt mir helfen, gnädiger Herr! nahm Falke das Wort wieder; hört mich an! ich werde es kurz machen, und bei gelegener Zeit Euch Alles umständlicher erzählen! Seit nunmehro länger als einem Jahre liebe ich ein Mädchen und bin ihrer Gegenliebe in gleichem Grade versichert. Da wird das arme Geschöpf auf einmal mit einem anderen, ungeliebten Manne verlobt und weiß nun in der Verzweiflung, um ihrem Verlobten nicht als Hausfrau angetrauet werden zu können, nichts anderes zu thun, als daß es in's Kloster geht. Agnes heißt meine Geliebte, sie besteht zur Zeit ihr Probejahr im hiesigen Agnetenkloster und ist die Tochter des gräflichen Leibschützen Fuchs zu Egeln, der mit seinem Weibe zu stolz war, sein Kind einem Schäfer zu verehelichen. Und wer ist — frug der Erzbischof dazwischen — der Eurer Geliebten wider Willen Verlobte? Das ist — sagte der Schäfer — ein Gräflicher Leibknappe zu Egeln, Hans Statius benamset, gegen den ich gerade keinen Groll habe, ob ich ihn schon, als er mich einmal mit Agnes belauschte und mit dem Schwerdte durch-

bohren wollte, tüchtig abgebläuet habe. Wie könnte ich es ihm aber verdenken, die reizende Agnes zu lieben? Nur die Eltern meiner Agnes handeln nicht brav gegen ihr Kind, da sie wissen, daß sie nur mich liebt und nie einwilligen wird, eines andern Weib zu werden. Seht! das Probejahr ist bald abgelaufen und da möchte wohl rasch gehandelt werden müssen, wenn ich Agnes erlangen will, die wohl das Kloster nur ungern herausgeben würde, da sie von ihren Eltern Vermögen zu erwarten hat!

Beruhige dich mein Sohn, tröstete der Erzbischof, ich werde handeln und verspreche dir einen guten Erfolg. Vorläufig werde ich dafür sorgen, daß Agnes nicht als Nonne eingekleidet wird und dann werde ich mit ihren Eltern sprechen, nur wenn diese mir grundlosen Trotz entgegen setzen, sie durch die mir zu Gebote stehenden Mittel zur Einwilligung in die Ehe ihrer Tochter mit dir zwingen. Der junge Schäfer küßte dankbaren Blicks die Hand des ihm wohlwollenden Kirchenfürsten und ging mit mehr Ruhe und Heiterkeit als sonst, an seine Arbeit.

3.

Ein halbes Jahr darauf war Agnes dem Agneten-Kloster entnommen und lebte auf Kosten des Erzbischofs bei der Aebtissin als Freundin und Gesellschafterin,

denn diese hatte das junge Mädchen lieb gewonnen und mochte sich nicht eher gern von ihr trennen, bis sich ihr Schicksal entscheiden würde. Sie kam dann und wann in den erzbischöflichen Palast und hatte Erlaubniß unter den Augen des Erzbischofs mit dem Schäfer Falke zu sprechen. Albert sprach den Liebenden Muth ein, verhieß ihnen mit aller Zuversicht ihre baldige Vereinigung, selbst in dem Falle, wenn die Eltern ihre Einwilligung nicht geben würden, und machte es dem Schäfer zur Pflicht, neben seinem Geschäft des Dombaues auch seine eigenen Angelegenheiten nicht zu vernachlässigen, daher für sich und seine künftige Hausfrau ein räumliches Quartier zu suchen und dasselbe mit den nöthigen Erfordernissen und Bequemlichkeiten einzurichten. Wie gern, ja wie freudig der junge Schäfer diese Pflicht erfüllte, wie glücklich sich die beiden Liebenden fühlten, wenn sie davon sprechen, sich über ihre Zukunft, über Wohnung und Hausgeräth berathen konnten, kann man sich leicht denken. Der Erzbischof überraschte sie eines Tages mit der angenehmen Nachricht, daß nun wohl alles in Güte und Frieden sich werde ausgleichen lassen, der Probst zu Egeln habe ihm berichtet, daß die Eltern geneigt wären, ihre Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter Agnes mit dem Schäfer Falke zu ertheilen, daß sie aber die Elternfreude genießen wollten, selbst nach Magdeburg zu kommen, ihren Willen persönlich auszusprechen und zugleich den herrlichen Dombau zu

bewundern, dessen Unternehmung das Verdienst ihres künftigen Schwiegersohnes sei; es sei jedoch, hatte der Berichterstatter hinzugefügt, zur Zeit die Mutter von Agnes krank, weshalb sich die Ankunft des Fuchsischen Ehepaars wohl noch um einige Tage oder Wochen verziehen könne. Ach! wie freute sich das glückliche Paar bei dieser frohen Nachricht! Agnes hatte immer gefürchtet, der strenge Vater werde auf seine Weigerung bestehen, denn ihr Verlobter, Hans Statius, war sein Freund und Kamerad und diesem trauete sie nicht, er hatte ein böses, rachsüchtiges Gemüth und konnte, wie sie meinte, es nimmer verschmerzen, daß er einmal von dem Schäfer, den er hatte tödten wollen, recht tüchtig durchgebläuet worden war. Wahrscheinlich hatte der Probst die geliebten Eltern zum Nachgeben bestimmt und sie zu der Ueberzeugung gebracht, daß sie als Nonne ihnen für immer ein verlohrnes Kind sei. O! wie glücklich fühlte sich die fromme Jungfrau, deren Geist in der klösterlichen Stille eine hohe, heilige Richtung erhalten hatte, wenn sie erwog, daß ihr die guten Eltern nicht mehr zürnten, daß sie persönlich zu ihr kommen und sie als ihr einziges, stets folgsames Kind umarmen wollten! Die Mutter war krank — hatte der Probst berichtet — aber die Krankheit konnte unmöglich von Bedeutung sein, denn er hatte beruhigend hinzugesetzt: nur um einige Tage oder Wochen werde sich dadurch die Ankunft der Eltern in Magdeburg verziehen.

In der frohen Hoffnung, mit dem geliebten Heinrich nun doch gewiß und wahrscheinlich recht bald vereinigt zu werden, sich mit den theuren Eltern zu versöhnen und unter allen Umständen einer recht heiteren Zukunft entgegensehen zu dürfen, lebte Agnes sich und ihrer Liebe, ihrem Geliebten und der zarten Sorge einer häuslichen Einrichtung, die sie dem mit dem Dombau schwer belasteten Jünglinge freudig abnahm, auch der Schäfer wurde ein ganz anderer Mensch, vom früh'sten Morgen an bis in die spätesten Abendstunden war er thätig und emsig, heiter und fröhlich und blies noch in tiefer Nacht auf seiner lieben Flöte die schönen Weisen, welche seine Agnes einst so bezaubert hatten. Viel, unendlich viel Arbeit verursachte ihm die Auszahlung der vielen Arbeitsleute, deren jeder täglich einen Groschen, einen damals sehr hohen Lohn, empfing, die sich aber auch zur Arbeit drängten, da die meisten von ihnen Weib und Kinder hatten, mit denen sie nun ohne Nahrungssorgen leben, ja sich wol etwas zurücklegen konnten, um sich mit den Ihrigen einmal einen guten Tag zu machen.

Doch Niemand baue auf die Beständigkeit des Glücks! es gleicht einem schönen Junitage, dessen Frühsonne uns holdlächelnd auf dem Lager begrüßt, die sich aber mit dem nahenden Mittag hinter schwarze, verrätherische Wolken birgt und uns verläßt, wenn Blitz und Hagel, Donner und Sturm sich einigen,

die Hoffnung der Saaten vernichten, Tempel und Wohnungen zerstören, und uns zum elenden Bettler machen; dann tritt sie wieder hervor, die prangende Himmelsleuchte und zeigt uns die Spuren der Verwüstung, welche das Ungewitter hervorbrachte. O, wer mag ihr trauen, der falschen Himmelskönigin mit ihren schmeichelnden Gluthstrahlen?! Wer mag dem Glück vertrauen, wenn es sich schmeichelnd an unsere Fersen hängt?! Bleich und verstört in den edeln Gesichtszügen trat eines Tages der Erzbischof Albert in die Werkstätte Meister Bonsaks ein, bei welchem sich unser glücklicher Schäfer befand und mit ihm über die Hallen und Bogen sprach, zu welchen die behauenen Steine angefahren und über deren Bau und Construktion Beide noch nicht einig waren.

Möge Euch Gott helfen, Unglücklicher! sagte der ehrwürdige Prälat zu dem jungen Schäfer, Ihr seid eines schweren Verbrechens angeschuldigt und werdet in dieser Minute noch in den Thurm gebracht werden, wo man die Mörder zu verwahren pflegt! Seid Ihr schuldig, dann hab' ich mich sehr geirrt in Eurem ehrlichen Gesicht, seid Ihr unschuldig, so vertrauet Gott und meiner Freundschaft! Ich werde thun, was mir Pflicht und Gewissen gebieten!

Heinrich Falke erbleichte, er versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb ihm auf der Lippe und der Erzbischof war längst fort, als er dem edeln Bonsak in die Arme fiel und im schmerzlichsten Wehetone

ausrief: Möge über mich kommen, was da wolle, ich bin mir keiner bösen That bewußt, triumphirt die Bosheit meiner Feinde, so schwört mir, daß Ihr meine Agnes bestimmen wollet, augenblicklich in das Kloster zurückzukehren und den Schleier zu nehmen, damit sie nicht das Opfer meines unglücklichen Falles, nicht das Weib meines Nebenbuhlers, des rachedurstigen Hans Statius werde, der gewiß mit dem verblendeten Vater des Mädchens einen teuflischen Plan geschmiedet hat, dem ich nicht entrinnen werde.

Der brave Künstler tröstete den ihm lieb gewordenen jungen Mann, so gut er es vermochte, sprach ihm Muth zu, sein Schicksal mit Standhaftigkeit zu ertragen und schloß seine Rede mit den Worten: Wohl Euch, Freund! wenn Ihr reines Herzens und Euch keines Fehls bewußt seid, denn die Unschuld hat im Himmel einen Freund! Euch ist aber schon auf Erden ein mächtiger Freund zur Seite in unserm hochwürdigen Erzbischof, der, wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, unschuldig seid, Gewalt genug hat, Euch den Klauen Eurer Feinde oder Verfolger zu entreißen.

Aber, was mag es sein, wessen man mich anklagen könnte? frug, den Kopf sinnend auf die rechte Hand gestützt, der Schäfer; kann ich mir doch kaum denken, was der rachesüchtige Statius ersonnen haben könnte, um mir eine Grube zu graben!

Ihr müßt weiter zurückdenken! entgegnete ihm der Baumeister; seid Ihr nicht ein Böhme? Wenn

mich nicht Alles trügt, seid Ihr nicht hinter der Heerde aufgewachsen, vielleicht waret Ihr in Kriegsdiensten an einem fremden Hofe und mögt dort ein Abenteuer bestanden haben, welches erst jetzt unangenehme Folgen über Euch ausschütten wird. Doch verzeiht es unserer Freundschaft, wenn ich vielleicht eine Saite berührt haben sollte, die Euch nicht wohlklingend ist.

Wohl bin ich ein Böhme — sagte der Schäfer mit Wärme — und bin auch nicht hinter der Heerde aufgewachsen, aber auch als Böhme bin ich mir keines Verbrechens bewußt, auch könnte, was ich dort begangen, hier wol nicht gerichtet werden, und was meinen Stand anlangt, so bin ich aus Neigung und Liebe ein Schäfer.

Das Gespräch der beiden Freunde wurde von der Wache unterbrochen, welche jetzt eintrat und dem unglücklichen Schäfer seine Verhaftung ankündigte, ihn auch sogleich mit sich fortnahm, um ihn an die auf der Straße harrenden Büttel abzuliefern, welchen es nicht gestattet war, in den erzbischöflichen Palast zu dringen und darin einen gerichtlichen Haftbefehl zu vollstrecken.

Ganz Magdeburg war auf den Beinen, als die beiden Frohne, in ihren eisernen Panzerröcken und mit Partisanen bewaffnet, den allgeliebten Schäfer nach dem breiten Wege in die Gefängnisse des Rathhauses führten, denn man weiß, daß sich das Rathhaus bis

zum Jahr 1293 am breiten Wege und zwar auf der Stelle befand, wo gegenwärtig das Knevelsche Haus stehet, in dem gedachten Jahre brannte es zum zweiten Mal ab und wurde dafür das heutige erbaut.

Niemand erschrak mehr über ein so unglückliches Ereigniß, als Agnes, die sich die Zukunft täglich mit rosigen Farben gemalt und vollauf mit der künftigen Einrichtung zu thun hatte. Sie warf sich der Aebtissin an die Brust und beschwor sie, ihr bei dem Erzbischof die Erlaubniß auszuwirken, den Geliebten im Kerker besuchen zu dürfen, doch ihr Leidensbecher sollte erst voll werden; der Erzbischof ließ sie vor sich rufen und machte sie, zwar mit aller Schonung und unter den Augen der frommen Aebtissin, aber doch mit einer That bekannt, deren Erzählung gleich Anfangs das unglückliche Mädchen von Sinnen brachte. Ihre beiden Eltern, der Leibschütz Fuchs nemlich und seine Gattin waren schnell nach einander, allen Zeichen und Umständen nach, an Gift gestorben, welches ihnen der Schäfer Heinrich Falke gemischt und bei einem Besuche in Egeln, als er sie zur Einwilligung in die Verehelichung mit Agnes überreden wollen, gleißnerisch gereicht haben sollte. Der Knappe Statius hatte sich zum Zeugen aufgeworfen, daß er den Schäfer kurz vor dem Ableben der Fuchsischen Eheleute bei denselben gesehen und getroffen habe und hatte sich erboten, seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen. Seine Aussage verdiente zwar, wenn man auf das feindselige

Verhältniß zurücksah, in welchem er zu dem von Agnes begünstigten Schäfer stand, wenig Glauben, doch wurde sie wieder von einigen anderen Umständen unterstützt, namentlich hatte er seinen Ansprüchen auf das ihm verlobte Mädchen längst vorher entsagt und die Eltern zur Einwilligung in die Ehe mit Heinrich Falke zu bereden gesucht, allein der Vater sollte ihm mit einem Eide versichert haben, daß er lieber sein Kind dem Kloster, als dem heuchlerischen Schäfer überlassen werde.

Der in jener Zeit wahrhaft furchtbare Untersuchungs-Prozeß begann mit allen das menschliche Gefühl empörenden Formen; da der Angeschuldigte, ganz natürlich, die ihm beigemessene That läugnete, so suchte man schon nach den Marter-Instrumenten, um das Geständniß auf einem eben so barbarischen als gesetzlichen Wege zu erpressen. Es würde gewiß auch zur Anwendung der Tortur gekommen sein, wenn nicht der edle Bonsak aufgetreten wäre und behauptet hätte, drr Schäfer Falke sei in der Zeit, wo der Dombau begonnen, nicht einen einzigen Tag abwesend gewesen, könne also die That, welche in Egeln verübt worden sein müsse, durchaus nicht begangen haben. Da diesem Zeugniß sogar der Erzbischof Albert mit der kräftigen Versicherung beitrat, er habe fast jeden Tag den Künstler Bonsak in seinem Atelier besucht und niemals den jungen Schäfer bei ihm vermißt, so sah sich das untersuchende Schöppengericht in einer

unangenehmen Verlegenheit, der es kein anderes Ziel zu setzen wußte, als daß es die Entscheidung der Frage: ob der Schäfer Falke schuldig oder unschuldig sei? einem sogenannten Gottesurtheile unterwarf. Ein solches Gottesurtheil bestand nemlich darin, daß der Angeschuldigte mit seinem Ankläger oder, wenn deren mehrere waren, mit einem von ihnen auf Leben und Tod kämpfen mußte: besiegte er den Ankläger, so ward seine Unschuld als erwiesen betrachtet und er sofort von der Haft und Untersuchung entbunden, ging dagegen der Gegner siegreich aus dem Kampfe, so wurde der unterliegende Angeklagte als schuldig verurtheilt und die gesetzliche, gewöhnlich eine grausame, Todesstrafe, wenn er noch lebte, an ihm vollstreckt.

In der nächsten Gerichtssitzung machte man den unglücklichen Schäfer mit diesem unwiderruflichen Beschlusse bekannt, stellte ihm den von Egeln herbeigerufenen Knappen Hans Statius entgegen und forderte ihn auf, sich die Art der Waffe zu wählen, mit welcher er sich mit seinem in allen kriegerischen Waffen geübten Gegner zu kämpfen getraue.

»Ich bin,« sagte der bleiche Jüngling, »ein einfacher Schäfer und in dem Kriegshandwerk nicht erfahren, was könnte ich in der freien Natur gelernt haben, als allenfalls mit meinem Schäferstabe einen Wolf zu erlegen, oder dem fliehenden Räuber, wenn er einen Hammel in seinem Rachen fortträgt, mit der Schleuder einen Stein nachzuwerfen, damit er er-

schrocken seine Beute loslasse? Die Lanze oder das Schwerdt sind mir ungewohnte, ja, ich möchte sagen, unbekannte Werkzeuge, die ich nicht zu handhaben verstehe. Thut, was Ihr für gut findet, gestrenge Herren! ich bin in Eurer Gewalt und muß mich Eurem Ausspruche unterwerfen. Richtet der liebe Herr Gott wirklich in solchem Kampfe nach der Wahrheit, so wird er, der Allwissende und Allmächtige, gewiß der Unschuld den Sieg verleihen und wenn sie mit gebundenen Händen gegen einen Löwen kämpfen sollte!«

Nun so bestimmt Ihr, Statius! sagte der Syndikus des Schöppengerichts nach kurzer Berathung mit seinem Kollegen, die Waffen! »Ihr seid ein Kriegsknecht und im Gebrauch der Lanze und des Schwerdtes wohl erfahren. »Weß dünket Euch, womit der Schäfer wider Euch streite?« Hans Statius, der mit voller Rüstung vor dem schwachen Schäfer stehende Schildknappe, warf einen stolzen, verachtenden Blick auf diesen und sprach im hochfahrenden Tone: »Was würde ich Ruhms davon haben, wenn ich einen Gegner erlegte, der wol einen Knittel oder einen Stein zu handhaben weiß, um ein Raubthier zu verscheuchen, oder seinen ungehorsamen Hund zu züchtigen, der aber weder Kraft noch Geschick hat, die Lanze oder das Schwerdt zu führen? Diese beiden Waffen sind meine Wehren, womit ich den Angriff zurückweise oder mich vertheidige und dann dem Gegner auf den

Leib gehe. Mir kann es darum gleich sein, welcher Waffe sich der Hirt gegen mich bedienen will!«

»Nun sprecht, Schäfer, noch einmal, womit wollt Ihr kämpfen? denn Ihr habt beide auf den dritten Trompetenstoß Euch gegenseitig anzugreifen und zu vertheidigen, hier gilt kein Vorzug des Einen vor dem Andern! So sprach wieder der Syndikus, und der Schäfer gab zur Antwort: »Stab und Schleuder mögen die Waffen sein, mit denen ich kämpfen werde. Aber gewährt mir noch eine Bitte!« Sprecht — sagte der Syndikus, was recht und billig ist, wird man Euch nicht versagen! »Nun« — fuhr Heinrich Falke fort — »so laßt mir noch heute meinen Stab und die Schleuder reichen, und noch Eins! sendet mir einen Priester, dem ich beichten und mit dem ich mich vom Himmel und der Gnade des barmherzigen Vaters unterhalten kann, dann bin ich auf Alles, selbst auf meinen unverdienten Tod, gefaßt!«

Euch soll die Bitte gewährt werden, schloß der Syndikus und befahl den Unglücklichen in sein Gefängniß zurückzubringen.

Am folgenden Morgen, nach dem Tage dieses zum Gottesurtheil gefaßten Beschlusses, zog in der siebenten Stunde eine Schaar Geharnischter aus dem Rathhause durch einen Theil des breiten Weges in mehrere Straßen der Stadt und stellte sich auf einem freien Platze in der Nähe der Stelle auf, wo der neue Dom gebaut ward. Dieser Platz war ziemlich

lang und breit und dehnte sich bis nahe zur Elbe aus, da wo heute der Regierungsgarten mit dem Ende des Fürstenwalls mündet. Hier ward ein Viereck gebildet, in welchem eine lange mit Sand bestreuete Bahn hinlief, auf der sich die beiden Männer angreifen und bekämpfen sollten, die Kampfrichter standen geharnischt und mit langen Spießen in den Händen, an beiden Seiten, und außerhalb des von den Wachen umschlossenen langen Vierecks wogten die Zuschauer und mußten oft mit vorgehaltenen Partisanen zurückgetrieben werden, so drängten und stürmten sie nach der Sandbahn los, auf welcher der blutige Wettkampf, dessen Ausgang der Wille Gottes, dem Aberglauben der damaligen Zeit nach, bestimmte, entschieden werden sollte. Mit den anrückenden Wachen fand sich auch der eine Kämpfer, Hans Statius, in seinem besten Waffenschmuck ein. Mit einem ihm befreundeten Söldner plaudernd und zuweilen die lüsternen Blicke nach einer hübschen Dirne unter dem Volkshaufen werfend, stand er, die gewaltige Lanze in der Faust und das breite Schlachtschwerdt an der Seite, so heiter und fröhlich auf dem verhängnißvollen Platze, als ob er zur Kurzweil ein gewohntes Waffenspiel beginnen wolle. Vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, mochte er wohl von dem Angriffe des Gegners nichts zu fürchten haben und seines Sieges im voraus gewiß sein, nur als einmal ein Flug Raben über die Elbe herüber sauste und sich mit lautem

Geschrei hoch über seinem Haupte einige Augenblicke lang in einem Kreise herumbewegte, warf er trotzig die Augen gen Himmel und schien an dieser Erscheinung, die ihm wie eine schlimme Vorbedeutung vorkam, eben keine Freude zu haben. Laut und mit dem Fuße stampfend, daß es die schwere Rüstung durchdröhnte, rief er ungeduldig aus: »Nun, wo bleibt denn der Bursch!? denkt er denn, ich sitze hier beim vollen Humpen und thue meinem Leibe Gutes?

Der Schäfer ließ allerdings lange auf sich warten, davon war aber die Schuld dem Priester beizumessen, dem er im Gefängniß gebeichtet und welcher ihm den Schäferstab und den Stein gesegnet hatte, womit er den ungleichen Kampf bestehen wollte. Endlich — es mochte gerade 8 Uhr sein — erschienen die Männer des Schöppengerichts in ihren langen schwarzen Kleidern mit weißen Halskragen, umgeben von einem Haufen Gewappneter, welche den Angeschuldigten, dessen Hände mit schweren Ketten gebunden waren, hinterherführten. Leichten Schrittes, den freien, frommen Blick nach oben gerichtet, ging der Schäfer seinem Schicksal entgegen, in der linken Hand trug er die einfache Schleuder von Birkenholz, in der rechten den mit einem weißen Bande an der Spitze umwundenen Schäferstab, seine Bekleidung war die, so man alltäglich bei ihm wahrgenommen hatte, wenn er den am Dombau arbeitenden Handwerkern und Tagelöhnern ihren Lohn reichte. Das weiße Band

am Stabe war die letzte Liebesgabe seiner Agnes, die ihm dasselbe durch den Priester gesandt hatte, welcher ihr das von ihrem Heinrich geschnitzte Muttergottesbild brachte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Förmlichkeiten alle beschreiben wollten, welche dem ernsten Kampfe auf Leben und Tod, oder der Vollstreckung eines sogenannten Gottesurtheils vorausgingen. Die beiden Gegner wurden an die in gerader Richtung einander gegenüberlaufenden Spitzen oder Enden der mit Sand bestreuten Bahn gestellt und ein Herold rief die Namen der Kämpfenden laut aus, machte auch das Volk in einer kurzen Formel mit dem Gegenstande des Kampfes bekannt und erklärte die Folgen seines Ausgangs, in welchem der eine Theil siegen, der andere auf dem Platze bleiben mußte. Fünf Minuten lang standen — so erforderte es das Gesetz — die Kämpfer einander gegenüber, beim ersten Trompetenstoß setzten sie ihre Waffen in Stand, beim zweiten den rechten Fuß vor und beim dritten mußten sie aneinander rennen; es stand jedem von ihnen frei, sich der ihm zum Angriff, sowie zur Vertheidigung dienenden Wehr, nach eigenem Gutdünken zu bedienen. Ruhig und seinen Gegner mit Verachtung messend, stand der mit Eisen bedeckte Statius auf der Stelle, während der Schäfer immer noch, wie ein Träumer, nach dem weißen Bande an der Spitze seines Stabes schaute.

Mit dem dritten Trompetenstoß rannte der Leib-

knapp, die mit langer Eisenspitze beschlagene gewaltige Lanze vorstreckend, gerade auf den Schäfer los, und Jedermann glaubte, Dieser werde, da er immer noch sinnend auf der Stelle stand, sich unvertheidigt durchbohren lassen, erst als ihm Statius etwa bis auf 20 Schritte weit nahe gerückt war, schritt er langsam ihm entgegen, legte den Stein in die Schleuder und warf mit der gelenken rechten Hand, daß man ein sausendes Schwirren hörte. Der Kampf war entschieden, der Stein hatte den Knappen gerade vor die Stirn über dem rechten Auge getroffen, so daß Statius in die Knie sank und der schwere Fall des mit Eisen bedeckten Kämpfers weithin durch die Volksmenge ertönte. Ein tausendstimmiger Jubel, ein die Sinne betäubender Glücksruf des entzückten Volks drang durch die Lüfte, denn Alles liebte den Schäfer, der Geringste im Volk wie der Höchste kannte ihn ja und hielt ihn für nicht schuldig. Die Wachen hatten vollauf zu thun, das vor Freude übermüthige Volk im Zaume zu halten, denn es drohte ihre Reihen zu durchbrechen, und ließen sich mehr als hundert Stimmen hören: man müsse den Sieger, den braven Schäfer, im Triumph nach dem erzbischöflichen Palast tragen. Doch das Trauerspiel war noch nicht zu Ende. Der Schäfer, welcher vor dem Beginnen des Kampfes und während desselben ruhig wie ein Lamm gewesen war, entflammte mit einem Male in nie gesehene Wuth; er nahte sich dem im Todeskampfe sich

wälzenden Statius, welchem das Blut aus Mund und Augenhöhlen quoll, riß ihm die eiserne Sturmhaube vom Haupte und faßte ihn mit beiden Händen um den Eisenleib. Als er ihn auf die Knie vor sich hingestellt hatte, schrie er ihm mit lauter Stimme in die Ohren: »Glaubst Du, Mensch! an eine waltende Gerechtigkeit, an einen Richter jenseits, an Lohn und Vergeltung, so rette Deine Seele von der ewigen Verdammniß! Bekenne, wer den Leibschütz und sein Weib mordete und sei meiner Vergebung, meiner Fürbitte bei dem barmherzigen Gott gewiß! Der Herr will nicht, daß der Sünder verloren gehe, seine Gnade ist groß! Da richtete der Knapp sein blutiges Haupt empor, legte es auf die untergehaltene Rechte des Schäfers, und begann zu sprechen. Das Volk war still, als ob kein Athem in der Brust der Tausenden sei. Statius rang mit matter, doch vernehmbarer Stimme die Worte hervor: »Gott hat gerichtet und möge mir gnädig sein! Ja, Du bist schuldlos, rein wie Gottes Sonne, ich habe den Gifttrank bereitet und — — «! Hier sank der verworfene Bösewicht zusammen und wurde von den bereitstehenden Henkern auf eine Karre geladen und nach dem Gerichtshause gefahren, wo sein Leben noch einmal erwachte und dem Volke die Hoffnung ließ, daß er von der strafenden Gerechtigkeit den wohlverdienten Lohn seiner bösen That empfangen werde. Noch wogten Tausende von Zuschauern um den Kampfplatz, noch stand der

Schäfer als Sieger und der von Gott für schuldlos befundene, ja selbst von seinem Gegner von der ihm beigemessenen schwarzen That für rein erklärte Jüngling vor dem mit Blut bedeckten Raume, auf welchem der Knapp gefallen war und richtete, die Hände zum frommen Gebet gefaltet, sein Auge zum blauen Himmel empor; da ertönten abermals im rauschenden Freude=Jubel des Volkes tausendfache Stimmen, näher und näher drang der Ruf, und wie die Stimme eines Engels klang er in des Schäfers Ohr: „Ein Eilbote von Egeln ist da, der Leibschütz Fuchs ist gerettet und lebt fröhlich und wohlgemuth, nur sein Weib ist verblichen! Heil dem braven Schäfer! Das wird ihn trösten!

4.

In ihrem Kämmerlein saß Agnes und weinte; sie vermochte nicht mehr zu beten, sie hatte keinen Trost, keine Hoffnung, keinen Glauben an die Rettung ihres geliebten Heinrich. Der Tag seines Kampfes mit dem waffenkundigen Statius war angebrochen, der Priester hatte ihr das von demselben geschnitzte Muttergottesbild gebracht, und redlich ausgerichtet, was ihm der Schäfer aufgetragen. Mit wehmüthigem Entzücken betrachtete die fromme Jungfrau das mit einem Heiligenschein umgebene Marienbild,

küßte es und redete es an: O! du gebenedeite Gnadenmutter! verlaß ihn nicht, der mir so theuer, der, ach! ich weiß es ja, so schuldlos, wie dein gekreuzigter Gottessohn, ist! Kann ich auch nicht glücklich sein an seiner Seite als die ihn liebende Hausfrau, gern will ich in einsamer Klosterzelle mein Leben beschließen, an ihn denken und für ihn zu Gott beten; nur rette seine Unschuld, seine Ehre und sein Leben!

Es mochte um 10 Uhr des Morgens sein, als Agnes noch immer in ihrem Schlafgemach auf den Knien lag, sie hatte nichts von dem Getöse des wogenden Volkes gehört, absichtlich sich eingeschlossen, um ungestört dessen, der ja ihr Alles war, gedenken und für ihn zu Gott beten zu können, und ein heiliger Friede war in ihre Brust zurückgekehrt. Da klopfte es leise an die Thür des Kämmerleins und die Aebtissin rief leise aber fröhlich: Wachst du mein Kind? öffne mir schnell, denn ein hoher Besuch wartet deiner und will dir Trost und Freude bringen!

Ist's vorüber? antwortete ängstlich fragend Agnes. Mach' nur auf, meine Tochter: fuhr die Aebtissin fort! der hochwürdige Erzbischof ist in eigener Person da, und verlangt dich zu sprechen! komm, er wartet deiner in meinem Zimmer!

Bleich und mit thränenleeren, aber vom vielen Weinen gerötheten Augen trat Agnes in das Zimmer der ehrwürdigen Klosterfrau und neigte sich tief vor dem Erzbischof Albert, der ihr lächelnd entgegenschritt

und sie anredete: Der schönste Augenblick meines Lebens, liebe Tochter, ist der gegenwärtige, denn ich bringe dir den Segen Gottes! Freue dich, wie sich alles Volk freuet, dein Geliebter lebt, ist Sieger und schuldlos, auch dein Vater lebt und wird kommen, um deinen Liebesbund mit dem edlen Jünglinge, dem Schäfer Falke, zu segnen und feierlich in die Ehe mit ihm einzuwilligen. Der Bösewicht Statius liegt schwer verwundet in der Marterkammer des Rathhauses und erwartet den Lohn seiner fluchwürdigen That von der strafenden Gerechtigkeit!

Agnes blickte den hochwürdigen Prälaten ungläubig an und zog seine Hand an ihre brennenden Lippen, denn die Freude folgte zu schnell auf den langen Schmerz, sie sah sich wild im Zimmer um und rief: „aber warum kommt er nicht selbst, wenn er frei und unschuldig ist? Weiß er doch, daß ich nimmer ruhen kann, bis ich ihn gesehen und sein Schicksal aus seinem Munde gehöret habe! Erwarte nicht zu viel, mein Kind! tröstete der Erzbischof, noch heute wird dein Vater erscheinen, und ehe er Euren Liebesbund nicht gesegnet hat, will der Jüngling auf die Freude, dich wiederzusehen, verzichten, dann aber Eure Vereinigung beschleunigen und nicht wieder von deiner Seite weichen. Sei darum fröhlich und wohlgemuth und schmücke dich bräutlich, um Vater und Bräutigam freundlich zu empfangen. Kaum hatte sich der Erzbischof Albert entfernt und Agnes, seinem Befehle

zu Folge, sich stattlich gekleidet, da kamen, Arm in Arm, der Leibschütz Fuchs von Egeln, ihr Vater, und der Schäfer Falke, ihr Geliebter, und schlossen die vor Wonne zitternde Dirne in ihre Arme. Alles war vergeben und vergessen, und Fuchs legte die Hand seines einzigen Kindes in die Rechte des jungen Schäfers und sagte: „Gott hat mich wunderbar vom gewissen Tode errettet und durch sein Urtheil die Unschuld dieses Jünglings, noch ehe ich in Magdeburg ankam, offenbaret. Gesegnet sei der Bund, den Ihr schon längst geschlossen habt und der mir nur von einem Bösewicht als strafbar dargestellt wurde! Auch die Mutter, der Gott eine fröhliche Urstund bereiten wolle, hat Euch im Tode gesegnet und ist zufrieden in dem Herrn entschlafen, da ich ihr in die kalte Hand noch gelobte, in Euren Ehebund zu willigen und Euch glücklich zu machen.

Agnes weinte der Mutter kindliche Liebesthränen, setzte sich dann zwischen Vater und Verlobten und sprach: „Nun erzählt, werthester Vater! was es mit der Mutter Tode und Eurer angeblichen Vergiftung für eine Bewandtniß hat und wie Alles gekommen ist?

Nun, so hört, meine Kinder! sagte der Leibschütz und erzählte wie folgt: „Ihr wißt, daß ich mich von Hans Statius hatte bereden lassen, ihn und keinen andern als Sohn anzunehmen, darum verlobte ich dich ihm gegen deinen Willen, denn er sagte: der Schäfer sei ein Böhme, aus seinem Vaterlande ver-

wiesen und halte sich nur als Flüchtling in Sachsen auf. Als mir aber der fromme Probst zuredete, meinen Willen in Eure Verehelichung auszusprechen, und als selbst die Mutter, mein gutes seliges Weib, ihre Bitten mit den Vorstellungen des redlichen Priesters vereinigte, da begann ich zu schwanken und sagte einmal dem wilden Statius, als er im Trunke mir grollte und mich einen schlauen Fuchs nannte, der nur dem zu Willen sei, der ihm den Pelz streichle, — mit wenig Worten die Wahrheit; ja es erglüh'te mein Zorn und ich kündigte ihm die Freundschaft und die mit meinem Kinde geschlossene Verlobung auf. Anfangs schäumte er vor Wuth, nach und nach näherte er sich mir aber wieder und trank sogar mehrere Humpen auf unsere Freundschaft und auf seine Versöhnung mit mir; selbst mein schon kränkelndes Weib mußte mittrinken. Den Abend des Tages, wo dieß geschehen war, verfielen wir Beide in einen langen, betäubenden Schlaf, aus dem ich allein wieder erwacht bin. Offenbar hatte uns der Bösewicht Gift gemischt. Was er weiter gethan, wie er sich zum Angeben und Zeugen wider dich, mein Sohn! aufgeworfen hat, das wird Euch besser, als mir, bekannt sein!

An demselben Tage noch wurde die baldige Hochzeitfeier besprochen. Der junge Schäfer nahm den Leibschützen mit zum braven Baumeister Bonsak, wo Vater Fuchs von dem Funde eines Schatzes, vom

Dombau und von allen Umständen und wunderbaren Ereignissen unterrichtet ward. Fuchs war lange sprachlos vor Staunen und Verwunderung, als er das viele Geld in der großen Truhe sah'; noch mehr aber ward er zur Verehrung des Schäfers hingerissen, als er hörte, wie derselbe sich von dem vielen Gelde nichts aneignen, vielmehr alles zum Dombau verwenden wollte. Lange saß er mit Heinrich Falke auf der Steinplatte am Domplatze, wo der Grund gelegt und der Bau schon ziemlich vorgeschritten war und sagte: „Schade, daß Ihr in dem neuen Tempel nicht eingesegnet werden könnet zu der heiligen Ehe, die doch bald geschlossen werden muß!

Ihr bringt einen Gedanken in mir zur Reife, antwortete ihm der Schäfer, den ich lange mit mir herumgetragen habe. Seht! der Erzbischof will mir wohl und hat sich sogar soweit herabgelassen, meine Agnes zu besuchen und ihr meine Freiheit und Unschuld anzukündigen; es wird mir ein Wort kosten und er wird es genehmigen, daß unsere Trauung auf der Stelle des neuen Doms vollzogen werde, wo ich dreimal meinen Hund scharren sah und dann den gewaltigen Schatz fand.

Ja, mein Sohn, sagte der Leibschütz, so mag es sein! doch nun auch eine Bitte an Euch Beide, meine Kinder! sieh, mein Sohn! die Sorge für den Dombau legt dir soviel Arbeit auf, daß du den Schäferdienst nicht mehr wirst verwalten können;

mach' dich los von diesem Herrendienste und nimm mich, wenn ich meinen Abschied genommen haben werde, auf! ich habe, Gott sei Dank! ein so hübsches Ersparniß, daß wir, ohne daß du von dem heiligen Kirchenschatze etwas zu nehmen brauchst, leben können! vorläufig kehre ich zwar wieder nach Egeln zurück und will noch ein paar Jahre dem gnädigen Grafen dienen, denn ich bin noch rüstig und komme immer noch zeitig genug zu Euch, um mich an dem Fortgange des Tempelbaues freuen zu können; aber wenn meine Kräfte zu schwach sein werden, um die schwere Rüstung und das Jagdzeug zu tragen, dann komm' ich zu Euch und beschließe, so Gott will, mein Leben in Magdeburg.

Wer hätte denken mögen, daß, wie die Sachen anfangs so schlimm standen, am Ende noch Alles einen so glücklichen Ausgang nehmen sollte? Agnes dachte nicht mehr daran, Nonne zu werden und ihr junges, frisches Leben in der einsamen Klosterzelle zu vertrauern, sie war von nun an täglich nur damit beschäftiget, Einkäufe zur Ausstattung zu machen, wozu ihr der Vater eine baare Summe ihres Brautschatzes eingehändigt hatte, und bei der Zubereitung und Fertigung des vielen Linnen und Weißzeugs halfen ihr alle Nonnen mit großer Bereitwilligkeit, so daß es manchen Tag und wohl manche Nacht gar lustig in dem großen Refectorium oder Arbeits- und Speisesaale zuging. Fuchs mußte öfters von Egeln nach Magdeburg

kommen, weil der Knappe Statius genesen und die peinliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet war. Er hatte sich in der Zeit, seit dem Gottesurtheil, ganz verändert, sein Trotz war gebeugt und er bereute seine böse That; ja er konnte nicht ruhen, der Leibschütz und der junge Schäfer mußten ihm vorgestellt werden, wo er ihnen Abbitte that und nur die grenzenlose Liebe zu Agnes als Beweggrund seiner fluchwürdigen Handlung angab Der Schäfer reichte ihm zuerst die Hand zur Versöhnung, denn sein weiches Gemüth hatte die erduldete Schmach längst vergessen, und sein freier, ungehinderter Umgang mit der geliebten Braut gab ihm reichlichen Ersatz für die im Gefängniß zugebrachten Stunden. Fuchs hegte zwar auch keinen Groll mehr gegen ihn und bedauerte den jungen, kräftigen Mann, der in seiner Verblendung bis zum Meuchelmörder gesunken war; doch wollte er den Menschen, der sein braves Weib gemordet, nimmer wieder sehen und, als er ihm die Hand zum Zeichen der Vergebung gereicht hatte, nahm er für immer kurzen Abschied von ihm und empfahl seine Seele der Barmherzigkeit Gottes.

Ein Vierteljahr war wieder vergangen, der Winter hatte sein weißes Leichentuch über die Erde gebreitet und mit dem stillen Frieden, welchen die Natur feierte, und in dem sie neue Kräfte sammelte zum kräftigen Wirken und Schaffen, hatte auch der kräftige Dombau aufgehört, wenigstens konnte nicht viel gethan und allenfalls in den innern Werkstätten das

Behauen der Steine zu Säulen und Gesimsen, zu den Bogen und Gewänden vorgenommen werden; da brachte Meister Bonsak, als der Schäfer zu ihm in die Werkstätte trat, das Gespräch auf die Hochzeitfeier seines jungen Freundes und scherzte: Nun, frommer Bauherr! wie wird's mit Eurer Hochzeit? Werdet Ihr nicht bald Anstalt machen, Euer Liebchen Euch antrauen zu lassen? Eine Hausfrau im Winter thut wohl, denn da findet Ihr immer ein warmes Stübchen, wenn Ihr aus dem kalten Gemäuer heimkehrt; macht, daß Ihr zusammen kommt, sonst verlieb' ich mich wohl gar auch noch in Eure schöne Braut!

Ich habe nur abwarten wollen — antwortete Falke — bis der Mörder Statius verurtheilt und sein Schicksal entschieden sein würde; denn es könnte den gestrengen Herren Schöppen wohl gar einfallen, die Exekution gerade an dem Tage vorzunehmen, wo wir getrauet würden, und das wäre mir ein fataler Kasus, denn wenn ich auch den Burschen nicht bedauere. —

Deßhalb seid unbesorgt! unterbrach ihn Bonsak, der hat sich heute früh, oder wohl schon in der vergangenen Nacht aus dem Staube gemacht und seinen Richtern, welche ihm mit ihrer faulen Justitia die Zeit zu lang machten, eine Nase gedrehet oder ihnen wohl auch einen Gefallen gethan. Wie! — frug Falke ängstlich — ist der Mörder entflohen? Ja! — sagte Bonsak trocken — er ist entflohen, hat aber Fleisch

und Bein zurückgelassen, denn er hat sich in der Marterkammer erhenkt! Seht, Ihr sitzt, wenn man in der Herberge Neuigkeiten sammelt, beim Bräutchen und vergeßt darüber, daß Ihr auf der Welt seid, wo es gar wunderlich zugeht!

Nun, so hat ihn Gott gerichtet! seufzte Falke: Er möge seiner Seele gnädig sein! Ich danke Euch für die Nachricht, denn noch heute nehm' ich von dem Kloster-Voigt als wohlbestalter Schäfer Abschied, empfehle ihm meinen braven Knecht Kasper und lasse mich an dem nächsten schönen Tage, wo die Sonne recht freuntlich scheint, auf dem Grunde des neuen Doms trauen; denn Ihr müßt wissen, daß ich mir schon längst die Erlaubniß dazu beim hochwürdigen Erzbischof ausgewirkt habe. Am Nachmittage desselben Tages, nahm Falke von seinem alten Herrn, dem Klostervoigt, Abschied und dankte ihm für die vielen Beweise von Liebe und Freundschaft, die er ihm als einem so geringen Diener, einem Schäfer, hatte angedeihen lassen. Er fand den alten Voigt nicht allein; seine Enkelin, die zwanzigjährige Marie, ein blühendes Mägdlein mit schwarzen Augen und Haaren, saß neben ihm und schien ihm aus einem geistlichen Buche vorgelesen zu haben. Der Voigt hatte ihn längst erwartet, da er wohl wußte, daß er neben der Sorge für den Dombau nicht ferner die Heerden würde weiden können. Mir ist es — sagte der Alte — ordentlich weich um's Herz, Heinrich! wenn ich daran denke,

daß du nicht mehr zu uns kommen, auch meiner Marie nicht mehr so schöne Lieder vorblasen wirst! doch freue ich mich über das Glück, das dir einen andern, einen so schönen Wirkungskreis anweiset und glaube gewiß, daß dich unser Herr Gott zu einem Werkzeuge seiner Gnade auserſehen hat, womit er die guten Magdeburger beglücken will!“ Heinrich Falke war eben so weich gestimmt, als sein alter Dienstherr; er drückte dem biedern Voigt, der ihn immer mehr wie einen Sohn als Untergebenen behandelt hatte, die Hand, nahm an seiner Seite Platz und begann: Ich habe Euch auch zu melden, daß ich bald Hochzeit mit meiner Agnes mache; dazu seid Ihr mit Eurer schönen Enkelin, Marie, freundlich eingeladen und werdet mir diese Bitte nicht abschlagen! Den Tag und die Stunde sollt Ihr, wo möglich, morgen schon erfahren! Dann muß ich Euch aber auch eine Bitte vortragen! Seht! ich habe mit dem Dombau so vollauf zu thun, daß es Sünde sein würde, den Schäferdienst beizubehalten, das sahet Ihr ein und habt mich entlassen. Man soll ja, wie die Schrift sagt, nicht zweien Herren dienen und wird nur dem einen anhangen, den andern verlassen müssen. Ihr waret mir stets ein freundlicher und gar lieber Herr und darum hab' ich Euch, wie ich noch fortwährend thun werde, mehr als Vater geliebt, wie als einen Herrn gefürchtet. Eure Heerden sind vollzählig und wohl auf, mein Lohnvieh überlass' ich dem braven Kasper, dem Ihr gewiß mei-

nen Platz gönnt, da Euch seine Redlichkeit und sein Diensteifer für seine Brauchbarkeit bürgen, und damit würden wir mit unserm Verhältniß, als Herr und Diener, auseinander oder auf's Reine sein, wenn Ihr nicht noch etwaige Schadenansprüche habt, die ich in der letzten Zeit wohl verschuldet haben kann! Seht, daß Kasper mein Nachfolger werden möge, ist meine Bitte. Du bist mir mit nichts verpflichtet, mein Heinrich! erwiderte der Voigt: denn du warst zu diensteifrig; nimm mir es nur nicht übel, wenn ich noch immer das trauliche Du brauche, was jetzt nicht recht passen will, da du gewissermaßen ein vornehmer Herr geworden bist, mit dem hochwürdigen Erzbischof und gar vielen hohen Personen umgehest; aber du warst mir ja schon ein lieber Junge, als du bei meinem Vetter in Egeln dientest und es würde mir schwer ankommen, mit dir anders, als wie mit einem Sohne zu sprechen. Dem ehrlichen Kasper soll der Schäferdienst nicht entgehen, denn er bleibt mir schon als ein Andenken von dir ein gar werther Gesell! Zu deinem Ehrentage, nämlich der Hochzeit mit Agnes, werde ich mich einfinden, wenn ich den hohen Herren nicht anstößig bin, welche dich gewiß mit ihrer Gegenwart beehren werden!

O! glaubt das nicht, Vater! sagte Heinrich Falke: nur Bonsak und noch wenige von den Vorständen der Baugewerke werden geladen, ebenfalls mit ihren

Frauen und Töchtern, damit auch Marie Unterhaltung findet.

Auf diese rechne nicht, mein Sohn! — sprach der Alte — du weißt nicht, wie empfindsam die Dirne jetzt ist, gerade was ihr Freude machen sollte, das flieht sie und überläßt sich von Tage zu Tage immer mehr einem Trübsinne, der nicht zu einem so jungen Mädchen paßt. Doch ich will mein Möglichstes thun, um sie zu überreden. Der junge Schäfer wollte sich nun selbst an die Jungfrau wenden, allein sie war still aus dem Zimmer gegangen und die alte Haushälterin zischelte, als sie den Tisch zum Abendbrod deckte, dem Voigt etwas leise ins Ohr, worauf derselbe verdrüßlich mit dem Fuße stampfte und zu Falke sagte: „Gewiß ist die Dirne wieder bei ihrer Muhme, der Priorin in St. Agneten; ja, ich werd's wohl noch erleben, daß sie den Schleier nimmt, den Eure Agnes mit der Hochzeitsfackel vertauscht hat, denn so oft sie ihr Trübsinn beschleicht, huscht sie auch zu der alten Heuchlerin, die sie gar zu gern in ihre Klauen haben möchte und auf jede junge Dirne so erpicht ist, wie der Böse auf eine Seele." Der Voigt und der junge Schäfer mußten sich bequemen, das kleine Mahl allein zu bekämpfen; sie hatten aber in dem vortrefflichen Weine, welchen der Alte den großen Stückfässern des Klosters gar schlau zu entziehen wußte, einen Verbündeten, der ihnen den Sieg er-

leichterte und sie bald in eine so frohe und heitere Stimmung versetzte, daß sich ihre Zungen lös'ten und Keiner ein Geheimniß vor dem Andern hatte.

Heinrich Falke, welcher bemerkte, daß der alte Voigt etliche Humpen über den gewöhnlichen Durst getrunken hatte, der in der Regel immer stark war, nahm mit dem einbrechenden Abende von dem munteren Greise herzlichen Abschied. Ich sehe Euch, sagte er, doch bald wieder und gedenke morgen eine Reise nach Egeln zu machen, um dort und in Etgersleben meinen alten Freunden und Bekannten ein Lebewohl zu sagen; denn wenn der Frühling heranrückt und das Bauen am Dom im Freien wieder beginnt, da wird es für mich gerade Arbeit genug geben. Er drückte dem alten Herrn und väterlichen Freunde die Hand und verließ den langen, so oft mit seiner Heerde durchschrittenen Klosterhof. Als er auf die Klosterfreiheit kam, fiel es ihm ein, seine Agnes noch zu sehen und zu dem Ende der Frau Aebtissin sein Anliegen vorzutragen. Auf der breiten, von zwei großen Morgensternen oder kolossalen Flurlaternen beleuchteten Treppe kam ihm Marie entgegen, die sich eben von der Priorin beurlaubt hatte; sie sahe sehr traurig aus und wollte an ihm vorüberschlüpfen; er faßte sie aber am Arme und redete sie an: Lebt wohl, schöne Jungfrau! sagte er mit ritterlicher Artigkeit, ich komme in Eure Wohnung, um von Euerm Großvater, dem Voigt, meinem alten guten Herrn, Abschied zu neh-

men und auch Euch zu bitten, daß Ihr des armen Schäfers bisweilen gedenken möchtet, der ja manchen schönen Tag, wenn der liebe Gott ein böses Wetter schickte, daß die Heerde im Stalle bleiben mußte, Euch ein Liedlein auf der Schallmei vorblasen mußte! — aber was ist Euch, holde Marie! Ihr habt geweint und scheint mir vor Jammer nicht antworten zu können? Ist Euch was Böses widerfahren oder habt Ihr sonst ein Herzeleid, bei dem ich Euch helfen könnte? Ihr wißt, ich war ein treuer Diener und gehe noch heut für Euch und den Herrn Voigt, Euren Großvater, durch's Feuer!

Lebt wohl Herr Falke! sagte das Mädchen ängstlich, mir ist unwohl, auch möchte der Großvater auf mich warten.

Der sitzt im Sorgenstuhle und schläft sein Räuschchen aus, entgegnete Falke mit Theilnahme: aber wahrlich Ihr seid krank! vertraut mir und gebt mir Euern Arm, daß ich Euch nach Hause geleite! sagt auch nicht „Herr Falke" zu mir, nennt mich „Heinrich" wie Ihr früher gethan habt! bin ich Euch denn so fremd geworden, seitdem ich, was Ihr kaum wißt, nicht mehr der Klosterschäfer bin? Thut das nicht an mir, liebe Marie! Allein Marie blieb traurig und entfernte sich, ihm nur mit wenig Worten ein Lebewohl sagend. Falke dagegen eilte zu seiner lieben Agnes, mit der er den Abend verplauderte. Er brachte das Gespräch auf des Voigts schöne Enkelin Marie und erzählte, wie traurig sie ge-

stimmt gewesen sei und wie sie nur mit wenig Worten von ihm Abschied genommen habe. Agnes aber beruhigte ihn und meinte, das Mädchen schwärme seit einiger Zeit und neige sich wunderbar zu einer seltsamen Liebe zum Klosterleben, was sich mit ihrem sonst immer heiteren Humor gar nicht vereinigen lasse. Bei diesem Gespräch brachte sie eine schöne schwarze Locke zum vorschein, händigte sie dem Verlobten ein und sagte: Das ist von Mariens schönem, schwarzem Haar, gebt die Locke Eurem Freunde Bonsak! ich glaube, Marie hat sie für ihn bestimmt, ist aber zu zaghaft, sie ihm selbst einzuhändigen, der sie einmal darum gebeten haben mag!

Falke nahm die Locke und steckte sie, um damit nach Vorschrift zu verfahren, in den Busen.

5.

Es war ein heiterer Wintertag, die Morgensonne war glühroth aufgegangen und warf ihre Strahlen weit hin über die leichte Schneedecke, welche fest gefroren und, in Millionen kleiner Blättchen flimmernd, über der Erde lag. Der Boden war hart und der glatte trockene Weg munterte den Wanderer bei einer mäßigen Kälte zum raschen Auftreten auf. Da schritt in einen warmen Flausrock gehüllt und die Mütze aus

Fuchspelz auf dem Haupte, ein junger Mann aus dem Städtlein Egeln, nach dem nahe gelegenen Etgersleben zu. Wenn wir auch nicht hinzufügten, daß ihm zwei braune zottige Hunde folgten, so würden ihn doch leicht unsere Leser als den Schäfer Heinrich Falke erkennen, wenn sie dem lauten Selbstgespräche zuhörten, in welches er, Alles um sich her vergessend, versunken schien. Er war in Egeln gewesen und hatte von seinen alten Freunden und Bekannten Abschied genommen, und wollte ein Gleiches auf der Gräflichen Burg zu Etgersleben thun, hier aber die lieben trauten Plätzchen noch einmal sehen, wo er so alt, beim Weiden seiner Heerde, noch fröhlich und frei, auf der Schalmei geblasen, wo er mit den traurig schmelzenden Flötentöne das Herz seiner geliebten Agnes errungen, wo er sie vom Todte durch den Blitzschlag errettet, sie seinem Nebenbuhler Statius abgekämpft und beglückt durch ihre Liebe einen von Vielen beneideten Vorzug, ja eine Seeligkeit genossen hatte, wie sie einem niederen Schäfer wohl selten im Leben zu Theil wird. „Lebt wohl — rief er aus, als er die grauen Thürme der Burg sahe und eben um die Ecke des Weges umbog, wo jene ihm ewig unvergeßliche Waldspitze herüberdämmerte — lebt wohl! Ihr seid so still und traurig, ihr schüttelt eure weißen mit Schnee bedeckten Kronen und Häupter und meinet: ich sei stolz geworden, weil ich nicht mehr ein armer Hirt, weil ich berufen sei von Gott, zu etwas Höherem, zum

Bau eines ehrwürdigen Tempels, der auf seinen gewaltigen Säulen und Spitzen und Thürmen meinen Namen forttrage auf die kommenden Geschlechter und ihn unsterblich mache, wie den eines Helden oder Fürsten, der durch Thaten oder Weißheit sich Ruhm erwarb! — Nein, glaubt das nicht, ihr alten, treuen Freunde! ihr harmlosen Kinder der Natur! so dankbar wird die Welt nicht sein gegen einen armen Schäfer und soll es nicht sein! Mein Name wird vergessen und nicht bis auf meine Enkel behalten werden, ja man wird es nach Jahrhunderten nicht glauben und die Geschichte des Magdeburger Dombaues durch einen Schäfer für eine Fabel, für eine unverbürgte Legende halten! Seht, ihr freien Kinder der Natur, das ist der Weltlauf so und wird auch mein Schicksal sein! Doch fahr hin, du eitler Ruhm! hab' ich nicht Ersatz dafür in meiner geliebten Agnes? Wenn ich an Agnes denke, so fällt mir des Klostervoigts Enkelin, Marie, ein. Was mag es sein, das dieses Mädchen so schwermüthig macht, das sonst die Heiterkeit selbst war? War es mir doch, als ob sich Bonsak mehr entsetzte, als freuete, wie ich ihm die Locke gab. Nun, wie Gott will! sie ist des Baumeisters werth!

In Magdeburg wieder angelangt, betrieb nun Falke seine Hochzeitsfeier mit Eifer, er besuchte täglich seine Agnes und traf fast jedesmal ihre Freundin Marie bei ihr. Am zweiten Weihnachtsfeiertage sollte die Trauung auf der neuen Grundlage des Doms

statt finden, Bonsak sollte sein Brautführer und Marie die Führerin seiner geliebten Braut sein; der Erzbischof Albert hatte gern und freudig die auserwählte Stelle zur Einseegnung bewilligt und immer näher und näher rückte der ersehnte Festtag heran. Da wurde die sonst so heitere Agnes, welche nie ein Geheimniß vor ihm hatte, mit einem Male verschlossen, sie hatte oft so viel zu schaffen und mit Marie zu arbeiten, daß sie ihn kaum einer Unterhaltung würdigte, in der er doch stets seine größte Glückseligkeit fand. Frug er sie um die Ursache, so lachte sie oder schmollte, wenn er dringlicher ward.

Endlich war er herbeigekommen der zweite Weihnachtstag, das herrlichste Wetter, das man um diese Jahreszeit sich wünschen kann, schien die seltene Feier des Hochzeitfestes zu begünstigen und die ganze Stadt sprach mit Entzücken davon, denn der junge Schäfer war der frommen Bewohner Magdeburgs Liebling. Schon am frühen Morgen wogten ganze Schaaren von Zuschauern nach dem Domplatze, wo unter des Künstlers Bonsak Leitung viele Menschen, Maurer und Zimmerleute, Steinmetzger und Maler, auch Frauen und Jungfrauen emsig arbeiteten. Am Mittag stand ein schöner, erhabener Altar auf dem Grunde des Platzes, gerade auf der Stelle, wo Falke den Schatz gefunden hatte, von allen Seiten führten mit seltenen Blumen bestreuete Wege zu der heiligen Stätte und die hohen aufgerichteten Säulen und die Flügel der

beiden Engel, welche über der Kuppel des Altars schebten, waren mit Myrthen und Rosen mit Immergrün und lang herabhangenden Epheuranken geziert, die breiten nach dem Altar führenden Stufen mit rothen, kostbaren Teppichen belegt. Ein großes Haus auf der Ostseite des Domplatzes — die nachherige Dombechanei — war mit seltenen Blumen-Guirlanden so dicht behangen, daß man nur die hohen Fenster sahe und das Ganze einen so sinnig schönen Anblick gewährte, als ob die Fensterspiegel aus dem Blumenpallast herauswüchsen; in diesem Hause war die künftige Wohnung des Schäfers Falke, deren innere Einrichtung dem prachtvollen Aeußeren keineswegs entsprach, denn ein paar Zimmer einfach und prunklos ausmöblirt mit himmelblauen Decken und silbergrau gemahlten Wänden, machten die einzigen Zierathen aus. Falke wollte nicht eine glanzvolle Wohnung haben, wie sie nur Hohen und Reichen zukam, nur bürgerlich mittelmäßig, anständig und geschmackvoll hatte es ihm Freund Bonsak dekoriren müssen, denn er liebte überhaupt das Einfache und wollte besonders in seiner Wohnung keine Art von Schnörkelei und Luxus leiden. Der als gemeiner Schäfer an die stille, kunstlose Natur gewöhnte Jüngling, den blaugewölbten Himmel mit den großen und kleinen Lichtern über sich als die herrlichste Wohnung erkennend war, weit entfernt, einen pomphaften Hochzeitreigen aufzuführen und dem Volke ein anderes, als ein ganz

einfaches Schauspiel zu gewähren; wenn der kopulirende Priester an der heiligen Stätte sein, wenn er ihn rufen lassen würde, wollte er mit dem Freunde Bonsak kommen und gleichzeitig sollte auch seine Agnes am Arme ihrer Freundin Marie erscheinen, sein Wille sollte aber diesmal nicht erfüllt, es mußte, so wollten es mit dem hochwürdigen Erzbischof alle Domherren und Großen der Stadt, so wollten es alle Stände und Gewerkschaften, ihm, dem Schöpfer eines majestätischen Doms, dem gewiß von Gott berufenen Schäfer, eine Ehre erzeigt werden, welche seinen Muth zum kräftigen Fortbau noch mehr befeuerte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die ganze Ceremonie des Trauungsaktes, mit ihren einzelnen Theilen und feierlichen Abschnitten beschreiben wollten und es wird genügen, wenn wir nur in aller Kürze das Wesentliche herausheben. Um 10 Uhr Morgens zog die Geistlichkeit, an der Spitze der Erzbischof Albert, im festlichen Ornat nach dem Domplatz, ihnen folgte ein Musikchor, das in wechselnden Chören feierliche Hymnen blies, gleich darauf erschien die Braut Agnes von Marie geführt und von einem langen Zuge weißgekleideter Jungfrauen begleitet, vom Baumeister Bonsak am Arme gefaßt, schritt der einfachgekleidete Bräutigam einher und den Beschluß machten die Vorstände der Bürgerschaft, der Zünfte und Gewerken, unter welchen sich auch der Klostervoigt von Agneten und ndere geladene Gäste befanden. Agnes war in weiße

Seide gekleidet, das schöne blonde Haar mit einem Silbernetz umschlungen, von einem lebendigen Myrthenkranze geschmückt, das himmelblaue Seidenkleid der Brautführerin Marie, war mit einem großen weißen Schleier, der nur in dunkeln Umrissen, das glänzend schwarze Haar durchschimmern ließ, ganz bedeckt. Die Farbe der Kleider des Bräutigams und seines Führers war schwarz, auch hing über dem Rücken eines jeden derselben, ein schmales, schwarzes Mäntelchen, von gestickter Seide herab. Dies möge von der Bekleidung der Hauptpersonen genug sein, die Phantasie der Leser wird nicht irre gehen, wenn sie sich das ganze Bild auch in den einzelnen Gruppen der Begleitung so prachtvoll als möglich ausmalt. Wir kommen zu dem großen Hauptakt, der Copulation oder Trauung, und beschließen damit die gedrängte Beschreibung.

Am schönen, mit allen kirchlichen Emblemen und heiligen Attributen versehenen Hochaltar, stand im höchsten Festschmucke der Erzbischof, ihm zur Rechten und Linken zwei Priester, auf der letzten Stufe des Altars, nahe den Füßen des hohen Prälaten kniete das Brautpaar, der Bräutigam rechts, hinter ihnen auf der zweiten oder nächsten Stufe, standen Meister Bonsak und Marie, als Führer und Führerin der Brautleute, und diesen schlossen sich nach Rang und Stand die geistlichen und weltlichen Diener, die Vornehmen der Stadt, sowie die Deputation und Vorstände der Bürger,

Zünfte und Gewerke an. Auf beiden Seiten des Altars waren auf hohen Gerüsten die Orchester für die Chöre der Sänger und Musikanten errichtet, und ein unübersehbarer Volkshaufe, von Constablern und erzbischöflichen Hellebardierern in gemessener Ordnung und Ferne gehalten, bildete den gewaltigen Zuschauerkreis. Ein erhabener Chorgesang von sanften Tönen der Hörner begleitet, eröffnete die Feier der heiligen Handlung, dann sprach der Erzbischof einige Worte zur Einleitung des Trauaktes und setzte in kurzem, bündigem Vortrage die Gründe aus einander, welche ihn bestimmt hatten, die Copulation an der noch bei weitem nicht vollendeten Stelle der neuen Domkirche zu gestatten. „Ein junger Schäfer ist der Mann — sprach er zu dem Volke — welchen Gott auserkohr, durch Entdeckung eines Schatzes, ein großes, heiliges Werk zu fördern, wozu unsere Mittel noch lange keine Aussicht versprochen haben würden! Geht zurück in die heilige Geschichte und leset, wie zur Zeit, als der Heiland geboren war und als neugeborenes Kind in der Krippe eines Stalles zu Bethlehem lag, in jener Gegend auf dem Felde Hirten waren, welche ihre Heerden weideten. Und siehe — sagt der Evangelist — des Herrn Engel trat zu den Hirten und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich anfangs. Da sprach der Engel zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der

Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids! Auch dieser Jüngling befand sich in seinem Berufe als Hirt, auf den Ruinen des zerstörten Doms, da zeigte ihm der Herr den Stein, unter welchem der Schatz verborgen lag, mit welchem dieser Hirt oder Schäfer, den Dombau ausführen will und wozu wir ihm unsere Erlaubniß gern geben, ja ihm die freie Verfügung über den Schatz überlassen mußten, denn wir erkannten, daß er ein frommer Mensch, ein von Gott auserwähltes Rüstzeug seiner Gnade war, die uns der Allgütige in dem ehrwürdigen Tempel angedeihen lassen will. Sollte der Mann, der ohne allen Eigennutz handelt, der den ersten Gedanken des Dombaues faßte, und der mit stiller Bescheidenheit sich dennoch seiner innern Kraft, die ihm von Gott verliehen ward, bewußt ist, nicht werth sein, daß wir ihn an dieser heiligen Stätte zu dem wichtigen Lebensbunde seegneten, welchen er mit seiner Verlobten zu schließen gedenkt?"

Erzbischof Albert reihete diesem Vortrage noch viele fromme Wünsche an und überwies dann den Priester zur Rechten das knieende Brautpaar zur Einsegnung. Die Förmlichkeiten dieser Handlung hat uns die Sage nicht näher mitgetheilt, sie können sich von dem Leser, wenn er sich der alten Zeit erinnert, wo noch streng die ehrwürdigen freilich in unserer modernen Zeit hart klingenden Bibelworte: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen ꝛc. und er

soll dein Herr sein ꝛc. gebraucht wurden, allenfalls selbst gedacht werden. Die Gesangchöre und Musikanten machten den Schluß der ganzen Ceremonie und Jedermann glaubte genug gesehen und gehört gehabt zu haben und, sein Mittagsbrod nicht zu versäumen, nach Hause eilen zu können. Da rauschten die Fanfaren, da schmetterten die Trompeten aufs neue und riefen durch ihre lockenden Töne das schon zerstreute Volk zurück! Was ist's? was geschieht noch? hörte man sich von allen Seiten fragen, aber niemand wußte zu antworten. Ein Blick nach dem Altar schien eine eben so schnelle als unerwartete Auskunft zu geben. Die Brautführerin Marie war auf die erste Stufe geschritten und sank auf die Knie. — Ach! der Baumeister Bonsak wird mit der schönen und reichen Enkelin des Klostervoigts getraut werden, mit der guten, wohlthätigen Marie, die alle Magdeburger kennen und lieben! Und zurück wogte das Volk im Sturmschritt nach dem Domplatze. Man kam eben an, als der Erzbischof seine Hand auf das glänzend schwarze Haupt der Jungfrau legte und sich zu sprechen anschickte. Es geschahe wie man vermuthet hat, wie Jedermann gehofft und gewünscht hatte: Marie, welche an der Möglichkeit einer Verbindung mit dem berühmten Baumeister gezweifelt hatte dem alle adlichen Fräuleins und reichen Kaufherrentöchter zulächelten war nun glückich und froh und gewann bald ihre

frühere Heiterkeit wieder, in welcher sie als Jungfrau gar oft den blöden Schäfer geneckt hatte.

Heinrich Falke, der ehemalige Schäfer, nahm sich nun des Dombaues alles Ernstes an. Zwar traten, in Folge der von Kaiser Otto IV. wider das Erzstift geführten Kriege, bei welchen die Stadt unsägliche Schäden erlitt, auch rücksichtlich des ungestörten Fortbaues am Dom vielfältige Hindernisse ein, doch der eben so redliche, für Magdeburgs Flor hochverdiente und fromme als für das begonnene Werk begeisterte Erzbischof Albert wußte auch in den Zeiten der Drangsale den Sinn für das Heilige und Erhabene zu begeistern; auf seinen Reisen nach Italien, wohin ihn der Kaiser berief, sammelte er mancherlei Reliquien und sandte sie nach seinem lieben Magdeburg, um größtentheils im neu erstandenen, wenn auch noch unvollendeten, Dom verwahrt zu werden. Doch wäre unser Schäfer Falke nicht gewesen, es würde ohnfehlbar schlimmer um den Fortbau des Doms gestanden haben, da Albert seine Aufmerksamkeit und Sorge vielen andern zwar nicht minder wichtigen, Gegenständen widmete, die aber gerade dem hochwichtigen Interesse des Dombaues hinderlich waren, weil sie jenen keine Hoffnung übrig ließen zu einer Zeit, wo der von Falke gefundene Kirchenschatz völlig verwendet sein würde, die nöthigen Mittel zu besitzen. Wir würden nur abschreiben und wiederholen müssen, was Magdeburgs Geschichtsschrei-

der von des Erzbischofs Unternehmungen geschrieben haben, wennwir der Verdienste dieses Mannes weiter gedenken wollten; sein Eifer die Stadt zn vergrößern und zu verschönern, Klöster und Stiftungen zu gründen, fand keine Grenzen und es mag wohl nicht geleugnet werden, daß er unter allen Fürsten und Erzbischöfen der Einzige war, der in dieser Beziehung dem großen Kaiser Otto 1. zur Seite gestellt werden kann.

Doch wir kehren zu unserm Schäfer zurück und verfolgen nicht allein dessen Verdienste um den Dombau sondern auch sein Familienleben! Mitten unter oft gar großen Unruhen, Störungen und Erschütterungen erkaltete sein Eifer um das große heilige Unternehmen doch nicht. Vier kolossale Thürme, zwei gegen Morgen und zwei gegen Abend beabsichtigte er emporsteigen zu lassen, mit den beiden östlichen hinter dem hohen Chor konnte er nur zur Hälfte fertig werden, so daß die bereits vorhandenen Werkstücke später zum Festungsbau verbraucht wurden. Er war eben an dem Werke die beiden Thürme auf der Abendseite zu vollenden, da starb — im Anfange des Jahres 1234 — der Erzbischof Albert. Als er, um im Dom begraben zu werden, als Leiche mit dem Erzbischöflichen Ornat bekleidet auf einem prachtvollen Sarkophag neben dem damals nur erst in Stand gesetzten einem Altar, — demjenigen, wo noch heutigen Tages das Bild der Mathilde v. Heideck wahr=

zunehmen ist — ausgestellt ward, trat ein junger Mönch auf und hielt zu Ehren des hohen Dahingeschiedenen eine salbungsvolle Rede. Man wunderte sich allgemein, daß es ein so junger, etwa und kaum drei und zwanzig Jahre alter Jüngling wage einen Erzbischofe, der so viele und ausgezeichnete Verdienste hatte, den Leichensermon zu halten, fand sich aber höchst unangenehm berührt, daß der Jüngling gar nicht des Schäfers gedachte, der von dem gefundenen großen Schatze im Einverständnisse mit dem Erzbischof den Grund zum neuen Dombau gelegt und denselben mit so rühmlichen Eifer fortgeführt hatte, doch nur zu bald legte sich der Unwille der Zuhörer, ein tausendfaches Ach! und O! ließ sich durch den dichten Volkshaufen vernehmen und Alt und Jung, Vornehm und Gering, Arm und Reich konnte sich der Thränen der Freude, der Rührung und des Entzückens nicht enthalten, als der junge Predikant seinen Vortrag mit den Worten schloß: „Was ich Ruhmvolles von dem hohen Entschlafenen, von dem für unser Volk so väterlich besorgten Erzbischof dessen verwesliche Hülle vor uns liegt, gesagt habe, ist nicht der letzte Tribut den ich im Namen und aus den Herzen aller Bewohner Magdeburgs und des ganzen Erzstiftes, als eine verlassene Heerde bringe, welche der treue Hirt mit dem ihm von der Gnade Gottes verliehenen Stabe redlich gehütet hat, nein ich spreche darneben noch die dankbaren Gefühle eines Mannes aus, zu

welchem sich der erhabe Kirchenfürst mit seltener Liebe und Freundschaft herabließ, in dem er als Mensch den Menschen achtete und welchen er darum mit seinem vollen Vertrauen beglückte. Ihr könnet errathen, wer dieser Mann, der aus niederm Stande herstammt, sei, und ich könnte Euch eine lange Erzählung von seinen Schicksalen, von der Gnade Gottes, die sich wunderbar über ihm ausschüttete, sowie von seinen Verdiensten um den erhabenen Tempel machen, auf dessen noch unvollendeten Grunde wir stehen, doch die Rücksicht daß dieser Mann in unserer Mitte, die Bescheidenheit, welche mir gebührt, weil er mein Vater ist, wollen mir nicht gestatten, in der nur dem Andenken an den hohen Dahingeschiedenen geweiheten Stunde eines Mannes zu erwähnen, der weder vor der Mitwelt noch vor der Nachwelt glänzen will und dessen höchster Wunsch nur darin besteht, daß die Muse der Geschichte seinen Namen ungenannt lasse. rc.

Das ist der Sohn des Schäfers, des Heinrich Falke, erscholl es aus tausend Kehlen! Wißt ihr noch, wie der freundliche Knabe jedesmal nach dem Domplatz sprang und dem Vater bei der Auszahlung des Wochenlohns half, wenn dieser am Sonnabend Nachmittag die Arbeitsleute um sich versammelte? Ja, ja, sagten Andere, er hatte ein großes Buch und schrieb es allemal auf, so oft ein Arbeiter seinen Lohn empfangen hatte! Das kann einmal ein großer Mann, ein Domherr oder Bischof wohl gar der hochwürdige

Erzbischof werden! — Solche und ähnliche Reden führte das Volk und gedachte nun erst mit großem Lobe des Schäfers, der den großen Schatz gefunden, den Dombau unternommen und ihn mit unsäglichen Eifer unter vielen und mancherlei Zeitstürmen fortgeführt hatte, der noch immer dem Riesenwerke vorstand und alle seine Kräfte aufbot, um den Bau nicht ins Stocken gerathen zu lassen. Der junge Mönch hatte in seiner Rede gesagt: dieser Mann, der Schäfer nämlich, sei in der Mitte des Volks! nun suchte ihn Jeder mit den spähenden Augen, bis endlich Alles nach dem Altar hinwies, wo die Erzbischöfliche Leiche im Sarge lag. Dort steht er! hieß es, der blasse Mann neben dem Baumeister, er soll in seiner Jugend so schön gewesen sein! Ja, sagte ein alter Bürger mit weißem Haupte zu seinem Nachbar, einem jungen rüstigen Färber, dessen Metier seine blauen Hände verriethen, vor sechs und zwanzig Jahren war er ein schöner schlanker Bursch, ich weiß noch immer, wie stattlich er einherschritt, wenn er mit seinem Schäferstabe von zwei großen zottigen Hunden begleitet die Heerde vom Kloster Berge über die Brandstätte trieb, wo damals Gras wuchs, und wie er nachher den Schatz gefunden hatte und von allen Großen geehrt wurde! Aber so ist's in der Welt, der beste Mensch, gerade der Wohlthäter oder Förderer eines guten Werks wird bald vergessen, die Zeit bringt andere Geschlechter und diese achten das Alte nicht.

Dem Erzbischof Albert folgte in seiner Würde Burkhard I. der nur zwei Jahre und neun Monate, diesem aber der Erzbischof Hildebrand, welcher siebzehn Jahre regierte. In diseer Zeit hatte der Schäfer Falke die Last des Dombaues auf seinen Schultern, keiner der beiden Erzbischöfe unterstützte ihn so, wie Albert gethan hatte. Falke war jetzt ein Sechziger aber noch kräftig und glühend vor Eifer für den heiligen Bau. Er hatte mit unendlichen Sorgen zu kämpfen. Seine Gattin, die treue Agnes, war seit zehn Jahren todt und auch der Baumeister Bonsak war entschlafen, die größte Sorge aber machte der unglückliche Umstand, daß der Schatz bis auf das letzte Goldstück verbauet, daß sogar sein und seiner Gattin Vermögen mit zum Dombau verwendet worden war und der Erzbischof den Bau zu seiner großen Kränkung stets zu erschweren, ja sogar zu stören strebte.

Hildebrand handelte was den Dombau betraf, nicht im Geiste seiner Vorgänger, welche den Schäfer auf alle nur mögliche Art zu unterstützen und zu ermuntern bemüht waren. Dieser dagegen schien, neidisch auf den Ruhm, welcher für den Schäfer im Dombau keimte und zu einer üppigen Frucht zu gedeihen begann, den thätigen Falke vom Schauplatz seines Wirkens verdrängen zu wollen. Diesen Zweck suchte er durch allerhand Chikanen und Turbotianen zu erreichen: bald mischte er sich in die vom Bau=

meister angeordnete Ausführung eines gewissen Theils, bald tadelte er die Form, hauptsächlich aber trieb er die Arbeiter zu einer fortwährenden Eile und Anstrengung an und konnte es nicht erwarten, bis ein angefangenes Stück vollendet war. Natürlich konnte er den Bau und dessen Gang nicht beurtheilen, weil er keine technischen Kenntnisse besaß und entmuthigte mit seinem unbesonnenen Treiben die besten und geschicktesten Leute. Sein höchst störendes Verfahren in dieser Beziehung ging soweit, daß er fast täglich die Arbeiter überraschte und jeden den er traf, auf der Stelle fortjagte, ja er ließ sich, als ihm die Bauvorsteher deßhalb Vorstellungen machten, in seinem Benehmen nicht nur nicht störe, sondern trug an einer über den Rücken herabhängenden seidenen Schnur eine silberne Glocke und hielt, da er häufig an dem Platz verüber ging, die Arbeiter in einer steten Spannung und Furcht, weil er ohne Barmherzigkeit Jeden fortjagte, den er nicht in der größten Thätigkeit traf. Er freuete sich, als er hörte, daß der Schäfer Falke nicht nur den großen Schatz sondern auch einen Theil seines eigenen Vermögens verbauet habe.

Mancher Andere würde, entmuthigt, das Werk aufgegeben oder gegen den tyrannischen Kirchenfürsten sein Verdienst um den Bau herausgestellt und sein Recht auf den Fortbau geltend gemacht haben, Falke aber handelte wie er begonnen hatte, in Christlicher Demuth und Bescheidenheit fort. So lange er einen

Groschen im Hause hatte, zahlte er und redete den Arbeitern zu, ihn nicht zu verlassen, denn es war ihm, als wenn er noch nicht aufhören sollte, und wenn er das Geld erbetteln müsse.

Betteln? Ja betteln, dachte er, das ist das große Wort, auf das du nicht kommen konntest! Sein Entschluß war gefaßt. Und er suchte seinen Schäferstab, seine Ledertasche und den alten Hut mit dem breiten Rande, die großen langen Stiefeln, die er als rüstiger Bursche auf der Weide getragen, wieder hervor — denn alle diese Sachen hatte er, zur Erinnerung an seinen niederen Stand, daß ihn der Hochmuth nicht berücken möge, in einer Kammer treulich verwahrt — und wollte ausgehen durchs ganze Land und Geld betteln und sammeln zur Fortführung des Dombaues und dann, wenn der Herr ihn rufen würde, freudig vom Schauplatze seines irdischen Wirkens abtreten. — Die genannten Gegenstände waren leicht gefunden, doch er mußte in der alten Rumpelkammer, wo sie lagen und standen, niederknien und dem Herrn, der gnädig auf ihn herabsahe, ein inniges Dankgebet zollen, denn ein neues Wunder leuchtete ihm entgegen — der alte, vor länger als dreißig Jahren bei Seite gelegte Schäferstab von Ebischholz, grünte und blüh'te und war nicht mehr der Schäferstab, nein jetzt erkannte er erst, daß dieser Stab eine heilige Reliquie aus dem Dom war, die ihm der Erzbischof Albert übergeben hatte, um sie an einer Stelle im Dom aufzustellen, die ihm

am passendsten scheinen würde und die er hier aus Vergessenheit hatte liegen lassen. Aber es war, ob der Herr seinen Geist geleitet und in wunderbarer Absicht diese Vergessenheit in seinem sonst stets guten Gedächtniß hervorgebracht hätte, denn der grünende Stab war der Krummstab des ersten Erzbischofs Adelbert, des würdigsten und edelsten Kirchenfürsten, den der große Otto aus weiter Ferne herbeigerufen und mit der hohen Würde eines Erzbischofs betrauet hatte. Da gedachte er des heiligen Stabes des Erzpriesters Aaron, wie er gegrünt, geblühet und Mandeln getragen und wie der Herr Mosi geboten hatte: den Stab vorzutragen den ungehorsamen Kindern, daß ihr Murren wider ihn aufhöre! — Ja, rief er aus: lange schon haben die Magdeburger mit ihrem Erzbischof gezweifelt und gemurret, daß ich das große Werk des Tempelbaues nicht würde hinausführen können, daß ich unbesonnen einen Bau unternommen, dessen Wesen ich, aus dem niederen Stande eines Schäfers entsprossen, nicht zu begreifen vermöge! Komm, mein heiliger Wunderstab! Du sollst mein Begleiter, mein Talismann sein, wenn ich Almosen sammle, wenn ich für den Dombau bettle, deine grünen Blätter sollen meinen Muth, meine Hoffnung und meinen starken Glauben beleben, denn der Herr wird mit mir sein!" Der rüstige Greis nahm noch den Finger der heiligen Catharine, den Schuh der heiligen Marie aus den Reliquien des Doms und zog fröhlich von dannen, selbst sein

treuer Herkules, der einzige noch lebende Stamm seiner Hunde, mußte ihn begleiten und muthig wanderte er von Ort zu Ort und siehe! die heiligen Reliquien, welche er den reichen Grafen und Rittern auf ihren Burgen zeigte, thaten Wunder; denn der fromme Glaube hielt es für ein hohes Verdienst, zu dem frommen Werke des Dombaues beitragen zu können. Als er nach Egeln kam, beschloß er den dasigen Schäfer zu besuchen, denn es war ja sein alter Freund, der ehemalige Knecht Kasper, bei dem er sich eine gute Aufnahme und Herberge versprach, den er aber viele, viele Jahre lang nicht gesehen, von dem er nur seit langer Zeit gehört hatte, daß er seinen Dienst auf dem Agnetenvorwerke zu Neustadt-Magdeburg mit dem zu Egeln vertauscht habe. Ach! wie freute er sich, als er in den Burghof eintrat und Alles noch so vorfand, wie er es vor vielen Jahren verlassen hatte! heiteren Sinnes schritt er nach der Schäferei zu und hatte sich schon ausgedacht, wie er den alten, treuen Freund überraschen, wie er ihm sein Schicksal erzählen und einige Tage mit ihm sich freuen wolle. Es war schon später Abend, als er dort anlangte, das geräumige Zimmer, des Schäfers Wohnstube, war hell erleuchtet und der sanfte Ton einer Flöte scholl ihm entgegen. — Hastig riß er die Stubenthür auf und wollte dem Freunde, der ja auch alt sein mußte, wie er, um den Hals fallen, da blieb er staunend an der Thür im Innern stehen, denn ein junger Mann

lehnte mit dem Rücken an einem Tische, die Flöte an den Lippen und umschlungen von dem runden, vollen Arme eines jungen Weibes, auf deren zweitem Arme ein Säugling ruh'te. — Guten Abend! sagte der Greis, nehmt es nicht übel, wenn ich so spät noch störe! ich suche einen alten Freund, den Schäfer Kasper." — Der junge Mann legte die Flöte bei Seite, trat einen Schritt vorwärts und antwortete traurig lächelnd: Da hättet Ihr zehn Jahre früher kommen sollen, denn so lange ist es, daß mein Vater, der alte Kasper, wie man ihn nur nannte, tod ist! Doch seid uns herzlich Willkommen! Ihr seid auch vom Schäferstande, wie ich an Eurer Bekleidung und an dem Hunde wahrnehme, wahrscheinlich außer Dienst und müßt im Greisenalter noch fechten gehen! Es trifft selten, daß von unseren Leuten Reisende kommen und wenn es ja einmal geschieht, so ist es gewiß ein fauler Bengel, der lieber in den Herbergen seine Beine unter dem Schenktische ausruhen, als über Brache und Stoppel laufen will! Legt Eure Tasche ab, denn Ihr müßt bei uns herbergen, das Alter muß man ehren! He, Marie! besorge ein gutes, warmes Abendbrod!"

Da konnte Falke sich nicht länger halten, Thränen rannen über die braunen, gerunzelten Wangen und er faltete seine Hände wie zum andächtigen Gebet und rief wie begeistert aus: So lößt sich denn alles los von dem alten morschen Stamme, der gern noch eine

Knospe zur Blüthe bringen und die Frucht reif sehen möchte! Meine Agnes, mein Albert, mein Bonsak, ach! auch Marie tod! — Der junge Schäfer horchte hoch auf bei diesem schmerzlichen Ausruf, dann drückte er den Greis an sein junges Herz und sagte: Mann, Ihr seid der alte Schäfer Falke! Der Engel Magdeburgs, der Freund meines Vaters, der noch im Hinscheiden sehnsuchtsvoll Eurer gedachte; bleibt bei mir und seid, wenn es Euch nicht wohl gehen sollte, mein Vater, den mein Weib pflegen soll, wie sie den seeligen Vater Kasper gepflegt hat.

Die beiden Männer verständigten sich nun näher und Falke fühlte sich so heimisch, so traulich und behaglich bei den jungen Schäfersleuten, daß er bekennen mußte, seine letzten Lebenstage hier zubringen zu mögen, wenn ihn nicht ein heiliger Beruf nach Magdeburg gezogen hätte, wo ein großes Unternehmen seiner wartete, ein Werk, das, wie ein junger, schöner Baum, in der üppigsten Blüthe stand und von dem er noch reiche Früchte erndten wollte, an welchen sich viele, viele Geschlechter laben konnten und wo ja auch sein hoffnungsvoller Sohn lebte. Er theilte dem jungen Kasper seinen Plan, im Lande umherzuziehen und Geld zum Dombau zu betteln mit und zeigte ihm aus der schweren Schäfertasche das Geld, welches fromme Ritter und Grafen, Edele und Unedele, Hohe und Niedere ihm auf seiner zur Zeit noch kurzen Wanderung gespendet hatten; auch die Reliquien ließ er

ihn sehen und sagte ihm, wie er noch einen weiten Weg, nach Prag und weiter ins Böhmerland pilgern wolle, wo die Reliquien ihm einen reichen Seegen hoffen ließen. Als der junge Schäfer den grünenden Aaronsstab sahe, bekreuzigte er sich und sagte: o! lebte doch mein alter Vater noch! wie freudig würde derselbe Euch begleiten und Euch die Lasten tragen helfen, die Eure Schultern beugen. Aber laßt es gut sein, Vater! der Geist des seligen Kasper ist auf den Sohn übergegangen, ich kann wegen meines Dienstes zwar nicht Euer Begleiter sein, doch werd' ich Euch nach Kräften unterstützen und wenn meines Weibes Bruder, der rüstige Schwager Arnold aus Giebichenstein, bei dessen Vater ich gelernt und gedient habe, mich eine Zeit lang im Dienst vertreten kann, woran ich nicht zweifle, so sehet Ihr mich bald bei Euch in Magdeburg. Ich werde auch nicht mit leeren Händen kommen und will, so lange Ihr wollt und die Umstände es erlauben, beim Dombau Euer Diener, Euer treuer Mitarbeiter sein, so Ihr mir vertrauet!

So kam es auch, wie der junge Mann gelobt hatte. Beide, Falke aus Böhmen und der junge Kasper aus dem Thüringer Lande kamen mit vollen Seckeln in Magdeburg an und der Dambau wurde aufs neue schwunghaft betrieben.

6.

Es war im Jahre 1265 unter der Herrschaft des Erzbischof Rupert, als an einem freundlichen Septembertage ein hochbetagter Greis von zwei Domherren geführt nach dem Dom wankte, eine ungeheuere Volksmenge folgte und aus einer prachtvollen Senfte von reichbordirten erzbischöflichen Dienern getragen, stieg ein Mann von nicht eben angenehmen Aeußeren aus. Der Erzbischof Rupert war dieser Mann, nicht geliebt von seinen Magdeburgern, aber auch nicht gefürchtet, denn die Bürger damaliger Zeit waren nicht gewohnt, sich knechtisch vor den Launen eines eigensinnigen oder hochfahrenden Kirchenfürsten zu beugen und setzten, wenn ihnen zu viel geschah', ihr gutes Recht mit dem Schwerte durch. Nur von den Juden ward Rupert gehaßt, da er ein unversöhnlicher Feind dieses unglücklichen Volks war und ihnen von Jahr zu Jahr neue, schwere und kaum noch zu tragende Lasten auferlegte. — Der feierliche Zug hielt vor dem ehrwürdigen Gebäude, das mit seinen Riesenthürmen stolz auf die heranwogende Volksmenge schau'te, und stellte sich an der Abendseite im Freien gerade vor den keck und kühn emporstrebenden Thürmen auf. Es hatte sich um den Greis, in welchem Jedermann den ehemaligen Schäfer Falke, den Erbauer des neuen Doms erkannte, eine Anzahl von Männern versammelt, welche zum

Theil mit Schriftrollen, Zeichnungen und architektonischen Instrumenten versehen waren und aus den ernsten und prüfenden Gesichtern der einzelnen Personen war mit Zuversicht die untrügliche Vermuthung zu lesen, daß irgend ein wichtiger um den Dombau sich handelnder Akt vorgenommen werden sollte. So war es auch. Der ehemalige Schäfer Falke hatte sein Werk für vollendet erklärt und eine Uebergabe des Doms beantragt. Zwar war der Bau bei weiten noch nicht überall so weit gediehen, daß man ihn für völlig vollendet hätte betrachten können, der Greis aber, körperlich schwach und lebensmüde, hatte nicht allein sein hohes Alter und die Abnahme seiner Kräfte, sondern hauptsächlich den Umstand zu Gründen seines Antrags benutzt, daß die ihm zum Bau zu Gebote gestandenen Geldmittel, ja überdem noch sein eigenes kleines Vermögen, erschöpft wären und er zu Beschaffung neuer und nachhaltiger Subsidien weder Kraft noch Beruf fühle. Den Hauptgrund, daß der Erzbischof Hildebrand den Bau mehr erschwert und gehindert, als befördert und unterstützt habe, hatte er freilich nicht mit Worten ausgesprochen, doch lag er jedem Magdeburger schon klar vor Augen.

Nun Meister! sagte der Erzbischof zu einem kleinen hagern Männchen, das mit dem gewaltigen Spiesdegen zu seiner Linken stand und durch ein langes Fernrohr emporblickte, wir wollen nur die Hauptparthien ins Auge fassen und Euer Gutachten heute nur

im allgemeinen hören, da wir zur Prüfung des Ganzen schwerlich mit einem einzigen Tage ausreichen, meine Zeit aber zugemessen ist, als daß ich sie Tage lang ausschließend einem und demselben Gegenstande widmen könnte. Der kleine Mann, in welchem unsere Leser ohne weitere Erklärung, einen Sachverständigen oder Baukünstler erkennen werden und welcher ein berühmter Baumeister aus Nürnberg war, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem hohen Prälaten und sagte: Ich werde mich kurz fassen, hochwürdigster Herr! und in dem schriftlichen Uebernahme-Protokoll desto spezieller eindringen. Die beiden Thürme sind ebenso prachtvoll als künstlich gearbeitet, theilen sich in fünf Absätze, von welchen die vier unteren regelmäßig viereckig sind, der fünfte oder obere, aber ein laternenartig durchbrochenes Achteck bildet, und laufen nach oben zu in eine pyramidalische Kuppel aus. Jede Kuppel der beiden Thürme ist mit einer durchbrochenen Krone geziert *)! Jeder Thurm hat drei Gallerien, welche sich rund um ihn herziehen. Imponirend ist das zwischen beiden befindliche hohe Portal, welches sich in altdeutscher Manier nach innen zu, in eine Nische mit Spitzbogen wölbt. Unter derselben ist der Haupteingang aus zwei Thüren bestehend, zwischen welchen die Statue der heiligen Katharina und darüber die des heiligen Mau-

*) Die Krone der südlichen Thurmkuppel ist bei dem Sturme 1631 vernichtet worden.

ritius steht. Ueber dem Portal bis zur Spitze des Haupt-Frontons ziehen sich verschiedene altdeutsche Verzierungen, Statuen von Aposteln und anderen Heiligen unter Spitzbogen hinauf. Die Höhe vom Fußboden bis zur Spitze des Frontons soll 207, die der Thürme 416 Fuß betragen!"

Die Versammlung verließ nach dieser übersichtlichen Erklärung die genannte Stelle und stellte sich gerade auf der Mitte des Domplatzes auf, wo sich nach der Seite zu das Riesengebäude so prachtvoll darstellte, daß der fremde Baumeister in eine Art von heiliger Entzückung gerieth, denn er faltete andächtig die Hände und hob sie vor sich wie begeistert empor und ließ sie sinnend und in stiller Betrachtung verloren langsam wieder sinken.

Hier — sagte er — ist der Eindruck von der Anschauung des Ganzen, der sich meinem Kennerauge aufdrückt, so gewaltig, das es mir schwer werden wird, die einzelnen Parthien vollkommen richtig aufzufassen.

Bei dieser Aeußerung that der greise Schäfer einen Schritt näher und sagte mit bescheidener Selbstzufriedenheit: Hier werdet Ihr finden, hochgelehrter Herr Baumeister, daß Meister Bonsak die Kraft seiner Kunst bewährt hat; das Verhältniß der Höhe der Thürme mit der Länge des Schiffs ist nämlich so gleichförmig, daß jene gerade so hoch sind, als dieses lang ist.

Wie groß ist das Gebäude, frug der Baumeister, in seinem Umfange.

Es hat, erwiderte der Alte, einen Umfang von hundert Ruthen, und einen Flächeninhalt von 285 Quadrat-Ruthen, er würde auf dem Platze bis zu dem Ende desselben fünfmal stehen können.

Jetzt kamen die Männer an den westlichen Eingang neben den Thürmen, wo wiederum die Statue des heil. Mauritius und der heil. Catharina standen; vor dem östlichen Eingange fiel dem Baumeister eine etwas herausspringende Halle in die Augen, über welcher auf einen Pfeiler eine männliche Figur mit einem Hunde stand, eine ähnliche Figur befand sich auf dem nächsten Pfeiler und darneben sahe man zwei Schäfe. Was soll das bedeuten? frug der Baumeister den alten Schäfer. Der Greis sagte: das ist nicht mein Werk. Diese Vorhalle ist dem Wunsche des hochseligen Erzbischofs Albert nach um deßwillen angebauet worden, damit die Leute bei Prozessionen und wenn sie in die Kirche gehen, darin abtreten und sich sammeln können. Der Baumeister Bonsak mußte diese Figuren ebenfalls auf Befehl des gedachten Erzbischofs daselbst anbringen. —

Damit — fiel der Erzbischof Rupert dem Greise ins Wort — man Euch doch eine Dankbarkeit beweisen mochte, denn sonst werdet Ihr auch auf keinen Dank weiter zu rechnen haben.

Ich habe nur meinem innern Berufe Folge ge-

leistet, bemerkte der Alte etwas gereizt, und achte keines Dankes, den Frieden der Seele trag' ich im Herzen und hoffe ihn auch Jenseits zu finden; dies ist das einzige Gut, nach welchem ich verlange. Nun weiter, lieber Meister! erinnerte der Erzbischof, wir wollen uns nicht auf Nebendinge einlassen.

Die Prüfungs-Kommission, wie wir in unserer modernen Zeitsprache die Versammlung jener Männer wohl nennen können, begab sich nun nach einer andern Seite und wählte einen Standpunkt auf der Stelle vom jetzigen Fürstenwalle aus. Hier — bemerkte der Baumeister ist der Anblick dieses Doms so erhaben, daß ich im allgemeinen nur das Kolossale des ganzen Gebäudes bewundern kann, man erstaunt, wenn man das prachtvolle Bild betrachtet, wie es von den fernen Thürmen gleichsam bewacht wird!

Als man in das Innere des Tempels eintrat, war der fremde Baumeister ganz erstaunt, stellte sich vor den alten Schäfer und sagte: „In Euch und Eurem Baumeister Bonsak hat der Geist Gottes gewohnt, als Ihr diesen Bau unternommen habt; ich bin so ergriffen von der Größe und Kühnheit dieser Bauart, daß ich Euch ersuchen muß, die Hauptpunkte oder die vorzüglichen Theile des schönen Ganzen in der Folgenreihe zu zeigen, wie sie Eure Grundidee geschaffen hat. Seid daher so gut und verdolmetscht mir als Führer die einzelnen Parthien! ich werde Euch aufmerksam machen, wenn Ihr zu weit gehet,

denn wir wollen uns heute nur nach den wesentlichen Punkten umsehen!

Der alte Schäfer Falke wählte zwei Standpunkte, den einen vor dem hohen Chor, den andern von der Thurmseite aus und labte sich an der Freude wahrzunehmen, welchen gewaltigen Eindruck der Anblick auf den Baumeister so wie auf die ganze Gesellschaft machte. Er blieb zur Seite des Baumeisters und sagte: Seht! das Hauptschiff der Kirche bildet ein Kreuz, diese Form scheint dem Christenthum am entsprechendsten. Das innere Schiff von den Thürmen bis zum Ende des hohen Chors ist der Stamm des Kreuzes und vor dem hohen Chore dehnen sich seine Flügel aus. Der größte Theil des Raumes den die Flügel einnehmen, besteht in sogenannten Abseiten oder Seitenhallen so wie in mehreren Altären, in welchen sich größtentheils Reliquien befinden.

Das Hauptschiff der Kirche ist 108 Fuß hoch, und ruht mit Ausschluß des hohen Chors auf zwölf Pfeilern. Die Abseiten sind 31 Fuß hoch und werden auf jeder Seite von zehn hohen Fenstern erleuchtet, das Hauptschiff hat eine gleiche Zahl Fenster.

Hier hielt der Greis in seiner Erklärung inne, sahe sich nach allen Seiten einige Augenblicke lang um und fuhr sodann fort: „Wenn Ihr heute nur eine oberflächliche Umschau halten wollt, so werde ich Euch sieben Standpunkte angeben, wo Ihr hinreichende Momente sammeln könnt, um Euer Urtheil zu bestimmen!

Der Alte fing hierauf mit der

1., Thurmseite an, ging dann,

2., die südliche Abseite bis zum hohen Chor hinauf,

3., an der Vorderseite des Chores durch

4., die gegenüberliegende Abseite nach den Thürmen zurück,

5., durch das Schiff der Kirche,

6., in das hohe Chor und beschloß seine Führung mit

7., dem Ersteigen des Thurms.

Die Sage hat uns nicht berichtet, welche Urtheile und Erklärungen bei den einzelnen Gegenständen von dem Sachverständigen sowie von dem alten Schäfer abgegeben und welche Parthieen überhaupt einer genaueren Prüfung unterworfen worden sind, eine solche Prüfung scheint auch nicht in der Absicht des Erzbischofs gelegen zu haben und würde hier um so weniger von einigem Nutzen sein, als man erwägen muß, daß das Innere der Kirche damals noch gar nicht vollständig ausgebaut, insbesondere viele, ja der größte Theil der jetzt noch sichtbaren Merkwürdigkeiten, als z. B. die Kanzel, der Taufstein und andere Dinge noch gar nicht vorhanden waren, sondern erst später theilweise erst nach Jahrhunderten gebaut worden sind.

Wir können daher die angegebenen Standpunkte auch gegenwärtig nicht verfolgen, indem wir den Leser auf alle die Denkmäler und Grabsteine führen müssen

deren Zahl groß ist und wovon in jener alten Zeit noch keins vorhanden war.

Der alte Schäfer mußte nur an solchen Stellen erklärend stehen bleiben, wo der prüfende Künstler mit seinem tiefen Forscherblick dennoch den wahren Sinn der meist bildlichen Darstellungen nicht vollständig entziffern oder errathen konnte. Solcher Stellen waren unter anderen:

a. Die dem einen Haupteingange zur Kirche vorgebaute, unter dem Namen des Paradieses bekannte Halle, auf deren beiden Seiten zwei weibliche Statuen stehen, welche mit ihren Emblemen das alte und das neue Testament darstellen sollen.

b. Die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen.

c. Das beim Zurückgehen aus dieser Vorhalle in die Kirche rechts in Sandstein gearbeitete Bildniß des Erzbischof Albert.

Auf der nördlichen Abseite:

d. Die Capelle Otto's des Großen und seiner Gemahlin Editha. Der Kaiser trägt in der Hand eine Scheibe mit 19 Kugeln andeutend die Zahl der Tonnen Goldes, so er zum ersten Dombau verwendet haben soll.

Im Schiff der Kirche:

e. Das Domherrn-Chor mit der Statue des Baumeister Bonsak auf dem linken Knie ruhend und auf der linken Schulter eine Säule tragend.

An der Hinterseite des hohen Chors:

f. sechs Statuen von Sandstein vorstellend:

1., den Apostel Andreas mit dem römischen Statthalter Egeus zu seinen Füßen, welcher ihn kreuzigen ließ.

2., den Apostel Paulus mit dem Kaiser Nero, der ihn enthaupten ließ.

3., den Apostel Petrus mit demselben Kaiser, der ihn an das Kreuz schlagen ließ.

4., den Täufer Johannes mit dem Lamme vor der Brust und dem König Herodes, der ihn enthaupten ließ.

5., den Kaiser Otto I. mit dem von ihm besiegten König Berengar, und

6., den Kaiser Otto II. mit dem von ihm überwundenen König der Sarazenen hinter dem Altare.

g. Der weiße runde Marmorstein im Fußboden, auf welchem Bischof Udo vom h. Mauritius enthauptet worden sein soll.

Nach näherer Erklärung dieser und anderer Gegenstände durch den alten Schäfer begann man den nördlichen Thurm zu ersteigen. Da man bis zur obersten Gallerie 420 Treppenstufen zu erklimmen hatte, so wollte der Erzbischof eine so ermüdende Anstrengung dem Greise erlassen und sagte in mittleidsvoller Herablassung zu ihm: „Wir sind nun am Ziele, Alter! die Thürme zu ersteigen würde Euch zu

schwer werden, geht nach Hause und erholt Euch! wenn wir Eurer weiter bedürfen sollten, werd' ich Euch rufen lassen! Falke aber schien bei Erwähnung der Thürme von dem Feuer der kräftigsten Jugend durchströmt zu werden, sahe den Erzbischof einige Augenblicke starr an, stieß dann mit dem zu einem kurzen Stocke zerhauenem dicken Schäferstab unwillig auf den Boden und erwiderte ziemlich trotzig: „Wollt Ihr mir, gnädiger Herr! nicht die Freude gönnen mich noch einmal, ach! vielleicht zum letztenmal an der reizenden Aussicht zu laben, die mich, wenn mein Muth zum Fortbau durch mannichfache Hindernisse gebrochen, wenn oft kein Geld und keine Hoffnung, solches zu erlangen, vorhanden war, dennoch mit frischer Lust belebte, mich zur Erstrebung des menschlich Unmöglichen begeisterte sobald ich die Erde tief unter mir und an dem nahen Himmel eine Stelle hatte, wo die Hülfe des Allmächtigen nahe war? o laßt mir meinen Willen hober Herr! schaut auf mein weißes Haupt und denkt, daß Euch ein Sterbender um Euren Seegen bittet! Laßt mich voraus! ich bin der Stiege kundig. „Euer Wille soll mir heilig sein, sprach der sonst unfreundliche Prälat; nehmt Euch nur Zeit! denn auch mir wird der lange Gang beschwerlich werden.

Der alte Schäfer holte einigemal tief Athem, als ob er die kalte Brust mit warmer Lebenskraft füllen und oben auf der Höhe des Thurmes einen

Vorrath davon haben wollte, setzte dann den dicken Stock mit dem vorschreitenden rechten Fuße in ein richtiges Gleichgewicht und trat mit dem Ausruf: „Mit Gott und allen Heiligen!“ seinen schon oft unternommenen und daher gewohnten Marsch an. Er befand sich bereits auf der ersten Gallerie und begann um die beiden Thürme einen Umgang zu machen, als der Erzbischof mit seiner Begleitung noch weit zurück und keiner von den Männern im Stande war, ohne auszuruhen, ihm so rüstig nachzuschreiten. Erst als er auf der zweiten Gallerie und in die achteckige Laterne oder das oberste Stockwerk des Thurmes stieg, kamen die athemlosen Männer nachgekeucht. Sie mußten insgesamt ruhen, um wieder zu Athem zu kommen und blickten sich gegenseitig verwundernd an, als sie den Greis, der unten auf der Straße und in der Kirche nur gewankt, nur einer Schnecke gleich, geschlichen war, munter und rüstig auf der hohen Zinne herumwandeln sahen. „Was nicht die Gewohnheit thut!“ preßte der Erzbischof kaum vernehmbar aus der klopfenden Brust. Nein gewiß nicht, hochwürdiger Herr Erzbischof! erwiderte der Alte, bei mir heißt es: „Was die Liebe nicht kann und was die Gnade des Herrn nicht thut!“ Denn ich habe die Thürme seit acht Jahren nicht bestiegen, aber diese Stelle war immer mein Lieblingsplätzchen, da freute ich mich auch heute wieder darauf und bin mit Gotteshülfe schnell

heraufgekommen! was man im Leben gern thut, dazu giebt Gott seinen Segen.

„Falke blieb aber nicht lange bei der Gesellschaft. Fröhliches Wiedersehen da oben!" rief er wie begeistert, setzte den Schäferstab bei Seite und schritt noch fünf und siebenzig Stufen höher bis zur dritten Gallerie. Wohl nach einer halben Stunde erst langte auch der Erzbischof mit dem Baumeister oben an. O! welch' eine reizende, ja himmlische Aussicht! rief der fremde Baumeister aus; weit über die Stadt und ihre Umgebungen hinaus schweift das entzückte Auge, ach! daß ich hier fremd bin und nicht weiß, wohin ich alle die Orter thun, wie ich sie nennen soll, die hier umherliegen und eine eben so fruchtbare als romantische Gegend ankündigen!

Ihr sehet hier, sprach der Erzbischof belehrend, eine der fruchtbarsten und anmuthigsten Gegenden Deutschlands, eine eben so reiche als stark bevölkerte Landschaft, die Ihr schwerlich in dieser Art irgendwo wiederfindet! hier wo der hohe Berg so bläulich entgegendämmert, (er meinte den Petersberg) liegt Halle, dort hängt, wie vom Himmel herab, das ganze Harzgebirge, der dunkle, höhere Punkt, daß ist der Brocken, weiter hin seht Ihr die Burgen von Ballenstedt, Blankenburg und Wernigerode, die Huiseburg, den Elm und viele andere Bergpartbien, die von unzähligen Fremden besucht werden. Aber hier sahe sich der Prälat um und fuhr erstaunt und erschrocken fort — wo

ist denn unser Alter? Mein Gott er wird doch nicht?! Eilend kehrten beide Männer von dem Thurme nach unten zurück und frugen mehrere in und vor der Halle, durch welche sie gekommen waren, neugierig gaffende Personen, ob sie den alten Schäfer — denn unter diesem Namen war Falke in ganz Magdeburg bekannt — gesehen? Doch Niemand wollte ihn gesehen haben, daß er aus dem Tempel gegangen, wogegen Alle sich erinnerten ihn hineingehen gesehen zu haben. Die Kirchdiener und mehrere anwesende Diener des Erzbischofs mußten den ganzen Dom, alle Winkel und Ecken, oben und unten sorgfältig durchsuchen, bis zur Nacht brachte man mit Suchen zu, weil man fürchtete der Greis habe sich zu ergriffen gefühlt, sei plötzlich erkrankt und liege irgendwo tod. Doch vergebens war jede Mühe. Der fremde Baumeister erzählte dem Volke das unbegreifliche Verschwinden des Greises, schüttelte bedenklich das zierlich frisirte Haupt und sagte: „Das war mir ein wunderbarer Mann! Als er, wie ein loser Knabe, die letzten fünf und siebenzig Stufen bis zur dritten Gallerie hinaufschritt und uns zurief: Fröhliches Wiedersehen da oben!" Da lief es mir eiskalt über die Haut, denn der feierlich geisterhafte Ton, womit er diesen Abschiedsgruß aussprach, war gar nicht mehr seine natürliche Stimme, es war eine dumpfe Grabesstimme, die so hohl und schauderhaft klang, als ob Jemand aus der Erde heraus spreche.

Solch' ein Aberglaube oder vielmehr ein Glaube an übernatürliche Erscheinungen herrschte damals im Volke so, daß man nichts anderes meinte, als der Schäfer sei, wie Christus gen Himmel gefahren und vor ihren Augen unsichtbar geworden.

Ja der alte Schäfer war verschwunden und lange konnte man nicht erfahren, wohin er gekommen, bis es später verlautete, daß er sich in dem Prämonstratenser-Kloster zum Strohofe zu Prag aufhalte; sein Sohn, der junge Priester, aber ging ebenfalls ins Böhmerland, wo er Abt eines Klosters ward. Bald war auch der Name Falke vergessen, nur des Schäfers erinnerte man sich, bis auch dieser von der Geschichts Muse ausgestrichen und seine Geschichte des Dombaues als eine Legende oder wankende Volkssage erklärt wurde; sie hat sich aber kräftig in dem Volke erhalten und hat immer noch als Sage eine heilige Bürgschaft in dem Bilde des Schäfers mit seinem Knecht, mit seinem Hunde, mit seinen Schafen am Dom, für die Wahrheit. — —

Hört Ihr schwermuthsvoll und dumpfig das Geläute
Von den Domes Glocken-Thurm herab? —
Ob es unsers Schäfers frühen Tod bedeute? —
Senkt man seine Hülle schon ins Grab?
Wird ihm Niemand zum Gedächtniß seiner Thaten,
Seiner Mühen einen Denkstein bau'n?
Ist des Tempels schöner Bau ihm nur gerathen,
Daß wir zweifelnd nach dem Bilde schau'n? —

Wollet nicht, Ihr Gläubigen! verzagen!
Unser Falke lebet fort in Sagen.
Hat als Schäfer nicht bei seinen Schaafen
Ruhmlos seinen Lebenstraum verschlafen. —

Fern nach Böhmens Hauptstadt war er fortgezogen,
Hin nach Prag, wo ihn die Sehnsucht rief
In des reichen Strohhofs graue Klosterbogen,
Wo schon mancher fromme Pilger schlief.
Dort, ja dort nur konnt' er Lohn und Ruhe finden,
Fried' und Freude, die er hier nicht fand,
Durfte dort den Kranz um seine Schläfe binden,
Den er hier aus Immortellen wand.
Ja, dort ehrten Fürsten seine Werke,
Fromme Mönche seines Muthes Stärke,
Und des kurzen Lebens Ehrenkrone
Fand er in dem hochbeglückten Sohne. —

Die Ihr staunend dieses Gotteshaus beschauet,
Zweifelt nicht! ein Schäfer hat's gebaut!
Nur was stolz und kühn der Held als Sieger bauet,
Rühmen schmeichelnd die Besiegten laut. —
Seht! der Schwache muß dem Starken unterliegen,
Muß, wenn dieser zu den Wolken fliegt,
Gleich dem nied'ren Wurm im dunkeln Staube kriechen,
Bis vergessen er im Grabe liegt. —
Doch ein Gott ist, der mit starkem Willen
Kann der Wahrheit Dunkel hell enthüllen,
Durch Legenden und durch Völkersagen
Kann er Glaubenslicht in Welten tragen.

Sei uns theuer, Schäfer Falke! Deinen Namen
Halten hoch in Ehren wir und frei
Denken in der Seele wir bei jedem Amen:
Daß kein Anderer der Gründer sei

Unsers Domes, als nur Du; mit frommen Herzen
Dachtest Du an Ruhm und Ehre nicht,
Mußtest oft der Großen Spott und Hohn verschmerzen,
Standest rein und hell vor Gott im Licht.
Sei uns immerdar im Angedenken!
Dankbar wollen wir Dir Glauben schenken;
Ja, so oft wir nach dem Dome wallen,
Grüßen herzlich wir des Schäfers Hallen.

Diese Sagen, diese Blätter, ach! sie rauschen
Wie die Geister jener alten Zeit,
Nicht vergebens durch Geschlechter, nein sie tauschen
Glauben für den Zweifel weit und breit;
Darum sind sie harmlos nur für alle lieben
Magdeburger Freunde in der Stadt
Wie für jedes Nachbarland und Dorf geschrieben
Das noch ungestörten Glauben hat.
Haltet fest an diesem Kindesglauben!
„Lasset Niemand Euch die Meinung rauben
Nur der Schäfer dort mit seinem Hunde
Hat den Dom gebaut! So ist die Kunde.

Ja von Mund zu Munde ging die frohe Kunde
Bis sie frisch auf unsre Zeiten kam,
Bis belebt von der Begeist'rung großen Stunde
Jene Muse ihren Griffel nahm,
Die mit Glauben fest und eisern hat geschrieben
Wahrheit in der Völker Zeitenbuch.
So ist ewig dieser Denkstein uns geblieben
Für die Mit- und Nachwelt fest genug. —
Sei es darum dieser Sage Streben
Gläubig alle Menschen zu beleben:
Nur ein Schäfer hat den Dom gebauet —
Kommt und seht sein Bildniß, glaubt und schauet!

7.

Die Sage vom Dombau durch einen Schäfer wäre zu Ende, damit kann aber die Geschichte des Dombaues noch nicht beschlossen werden, denn mit dem Dahinscheiden des Schäfers vom Schauplatz unserer Erzählungen war der Bau bei weitem noch nicht vollendet. Wir haben in diesen Blättern erzählt, wie weit der Schäfer gebauet, und im vorigen Abschnitte sind im Wesentlichen auch die Gegenstände von innen und außen berührt worden, welche der Sage nach, ihr Entstehen jenem Baue durch einen Schäfer verdanken. Dabei dürfen wir, wo es einem so ehrwürdigen Gegenstand, der schönsten Zierde unserer Stadt, einem von Fremden und Einheimischen noch immer bewunderten Denkmale gilt, das mit heiligen Erinnerungen aus grauer Vorzeit herüberragt, nicht stehen bleiben! Nein, wir bauen fort, bis das große Werk fertig, und schreiten im Geiste mit unseren Lesern in die erhabenen Hallen, um weiter zu erzählen, wie der große Bau fortgesetzt, und was hie und da zu schauen ist mit der Nebelkappe einer dunkeln Legende die uns kein Geschichtsschreiber geliefert und der Zweifel neuerer Zeiten hinter den Schleier der Märchen geschoben hat, denn immer müssen wir im Auge behalten, daß wir nicht Geschichte sondern Sagen schreiben, deren Schatz jetzt noch vorhanden ist.

Die Anlage des Baues in ihrem ganzen Umfange

war so groß und so außerordentlich kostbar, daß es noch ungeheurer Mittel bedurfte, um das begonnene Werk in aller Größe und Pracht bis zum letzten Ziele zur Vollendung hinauszuführen. Es ist überhaupt noch über anderthalb Jahrhunderte lang am Dom gebaut worden, ja an den Thürmen mag, wie die über dem Ausgange nach der obersten Gallerie des nördlichen Thurmes in Stein gegrabene Jahrzahl 1520 andeutet, noch viel später gearbeitet worden sein, ehe man sie für völlig vollendet hat betrachten können. Alte, noch vorhandene Baurechnungen weisen nach, daß von 1477 bis zu 1529 am Dome fortgebaut und daß das Material an Steinen von Olvenstedt und Seehausen entnommen worden ist. Die Einweihung geschah am 22ten Oktober 1363, den 21ten Sonntag nach Trinitatis, unter dem Erzbischof Dietrich mit einer Feierlichkeit und Pracht deren Beschreibung wir nur in derjenigen Kürze mittheilen wollen, wie sie uns theils von der Sage theils aus alten Urkunden nothdürftig bekannt geworden ist:

Nachdem der Erzbischof Dietrich oder Theoderich den Dombau besehen und auf den Grund sachverständiger Baumeister die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Kirche, wenn auch noch lange nicht vollendet, doch in einem solchen Zustande war, wo sie zu gottesdienstlichen Handlungen benutzt und, ihrer Bestimmung gemäß, zur Erhebung der gläubigen Herzen in ihren ausgebreiteten Räumen gebraucht werden konnte

säumte er nicht zu ihrer feierlichen Einweihung vorzuschreiten. Es bedurfte, um die hohen und erlauchten Personen, welche nach den Vorschriften des feierlichen Ritus versammelt werden mußten, einer langen Vorbereitung. Viele Tage lang überlegte und arbeitete er mit den Domherren oder Capitularen und täglich gingen und kamen Eilboten, welche zur Vor- und Einladung der nach den päpstlichen Statuten dabei nöthigen Fürsten und Geistlichen geschickt worden waren, denn damals gab es weder Posten noch Eisenbahnen ja nicht einmal gebahnte Wege, auf welchen Staffetten oder Kurrire hätten hin und herpassiren können. Endlich erfuhr das Volk, daß der 21te Sonntag nach Trinitatis zum Fest der Einweihung bestimmt sei, denn durch Ausrufer auf den Straßen sowie von den Kanzeln herab war die Bekanntmachung veröffentlichet worden, denn es gab damals noch keine Zeitungen und alles wurde von den Kanzeln abgelesen und das war auch genug. Es war dieser Sonntag, wie oben erwähnt worden', der 22te Oktober 1363. Schon vom Mittwoch an zogen die geladenen Großen mit ihrem Hofstaat und Reisigenzeuge in Magdeburg ein und waren bis zum Sonnabend beisammen. Man zählte außer sieben Erzbischöfen und sechs Aebten die Bischöfe von Hildesheim, von Merseburg, von Brandenburg, von Havelberg, von Naumburg, als päpstlichen Vikar den Bischof von Tabor, drei Herzöge von Sachsen, drei Herzöge von Braunschweig,

zwei Markgrafen von Meißen und vier Fürsten von Anhalt, sowie noch eine große Menge Grafen, Ritter und Edelleute, Deputirte aller zum Erzstift gehörigen Städte und endlich eine große Anzahl auswärtiger Priester und Geistlicher mittlern und niedern Ranges, der vielen Gäste aus Städten und Dörfern von nah und fern nicht zu gedenken.

Der frühe Morgen des festlichen Sonntags kündigte sich mit dem Geläute aller Glocken an und um 8 Uhr zog das große Heer der hohen geistlichen und weltlichen Personen vom alten Markte aus, wo sie sich um die Statue des Kaisers Otto versammelt hatten, nach dem Dom. Es war mit dem reisigen Gefolge, welches jeder Erzbischof und Fürst bei sich hatte, ein langer nicht zu übersehender Zug, welcher seinen Weg den Breitenweg entlang nahm, und dann durch den Dom-Kreuzgang nach dem Domplatze zuschritt. Ehe indeß der Zug sich in Bewegung setzte, stellte sich das hohe Personal in einem großen Halbkreise um die Otto'sche Statue auf, an der Spitze stand der Erzbischof mit den sechs fremden Erzbischöfen, alle mit dem Erzbischöflichen Pallium bekleidet, dann folgte der päpstliche Legat mit den sechs Bischöfen welche die Krummstäbe trugen. Die fremden Erzbischöfe waren von Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bremen und Prag. An die Bischöfe schlossen sich die übrigen Cleriker an, nämlich die Domherren, die Presbiter, die Diakonen und die Mönche, den Be-

schluß machten eine ganze Menge Psalmisten und Sänger, hinter welchen ein Chor Musiker stand; den zweiten Theil des großen Halbkreises bildeten die weltlichen Herren und zwar die Herzöge und Fürsten, die Grafen und Ritter, die Deputirten der Städte, alle in ihren Waffenröcken und Ritterschmucke, die obrigkeitlichen Personen in rothen Kleidern mit goldenen Halsketten, sowie die Vorstände der Magdeburger Zünfte und Innungen. Auch diese zweite Abtheilung hatte ihr Musikchor, Trompeter und Paukenschläger, Posaunisten und Beckenschläger hinter sich. Erzbischöfliche Hellebardirer und Fußknechte, Herzogliche und Fürstliche Reisige und die stattlichen Kompagnien der hiesigen Bürger nach verschiedenen Fähnlein abgesondert umschlossen den Kreis und in dieser Ordnung bewegte sich dann der lange Zug vorwärts; Alle waren an diesem Tage zu Fuß und stellten sich auch im Innern des Doms in derselben Ordnung auf. Der Altar war gerade fertig geworden und bei diesem begann nun die Weihe damit, daß nach einem feierlichen Chorgesang der Erzbischof Dietrich die Messe hielt. Der Bischof von Tabor, als päpstlicher Vikar hielt sodann eine Predigt über die Anfangsworte des 24. Psalm: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnt, denn er hat ihn an die Meere gegründet und an den Wassern bereitet. Wer wird auf des Herrn Berg gehen und wer wird stehen an seiner heiligen Stätte?" Und nach

dem Gloria hielt der Erzbischof von Bremen die hohe feierliche Weihmesse, endlich verlas der Erzbischof von Prag das 8. Kapitel aus dem Buche Mosis und salbete den Magdeburger Erzbischof Dietrich, und so ging jeder Bischof zum Altar und las Messe, und diese Altäre befinden sich größtentheils noch im Schiff der Kirche, früher gerade 50 Stück die in jetziger Zeit wohl schwerlich Jemand für Altäre halten würde und wovon jetzt noch die meisten vorhanden sind.

Der übrigen Ceremonien und Feierlichkeiten zu gedenken, würde überflüssig sein und doch nicht mit der Treue und Genauigkeit alles erzählt werden können, was nach dem damals streng katholischen und meist in lateinischer Sprache befolgten Ritual vorgetragen ward; es soll aber der feierliche Weihe-Akt von Vormittag halb 10 Uhr an bis Nachmittag 3 Uhr ohne Unterbrechung gewährt haben, und sollen Sänger und Psalmisten aus Prag und Nürnberg, sowie aus anderen fremden Städten zugegen gewesen sein. —

Nach Beendigung der kirchlichen Feier, bei welcher, wie wir auch erwähnen müssen', die Bilder des heiligen Mauritius und der heiligen Katharina am Altar aufgestellt waren, begab sich die ganze Versammlung der hohen Geistlichen sowie der Herzöge, Fürsten, Grafen und aller Stände nach dem erzbischöflichen Palast, wo ein prächtiges Gastmahl gereicht ward. Der Fürst von Anhalt verwaltete sein Amt als erz-

stiftischer Truchses, indem er dem Erzbischof die Speisen reichte, der Herzog von Braunschweig als erzbischöflicher Mundschenk kredenzte demselben die ersten Getränke, ersterer trug ein braunseidenes Wams mit goldenen Schnüren, scharlachene Hosen und große Ritterstiefeln mit goldenen Sporen, das schwarze Barett schmückte eine lang bis über die Schultern herabwallende weiße Feder; der Herzog von Braunschweig war in grün gekleidet, mit einer schwarzen Feder auf dem Barett. An den darauf folgenden drei Tagen wechselten allerhand Kurzweile, als Ritterstechen oder Turnire, kunstreiche Tänze, Mummensschanz und fröhliche Gesänge fremder Minnesänger untereinander ab. Auch Bajaderen oder Indische Tänzerinnen waren zugegen und eine glänzende Cavalkade, (Reiteraufzug) welche sich durch alle Straßen und Plätze der Stadt zog, machte den Beschluß.

Die Stadt hatte in diesen Tagen einen solchen Zufluß von Fremden aus allen Orten und Gegenden, daß diese bei den angesehensten Bürgern einquartirt werden mußten. Da gab es oft an einem Tage mehr zu verdienen, als mancher Meister das ganze Jahr über erwerben konnte, denn die hohen Herrschaften brachten Geld die Fülle und mancher von ihnen hatte eine Dienerschaft von zwanzig und mehr Köpfen nicht zu gedenken der Knappen und Reisigen mit ihren Gäulen, welche für letztere kaum Stallung und Obdach fanden. Aber die jungen Bürgerfrauen und

Jungfrauen thaten ihr möglichstes, um die fremden Gäste zufrieden zu stellen und aufs anständigste zu bewirthen denn sie wurden alle Tage der Reihe nach mit ihren Männern mit zur Tafel gezogen und nahmen am Abend an den Freuden des Tanzes und der damals üblichen Mummereien Theil, so daß sie noch lange Zeit von dem Domweihfeste sprachen, als der Winter vorüber und nach heißem Sommer ein rauher Oktober wieder eingetreten war. Von dieser Zeit an hatten fast alle Magdeburger den heiligen Mauritius und die heilige Catharina zu ihren Schutzheiligen und die Moritzfahne wurde im Kriege wider auswärtige Feinde als ein heiliges Palladium, das Wunder thun und den Sieg herbeiführen könne, vorgetragen, sowie denn auch der Finger der heiligen Catharina als die heiligste Reliquie von allen Anderen geehrt und geachtet und den fremden Besuchern für Geld gezeigt ward. Von diesen beiden Patronen des Doms muß das Geschichtliche erwähnt werden.

Mauritius war — der Sage nach — ein Mohr und Oberster der sogenannten Thebanischen Legion im Heere des Römischen Kaisers Maximilian im Jahr 286 nach Chr. Geburt. Er hatte sich mit allen seinen Soldaten, als er im gelobten Lande war, zu Jerusalem taufen lassen. Als der Kaiser in der Nähe des Flusses Rhadanus seinem Heere, das sich gelagert hatte, befahl, den heidnischen Göttern zu opfern, weigerte sich Mauritius der Theilnahme an solcher Ab=

götterei und wurde dafür mit seiner ganzen aus 6666 Christen bestehenden Legion bei Agaunum in Unterwallis niedergehauen. Der König Sigismund von Burgund ließ später an dieser Stelle ein Kloster bauen und gab ihm den Namen St. Moriz. Seine Reliquien d. h. einen Theil seiner Gebeine und Waffen erhielt Kaiser Otto I. von dem Pabst Johann und die Idee, ihm zu Ehren ein Kloster in Magdeburg zu errichten, brachte in ihm der Umstand hervor, daß seine Soldaten auf einem Zuge nach Italien das Moritzkloster im Walliserlande ausgeplündert und zerstört hatten.

Die heilige Katharina, deren Gedächtnißtag auf den 25. November fällt, war eine Christin aus Alexandrien; Ihre wunderbare Geschichte ist einer anderen Sage besonders vorbehalten.

Viele unserer schätzbaren Leser werden doch wohl nicht wissen, warum die Kathedrale oder Hauptkirche eines bischöflichen oder erzbischöflichen Sitzes „Dom" oder „Domkirche' genannt worden ist. An jedem Orte, wo ein solcher Sitz war, also in jedem Bisthume war eine gewisse Kirche dem Gottesdienste geweihet, welchem der Bischof oder Erzbischof, mit seinen Kapitularen in eigener Person vorstand. Die Kirche wurde zum Unterschiede der anderen Kirchen, das „Haus des Herrn" auf Lateinisch Domus dei, das Gotteshaus genannt, gewöhnlich ließ man in der Umgangssprache das Wort, dei „Gottes oder des

„Herrn" fort und nannte es kurz weg domus, worauf nach und nach das deutsche „Dom" entstand.

Die Feier des Mauritiustages gab in der Folge und zwar unter dem Erzbischof Albert zu einem großen Jahrmarkte Veranlassung, welcher noch jetzt als ein Volksfest unter dem Namen Hehrmesse gehalten wird. Man brachte nämlich, um Geld zum Fort- und Ausbau des Doms zu erlangen, allerlei Kirchenornate, Chorröcke, Meßgewänder rc. zusammen, zeigte alle vorhandene Reliquien und sehenswerthe Alterthümer dem schaulustigen Volke für ein Stück Geld, welches erlegt werden mußte und nannte diesen Markt um deßwillen die Hehrmesse, weil der Erzbischof in Person Messe las, denn das Wort hehr bedeutet soviel als erhaben heilig. Seit dem Jahre 1567, wo unsere Domkirche am ersten Adventssonntage zum Erstenmale dem evangelischen Gottesdienste geöffnet ward, sind natürlich alle katholischen Gebräuche folglich auch die Messen fortgefallen, der Name aber hat sich erhalten. Das große Verdienst der Erhaltung unsers Doms bei der Erstürmung Magdeburgs durch Tilly am 10. Mai 1631 gebührt dem damaligen Domprediger Bake, welcher den Wütherich durch eine ihn zur Schonung bestimmende Anrede besänftigte.

Sehen wir uns nun, mit Rücksicht auf den Zweck dieser eigentlich nur Sagen geweiheten Blätter, unter den Alterthümern und Merkwürdigkeiten in unserer Domkirche etwas näher um, so wird sich uns man

ches Bild, manche Erscheinung als eine Betrachtung aufdringen, die uns mit freudigem Interesse festhält und womit wir im Geiste mit unseren Lesern einen Umgang halten. Zuerst verweilen wir noch einige Augenblicke bei den Thürmen, ob wir schon bereits im Eingange des vorigen Abschnittes dieselben, der noch jetzt bestehenden Beschaffenheit nach, beschrieben haben. Ihr Anblick ist imponirend und erfüllt die Seele des Kenners und Nichtkenners mit einem gewaltigen Eindruck, denn wenn der Erstere in dem ganzen Gebäude das schönste Denkmal gothischer Baukunst erblickt, so muß der Andere in kindlicher Demuth sich beugen vor dem Koloß, dessen Umfang 1200 Rheinsche Fuß enthält. Auf 418 steinernen Stufen ersteigt man den nördlichen der beiden Thürme und genießt hier der Aussicht, die in demselben Abschnitte genauer beschrieben worden ist. Am südlichen Thurme befinden sich zum Theil wieder hergestellte Beschädigungen; auf dem nördlichen hängen drei große Glocken, von welchen die größte — Susanna — 266 Centner wiegt und 13 Ellen im Umfange hat; die Krone auf diesem Thurme, aus Stein mit durchbrochener Arbeit und allerlei Thiergestalten verziert, ist gerade so groß, daß ein Mann mit einer Kanone darauf Platz hat, die 1631 abgeschossene Krone des andern Thurms soll eine Batterie von drei Geschützen getragen haben. Diese beiden Thürme sind, wie wir ebenfalls schon angeführt haben, der Sage nach, Schö-

pfungen des Schäfers, dessen Bild mit dem Hunde darum auch über der Vorhalle (dem Paradiese) nach den Thürmen emporschauend noch heutigen Tages zu sehen ist.

Wenn wir die Kirche mit ihren Thürmen äußerlich betrachtet und den kolossalen Bau des großen Ganzen bewundert haben, gehen wir durch das Paradies in das Innere. Warum diese Vorhalle das Paradies genannt wird? ist eine Frage, deren Beantwortung ein Blick auf die vielen bildlichen Darstellungen biblischer Geschichten an die Hand giebt; besonders merkwürdig ist die Gruppe der fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen, welche das Geschenck eines Schlesischen Edelmanns sein soll; das Lächeln der Ersteren mit verschiedenem Ausdruck im Gesicht sowie die traurigen Mienen der Letzteren drücken recht sichtbar die Gefühle der Freude und des Schmerzes aus, welche die in dem von Christus im Evangelium gegebenen Gleichnisse dargestellten Jungfrauen in dem Augenblicke empfinden, wo der Bräutigam kömmt und wo die Einen ihre Lampen mit Oel schmücken können, während die Anderen erst Oel bei dem Kaufmann kaufen wollen und darüber die Hochzeit versäumen. Dem aufmerksamen Bibelleser wird keine Erläuterung nöthig sein darüber, was der Heiland mit diesem Gleichniß sagen wollte, wenn er sich seiner Worte erinnert: darum wachet! denn ihr wisset nicht Tag und Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird. Der

Spruch: wachet und betet, denn das Himmelreich ist nahe! wird uns dasselbe lehren, was Christus im Gleichnisse lehrte. — Beim Eintritt in das Innere des Doms, dessen hohes Gewölbe auf zwölf starken Pfeilern ruhet, begegnet das Auge gleich rechts am ersten Wandpfeiler einer aus Holz geschnitzten mit eisernen Ketten gefesselten männlichen Figur, welche einen der beiden Grafen von Gleichen vorstellt, die in einer Fehde mit den Magdeburgern bei Frohse gefangen und bei Wasser und Brod, bis sie sich mit 4000 Mark Silbers auslöseten, eingesperrt, deren Bilder aber im Dom öffentlich ausgestellt wurden. Die andere Figur hat der Zahn der Zeit zerstört. Im ersten Theile unsers Sagenkranzes ist die Geschichte der beiden Gleichen Pag. 437 näher beschrieben.

Nach einigen anderen weniger merkwürdigen steinernen Bildern gelangt man zu einem sehr künstlich gearbeiteten, großen eisernen Gitter, welches die sogenannte Kapelle unter den Thürmen, auch Ernesti-Kapelle genannt, umschließt. Die Kapelle wurde 1493 der heiligen Marie geweihet und hat zu ihrem Erbauer den Erzbischof Ernst, einen Sächsischen Prinzen. Sehenswerth ist diese Kapelle wegen des die höchste Bewunderung erregenden Grabmahls ihres nur genannten Stifters, welches aus einem von Erz gegossenen, offenen, 5 Fuß hohen, sargähnlichen Monument besteht, in welchem der Erzbischof Ernst im Bilde mit dem vollen Ornate bekleidet ruhet. Zu seinen

Füßen liegt ein Löwe, das Sächsische Wappen tragend, an der Seite zum Haupte sieht man den heiligen Mauritius, zu den Füßen den heiligen Stephanus, Beide mit ihren Attributen, jener war bekanntlich der Schutzpatron des Magdeburger, dieser der des Halberstädter Doms. An den vier Ecken stehen auf kleinen Postamenten die vier Evangelisten, an den Seiten die zwölf Apostel. Außer dem Sächsischen Wappen, allerhand Thieren und wunderbaren Verzierungen erblickt man unten an den vier Ecken eben soviel Löwen, welche das Magdeburgische Wappenschild halten. Alles ist von Metall und sehr kunstreich gearbeitet. An dem obern Rande des Monuments befindet sich eine lateinische und am Fußende eine deutsche Schrift des Inhalts:

„Gemacht zu Nürnberg von mir, Peter Fischer Rothgießer und ist vollbracht worden, da man zählt 1497 Jahr.“

In derselben Kapelle steht auf einer Marmorsäule ein schöner, siebenarmiger Leuchter von Erz, auch befinden sich darin zwei sehr zierlich gearbeitete Kronleuchter und an den Wänden künstlich ausgeschnitzte Sitze; Alles im wohl erhaltenem alterthümlichen Geschmack. Eben so sieht man auf einem Altar in der nemlichen Kapelle das Bild des Heilandes, wie er zweien seiner Jünger die Nägelmahle an den Händen zeigt, ferner die Statue des heiligen Sebastian mit vielen Löchern, in welchen ehemals Pfeile gesteckt haben. Dieser Seba-

stian war ein Kriegsoberster des Römischen Kaisers Decius. Aus Mitleiden gegen die von den Römern verfolgten Christen ward er nemlich selbst Christ und deßhalb vom Kaiser zum Tode verurtheilt. Man band ihn, um die Strafe zu vollstrecken, an einen Baum, wo er durch einen Pfeilschuß getödtet werden sollte. Stephan betete während der Execution und bat den Kaiser, ihn nicht eher tödten zu lassen, bis er ausgebetet habe, indem er nicht eher sterben werde. Der grausame Decius versagte ihm diese Bitte und ließ, da Stephanus wirklich mehrere Pfeilschüsse verachtete und freudig fortbetete, eine ganze Legion auf ihn schießen, ob aber schon sein Körper so mit Pfeilen durchbohrt war, daß keiner mehr haftete, so starb er doch nicht eher, als bis er sein Gebet, das er laut verrichtete, beendet hatte. Die Römischen Soldaten waren von Ehrfurcht und Bewunderung so durchdrungen, daß sie vom Kaiser die Erlaubniß erbaten, den frommen Helden mit allen kriegerischen Ehren beerdigen zu dürfen. Decius, zwar ein unversöhnlicher Feind und Verfolger der Christen, hatte den sterbenden Stephanus, wie seine Soldaten, mit hoher Bewunderung betrachtet und erfüllte durch Bewilligung der erbetenen Erlaubniß den Wunsch seiner tapfern Krieger. Diese banden daher den Leichnam vom Baume los, legten ihn in seinem Waffenschmucke auf ihre Lanzen und trugen ihn gleichsam im Triumpfe durch die Reihen der in kriegerischer Ordnung aufgestellten Legionen.

Von ihren Schildern und Panzern hatten sie eine Art von Altar, ein hohes, hohles Gewölbe, Katakombe genannt, errichtet, auf welchen sie den schön geschmückten Leichnam legten und in militairischer Ordnung um ihn herumziehend einen laut schallenden Lob- und Siegesgesang (Päan) sangen, ihm dann eine Libation brachten d. h. ihn mit Wein besprützten und ihm zu Ehren einen Becher leerten und den Kriegsgott Mars anriefen, daß er ihm im Tartarus oder in der Unterwelt die elisäischen Felder oder die Wohnungen der frommen Seelen zu seinem Aufenthalte anweisen möchte. Dann gaben sie ihm einen Obolus d. h. eine kleine Geldmünze in die Hand und nahmen von ihm der Reihe nach Abschied, um den Scheiterhaufen zu errichten, worauf er verbrannt werden sollte. Man muß nemlich wissen, daß die Römer ihre Todten, wenn sie dieselben ehren wollten, nicht begruben sondern verbrannten, die Asche in einem Gefäße (einer Urne) aufbewahrten und diese an einer geweiheten Stätte beisetzten. Eine Geldmünze gaben sie ihrem Todten um deßwillen in die Hand, damit er den Schiffer oder Fährmann Charon, der ihn über den Höllenfluß Acheron fahren mußte, bezahlen konnte, denn sie glaubten, zu dem Schattenreiche der Frommen könne man nur über diesen Fluß gelangen. Als der Scheiterhaufen errichtet war, verbrannten sie des Stephanus Leichnam, sammelten in einer Urne von glänzendem Gestein die Asche und schenkten sie mit ihrem Inhalte

einigen gefangenen Christen, welchen der Kaiser auf ihr Bitten die Freiheit verlieh. Auch die Kleider und Waffen des Stephanus empfingen diese Christen, durch welche später dessen Tod unter den christlichen Völkern bekannt und der fromme Märtyrer noch im Tode unter die Heiligen versetzt wurde. Noch heutigen Tages ehren die Katholiken den heiligen Stephanus durch die Feier seines Namenstages, auch ist er vieler Kirchen, Klöster und frommen Stiftungen Schutzpatron und deßhalb auch ein Gegenstand der Verehrung beim Dombau unserer Stadt geworden.

Noch viele andere Merkwürdigkeiten enthält diese kleine Kapelle, von welchen wir nur der wunderbaren Figuren an den Kapitälern der südlichen Säulen erwähnen wollen: Ein Löwe trägt eine Maus in den Klauen; ein nakter Mensch reitet auf einem Ziegenbocke; ein Affe hüllt sich in ein Gewand; Vögel und Hunde verfolgen einen Hasen und — ein Jude saugt an einem Schweine. Leider hat uns die Sage nicht überall berichtet, was mit diesen bildlichen Zeichen angedeutet werden soll; nur die seltsame Geschichte vom Juden, der an der Säue säuget, ist uns mitgetheilt worden.

In dem Kriege, welcher 1276 zwischen dem Markgraf zu Brandenburg und den Magdeburgern wegen der Erzbischofswahl statt fand und in welchem die Letzteren ihre Feinde bei Frohse aufs Haupt schlugen, den Markgrafen Otto nebst 300 Rittern und vielen Söldnern gefangen nahmen, waren die gemei-

nen Kriegsknechte nebst einem großen Troß eine Zeitlang im Dom eingesperrt worden, theils weil man die vielen Gefangenen nicht sogleich anderwärts unterbringen konnte, theils weil die Markgrafen vor der Schlacht sehr geprahlt und den Magdeburgern gedrohet hatten: sie wollten, wenn sie als Sieger in die Stadt einzögen, den Dom zu einem Pferdestalle machen. Unter diesen im Dom verwahrten Kriegsgefangenen befand sich auch ein Magdeburger Jude, der, als die gefangenen Krieger wieder entlassen wurden, um deßwillen zurückbehalten ward, weil er den Spion oder Verräther gemacht und der Erzbischof Günther die Absicht hatte, ihn deßhalb richten und strafen zu lassen. Sei es nun, daß der Erzbischof über anderen wichtigen Geschäften des Juden vergessen, oder daß der Schließer des Doms nicht sobald an denselben gedacht hatte, genug der Elende hatte sieben Tage lang ohne Speise und Trank im Dom zubringen müssen, und wurde, als man diesen, um ihn zu reinigen, öffnete, an einem großen Schweine saugend, zwar matt und entkräftet aber sonst völlig gesund und munter gefunden. Das Schwein, in der Nähe aus einem Stalle entlaufen, mochte sich im Dunkel, bei dem großen Volksandrange während die feindlichen Gefangenen im Dom eingesperrt waren, in das Schiff der Kirche verkrochen und daselbst von dem vorgefundenen Unrathe sich genährt haben. Das sonderbare Ereigniß, daß gerade ein Schwein, das dem jüdischen Volke

in seinem Gesetz verbotene und ihm verhaßte Thier, diesen Juden, der außerdem hätte vor Hunger und Durst umkommen müssen, ernährt hatte, machte allgemeines Aufsehen und bewog den ohnehin sehr gutmüthigen Erzbischof Günther, den Juden mit einer ernstlichen Warnung straflos zu entlassen. Gott hatte ihn gerichtet!

Ehe wir diese Kapelle verlassen, betrachten wir mit einiger Aufmerksamkeit das schon genannte eiserne Gitter. Die größeren Stäbe desselben sind hohl und so kunstreich in einander gefügt, daß, wenn man Oel hineingegossen hat, dieses mittelst einer Pumpe durch das ganze Gitterwerk getrieben worden ist, so daß dasselbe dadurch vor dem Rost geschützt gewesen. Von diesem künstlichen Gitter hat man folgende Sage:

Ein Schlosser, welcher mit der Anfertigung des Gitters beschäftiget war, befand sich wegen der schwierigen Arbeit, deren Beschleunigung ihm gegen einen reichen Lohn zur Pflicht gemacht war, in großer Verlegenheit und wußte sich schier vor Angst und Bekümmerniß nicht anders zu helfen, als daß er das ganze unvollendete Zeug im Stich ließ und davon lief. Vor der Thür begegnete ihm ein Mann, der, seinen rusigen Händen und geschwärztem Gesichte nach, ebenfalls ein Schlosser, oder Schmied zu sein schien. Er redete den flüchtigen Schlosser an: Wohin so eilig Meister Kamerad? Der Schlosser stand still, sahe den Mann an und entdeckte ihm sein Leid.

Wenn es weiter nichts ist, sagte der Fremde, da

werd' ich helfen können, kommt Freund, und zeigt mir das Ding! Der Schlosser kehrte mit dem Manne an die Kapelle zurück und zeigte ihm das Gitterwerk.

Wann soll es fertig sein?

In sieben Tagen soll ich es übergeben, da sehe ich aber erst, daß ich etwas Unmögliches zu erfüllen versprochen habe!

Pah! sagte der Fremde, in sieben Stunden stell' ich Euch die Arbeit fix und fertig her, Ihr sollt mir nur zweierlei dafür versprechen. Erstlich laßt Ihr mich in dieser Zeit allein und geht so lange in eine Herberge und dann sollt Ihr nur die sieben letzten Schrauben machen. Seid Ihr das zufrieden, Meister?

Vollkommen, sagte der Schlosser, wenn Ihr Wort haltet und nicht Scherz mit mir treibt!

Nun ehe Ihr davon lauft, könnt Ihr es darauf ankommen lassen, fuhr der Fremde fort, gab dem Schlosser ein Goldstück und setzte hinzu: Da trinkt auf gute Förderung und seid pünktlich nach sieben Stunden wieder hier!

Der Schlosser labte sich für das Goldstück an einigen Humpen Wein, verzehrte dabei ein tüchtiges Mittagsessen und kehrte immer noch mit einem Rest vom Gelde pünktlich in den Dom zurück.

„Ihr müßt der Teufel oder ein Zauberer sein! sagte er, als er eingetreten war und das überaus künstliche Gitter fix und fertig, den Fremden aber an

einer Säule lehnend fand, denn solche Arbeit hab' ich noch nie gesehen, und fürchte mich vor Euch!"

Du hast's errathen, mein Sohn! sprach jetzt der Fremde; ich bin der, für welchen du mich erkennst. Laß dir aber nicht bange sein! In sieben Stunden komm' ich wieder, da wirst du wohl mit deinen sieben Schrauben zu stande sein!"

Das war ein dummer Teufel, sagte der fröhliche Schlosser für sich, als der Unbekannte sich entfernt hatte, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte er die Schrauben fertig und sie überall, wohin sie gehörten, richtig eingeschraubt. Voller Freude rannte er zum Bauaufseher und meldete ihm die Ausführung des Werks. Bald darauf kam der Erzbischof mit dem Aufseher und mehreren Domherren, welche alle die so äußerst kunstreiche und gelungene Arbeit nicht genug loben und bewundern konnten.

Schon wollten sie sich wieder entfernen, als aus dem Volke, welches neugierig in die Kirche gedrungen war, um das künstliche Gitter zu besehen, ein Mann trat, der, wie sein geschwärztes Gesicht und die harten ebenfalls schwarzbraunen Hände verriethen, ein Schlosser zu sein schien, und schüttelte, das Kunstwerk lange betrachtend, auf einmal den Kopf gar bedenklich und murmelte einmal um das andere halblaut: Schade Jammer=Schade um die schöne Arbeit! Gerade streifte der Erzbischof an ihm vorüber und frug ihn, diesen Ausruf hörend, mit Unwillen: Was habt Ihr an

dem Werke zu tadeln Freund, das Jedermann lobt und bewundert?

Das Werk ist ohne Tadel, und eben darum thut es mir wehe, daß es, wie ein Kartenhaus zusammenfallen muß, wenn man daran rüttelt, denn sehet, gnädiger Herr! es fehlt eine Schraube, und zwar gerade diejenige, welche die Verbindung des kunstvollen Ganzen zusammen halten muß und ohne die es nicht bestehen kann, wie das Leben ohne Athem! Das spricht der Neid aus Euch! fuhr der Erzbischof den Unbekannten an, beweiset es! versucht es einmal!

Da winkte der Fremde dem Schlosser, welcher die sieben Schrauben zu dem Gitter gemacht hatte, griff mit der Hand zwischen die Stäbe und zeigte ihm und dem Erzbischof, sowie allen Anwesenden, eine Oeffnung, an deren gewundenem Rande man sogleich erkannte, daß eine Schraube hinein gehörte, die aber nicht vorhanden und von dem Schlosser übersehen war. Der Unbekannte sagte: Erst wenn die fehlende Schraube in dieser Höhlung fest sitzt, hat das Werk einen Halt; es ist eine Kleinigkeit, laßt sie machen! Der Erzbischof betrachtete immer noch ungläubig bald das Gitter, bald den Unbekannten, denn der Schlosser lehnte bleich und zitternd an einem Pfeiler; da rüttelte der Fremde an den Eisenstäben und das ganze Gitterwerk fiel auseinander. — Ein allgemeines Staunen ergriff die Anwesenden, der Unbekannte aber sagte ganz ruhig: Es hat nichts zu sagen, Ihr Herren

Laßt die fehlende Schraube nur machen! Das Wiederaufrichten des Gitters ist kinderleicht, das besorgt jeder Pfuscher! Aber dieser Mann ist mein!! Bei diesen letzten Worten fuhr der Unbekannte auf den unglücklichen Schlosser los, packte ihn hinten am Genick und erhob sich mit ihm, indem er ihn, Angesichts aller Zuschauer, durch die Decke und das Kirchendach entführte. Das Loch, vor welchem sich zwei kleine Fallthüren befinden, ist heute noch zu sehen. —

Wir sehen uns nun weiter nach den innern Denkwürdigkeiten um und stoßen nicht fern von dem Denkmal des Erzbischofs Ernst auf das Grabmal des würdigen Dompredigers Backe, der mit der Erhaltung des Doms beim Magdeburger Sturme zugleich mehr als tausend Menschen das Leben rettete.

Ueber dem eisernen Gitter sieht man die große mit einer Menge Figuren künstlich verzierte Orgel. Bis zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde jährlich am Michaelistage Nachmittags darauf gespielt, dies war interessant anzusehen, weil die verschiedenen Figuren daran ein Concert aufzuführen schienen. In der Mitte schlug ein Engel als Musikdirektor den Takt, die Könige David und Salomo nickten mit ihren gekrönten Häuptern ihren Beifall und eine ganze Schaar von Engeln blies die Trompeten und Posaunen, schlug die Paucken und spielte auf verschiedenen anderen Instrumenten. Ein schwarzer Adler hob die Flügel, ein kleiner vergoldeter Hahn schwellte sein Gefieder und

kräh'te zum Schlusse dreimal. Viele Stunden und Meilen weit strömten an diesem Tage die Fremden und Landleute nach Magdeburg, um das wunderbare Concert im Dom zu hören und die Gastwirthe, Bäcker und Fleischer fanden jedesmal ihre gute Rechnung dabei. Diese Orgel ist von **1604** bis **1615** von dem Orgelbauer Heinrich Campen aus Halle erbauet; unten, am Fuße der Orgel, stehen die Wappen und Namen seiner Gehülfen, des Tischler Zimmermann, des Bildhauer Sebastian Ertle und des Maler Peter Senst von hier.

Neben der dritten Kirchthür sieht man das von Asseburg'sche Denkmal, sowie die Auferstehung der Mathilde von Heidek. Wir verweisen zur nähern Erläuterung dieses Bildes unsere Leser auf die im ersten Bande von uns erzählte Sage: „M a t h i l d e v o n H e i d e k," „d i e W i e d e r k e h r a u s d e r G r u f t." pag. **246** und wenden uns zu dem Pfeiler neben der schönen Kanzel, welchen die Gottesmutter mit dem Kinde ziert, zu ihren Füßen ruht ein uraltes Monument des Erzbischofs Friedrich **1.** vom Jahr **1152**, an demselben Pfeiler befindet sich eine runde mit gothischen Thürmchen verzierte Kapelle mit den steinernen Bildnissen des kaiserlichen Ehepaar's Otto's und Editha's, der Sage nach vom Schäfer Falke errichtet, nicht fern davon steht der mit eisernen Bändern und Schlössern versehene Ablaßkasten des berüchtigten Tezel.

Im Schiff der Kirche ist eine der schönsten Zierden der aus orientalischem Porphyr in achteckiger Form gearbeitete Taufstein, der Sage nach, ein wiederaufgefundener Säulentrümmer des Salomonischen Tempels zu Jerusalem. In der Kunstkammer zu Dresden befindet sich ein ähnliches Stück solchen Steins, welchen ein Sächsischer Prinz auf einer Pilgerreise ins gelobte Land aus der Erde gegraben und nach Deutschland hat bringen lassen. Das daran fehlende Eckstück soll Tilly abgeschlagen und als eine Kostbarkeit mitgenommen haben.

An der vierten Kirchthür, dem Kreuzgange vorbei, findet man in einem Verschlage ein wunderthätiges Marienbild, dessen Geschichte, mit der Legende von dem hinter dem Altar liegenden, weißen und zirkelrunden Marmorsteine am Fußboden in Verbindung steht. Auf diesem Steine soll nemlich der wegen seiner Schandthaten von den Aposteln, der heiligen Marie und selbst von Christus zum Tode verurtheilte Erzbischof Udo durch den heiligen Mauritius enthauptet worden sein. Wenn man Wasser auf diesen Stein gießt und die Stelle etwas reibt, kommen blutige Flecken zum Vorschein. Die sehr interessante Volkssage darüber haben wir bereits in dem ersten Theil pag. 356 den geehrten Lesern besonders mitgetheilt

Wir bleiben jetzt am Eingange zum hohen Chor stehen und verweilen mit unseren Blicken auf dem

ehernen Monumente des zweiten Erzbischofs Adalbert, wie derselbe mit seinem Bischofsstabe einer kleinen nackten weiblichen Figur, die sich in gebückter Stellung einen Dorn aus dem Fuße zieht, den Kopf durchbohrt. Die Sage berichtet: In dem Beguinen- oder Klunkernonnen-Kloster am Moritzthore zu Halle hatten sich eines Tages gerade die frommen Schwestern gebadet und eine sehr schöne Nonne befand sich im Klostergarten damit beschäftigt, einen Splitter aus einem ihrer Füße zu ziehen, als der Erzbischof Adalbert, welcher bekanntlich die Klöster alljährlich zu besuchen pflegte, eintrat und die nackte Jungfrau erblickte. Das arme Mädchen würde, wenn sie hätte fürchten können, daß um diese Zeit ein Mann in den Garten komme, natürlich dieses Geschäft unterlassen und bequemer in ihrer Zelle verrichtet haben; der Erzbischof aber, als hoher Kirchenfürst, war nicht wohl abzuweisen und hatte sich, ehe er das Innere des Klosters besehen wollte, den Garten öffnen lassen. Ueber dem Schmerze, den die Nonne im Fuße fühlte, mochte sie die Ankunft des Prälaten eben so wenig gehört als gesehen haben, dieser aber, bekannt wegen seiner strengen Keuschheit und Sittenreinheit, deutete das sich ihm darbietende Bild anders, hielt die Unglückliche für eine üppige, unzüchtige Dirne und tödtete sie im Uebermaße seines Zornes auf der Stelle. Als er später von den Vorsteherinnen des Klosters sowie von den übrigen Nonnen erfuhr, daß das beklagenswerthe Opfer

seines Keuschheitseifers eine höchst sittliche, fromme und tugendhafte Jungfrau gewesen sei, bereuete er seine große Uebereilung und soll noch bei seinem Leben das Denkmal haben fertigen lassen, um sich bei dessen Anblick seines Frevels zu erinnern und sich einer größern Mäßigung und Bedachtsamkeit in seinen Handlungen zu befleißigen.

Wir schreiten weiter und begegnen in der Mitte des hohen Chors dem einfachen und prunklosen Grabmale des Kaisers Otto I., einem stillen Zeichen wahrer Größe, nur von hölzernen Schranken umgeben und von einem weißgestreiften Marmor bedeckt. Hinter dem hohen Chor sieht man das mit Statuen umgebene steinerne Grabmal seiner Gemahlin Editha, wie sie schlummernd im kaiserlichen Schmuck da liegt. Dieses nnr von einem eisernen Gitter umgebene Grabmal ist unstreitig das älteste Stück im ganzen Dom und vom ehemaligen Benediktiner- oder Mauritius-Kloster hieher gebracht.

Es wird hier am rechten Orte sein, unseren Lesern, insbesondere den Bewohnern Magdeburgs, welchen das Otto'sche Kaiserpaar stets im ehrenvollsten Andenken ruhen wird, eine gedrängte Beschreibung der Feierlichkeiten mitzutheilen, unter welchen die leiblichen Ueberreste des allgeliebten Herrscherpaares in die neue noch jetzt vorhandene Domkirche gebracht und wie sie nach

einer Zeit von fast dreihundert Jahren mit den höchsten kaiserlichen Ehren geachtet worden sind.

Die Kaiserin Editha war nach ihrem im Jahr 947 erfolgten Tode in dem von ihrem Gemahl gestifteten Benediktiner- oder Mauritius-Kloster — welches auf der nämlichen Stelle stand, wo sich der heutige Dom befindet — begraben und ihr war schon damals vom Kaiser Otto dasselbe Grabmal errichtet worden, welches noch jetzt in seiner alterthümlichen Gestalt zu sehen ist. Der Kaiser selbst starb 973 zu Kloster Memleben an der Unstrut in Thüringen, wo seine Eingeweide auch geblieben sind, von wo aber der entseelte Körper nach Magdeburg gebracht und in dem nämlichen Jahre in der von ihm auf der nördlichen Seite des jetzigen Domplatzes errichteten Kathedrale oder Domkirche, welche im Jahr 1207 durch das Feuer zerstört ward, beigesetzt worden ist. Zu der Zeit also, wo der heutige Dom, der Sage nach durch einen Schäfer, erbauet wurde, befanden sich die Gräber des Otto'schen Kaiserpaares in der von Otto 962 gestifteten Kathedrale oder Domkirche, denn noch bei seinem Leben hatte er seiner Editha irdische Hülle aus dem Benediktiner-Kloster dahin bringen lassen. Von der verheerenden Feuersbrunst, welche 1207 den alten Dom verzehrte, waren die unter Stein und Gewölben wohl verwahrten kaiserlichen Begräbnisse verschont worden und sollten, wie gleich Anfangs der Erzbischof Albert beschloß, später in den neuen Dom versetzt

werden; denn man muß wissen, daß die unteren Theile des alten Doms aus massiven Steingewölben bestanden, welche der Feuersbrunst einen kräftigen Widerstand boten. Das Jahr, in welchem die feierliche Beisetzung der Leichname des kaiserlichen Paares in den neuen Dom erfolgt ist, hat uns die Sage nicht genannt und nur so viel berichtet, daß es noch unter dem Erzbischof Albert, dessen Tod in das Jahr **1234** fällt, geschehen sei. Darauf kann übrigens bei der folgenden Beschreibung nichts ankommen, weßhalb wir ohne Weiteres unsere Erzählung beginnen, und nur noch zu gedenken haben, daß es unter der Regierung des Kaisers Friedrich geschah, denn **1208** war der Kaiser Philipp vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu Bamberg ermordet worden und nach Ottos **IV.** Tode **1218** herrschte Friedrich als alleiniger Kaiser bis **1273.**

Der untere Theil des Doms mit seinen gewaltigen Säulen und Bogen war aufgebaut, das Schiff und das hohe Chor prangten in ihren majestätischen Größen und mit Erstaunen und Bewunderung schauten die Männer Magdeburgs aus dem Stande der kunstverständigen Zünfte und Gewerkschaften auf die Riesenarbeit und auf die Grundlagen, auf welchen das ganze große Werk ruhen sollte; da erscholl eines Tages die Kunde, daß die Gebeine des hochseligen Kaisers Otto, des erhabenen Stifters eines Doms, und seiner Gemahlin, der für Magdeburgs Jahrbücher

unvergeßlichen Editha, welche bisher in einem stehengebliebenen Kreuzgewölbe des eingeäscherten Doms verwahrt ruheten, in die neue Domkirche herübergebracht und mit den jenen ewig denkwürdigen Wohlthätern gebührenden Feierlichkeiten und Ehrenbezeigungen auf's Neue beigesetzt werden sollten. Diese Nachricht war ein Freudenjubel für die ganze Stadt, für Jung und Alt und Reich und Arm, so tief hatte die Liebe für das ehrwürdige Herrscherpaar Wurzel geschlagen, daß man noch nach zwei Jahrhunderten und darüber mit Entzücken von dem großen Otto und seiner hochseligen Gemahlin sprach. Ein Freitag war zur feierlichen Handlung festgesetzt worden, und länger als acht Tage vorher sahe man ein Wogen und Treiben, ein Mühen und Sorgen und ein Laufen nach dem erzbischöflichen Palaste, daß man hätte glauben mögen, es gelte einer Kaiserwahl oder der Feier eines Friedensschlusses nach erlittenen Kriegesdrangsalen. Schon am frühen Morgen des herbeigekommenen Tages ertönte erst das Geläute aller Glocken von den Thürmen der Stadt und auf den noch unvollendeten Thurmseiten standen Trompeter und Posaunenbläser, Trommel- und Paukenschläger und erfüllten die Luft mit einer rauschenden Musik. Um 8 Uhr versammelten sich die geistlichen und weltlichen Großen, die eingeladenen fremden Fürsten, Grafen und Ritter, die Vorsteher der Zünfte und Innungen, die Kaufmanns- und Schiffer-Brüderschaften, die Mönche aus den Klöstern, sowie die Nonnen

und Laienschwestern, genug alle Stände nach Rang und Würden, nebst allen obrigkeitlichen Personen, auf dem Domplatz vor dem erzbischöflichen Palaste (der Dechanei) und ordneten sich zu dem nach einem bestimmten Reglement und Plane entworfenen Zuge, welcher um 10 Uhr mit den Särgen des verewigten Kaiserpaares nach dem alten Markte stattfinden sollte. Zuerst schritten ein Fähnlein (Bataillon) erzbischöflicher Hellebardierer und ein Fähnlein Magdeburger Hakenschützen mit ihren Fahnen und Feldzeichen voran und machten nicht nur dem großen Prachtzuge Platz, sondern bildeten zugleich eine Ehrenwache; gleich darauf folgte der große Sarkophag mit den irdischen Ueberresten des Kaisers, getragen von sechszehn Männern auf einer reich mit Gold verzierten Bahre von schwarzem Ebenholz; diese Männer waren alle ehrenhafte Bürger der Stadt, welche sich, um das Andenken ihres großen Kaisers zu ehren, ausdrücklich zum Trägeramt erboten hatten; es waren die Vorstände der Innungen und Zünfte, mit schmalen langen Mänteln, langen Flören auf den schwarzen Baretts und silbernen Schildereien auf der Brust. Der kaiserlichen Bahre folgte der Erzbischof mit dem Pallium bekleidet und geführt von dem Burggrafen und dem Domprobst; dem Erzbischof reiheten sich an die fremden Fürsten und Bischöfe, Grafen und Ritter und hinter diesem ersten Zuge folgten wieder zwei Fähnlein erzbischöflicher und Magdeburger Bürgermilizen. Jedem Zuge ging eine

Schaar Musiker voran, welche einen Trauermarsch bliesen. Den zweiten Zug eröffneten abermals sechszehn Träger mit der Leiche der Kaiserin; die Träger waren lauter Jünglinge, den bürgerlichen Zünften und Innungen angehörend, sie trugen weiße Chorröcke mit schwarzen Leibbinden und Flören. Beide Särge, der des Kaisers sowie der der Kaiserin, waren auf schwarzen Bahren mit köstlichen Leichentüchern von himmelblauem mit Goldstickerei reich verzierten Sammet behangen. Dem Sarge der Kaiserin folgten sechszehn Marschälle mit langen Stäben, an welchen breite Flöre flatterten und in der Mitte dieser Marschälle trugen der päpstliche Legat und der kaiserliche Botschafter die Reichs-Insignien, als das Scepter, das Schwerdt, den Reichsapfel und eine goldene Rose. An diese Repräsentanten des kaiserlichen Herrscherruhms schlossen sich, geführt von den Schöppen, obrigkeitlichen Personen und Vorständen aller Corporationen der Stadt, die einzelnen Zünfte in ihren Innungstrachten, mit ihren Fahnen und Wappenschildern an. Diese Träger alter ehrwürdiger Rechte und Gerechtsame, damals hoch und heilig geachteter, größtentheils unter dem großen Otto erworbener Privilegien, machten einen großen, wundervollen Effect, indem sie die Glanzperiode der Bürger Magdeburgs im schönsten Lichte darstellten. Es wird unsere Leser nicht ermüden, wenn wir die einzelnen Wappenschilder dieser nahe an tausend Mann betragenden Zunftgenossen etwas näher beschreiben, da viel

leicht in unseren Tagen so mancher Magdeburger von diesen alten Wappen keine Kenntniß besitzt. Um uns der Kürze zu befleißigen, führen wir diese Wappenschilder gleich in derjenigen Reihe und Ordnung auf, wie die Zünfte in jenem Zuge auf einander folgten.

Zuerst trug der Syndikus der Stadt, an einem zierlichen Helme befestigt, das große Magdeburger Stadtwappen. Es war dies eine ovalrunde, in vier gleiche Felder getheilte Scheibe von matt gearbeitetem Silber; in dem rechten oberen, sowie in dem linken unteren Felde saß zwischen zwei Thürmen eine Jungfrau mit dem Kranze in der rechten Hand; das obere linke und das obere rechte Feld zeigten jedes eine Rose. Die Umschrift in hellpolirter Arbeit lautete: «**Verbum domini manet in aeternum.**» d. i. „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit."

Nun folgen die Wappen der einzelnen Zünfte, wie sie im Zuge gingen, und zwar:

1. „Gewandschneider." Christus sitzt mit gefalteten Händen auf dem Boden, neben ihm stehet Johannes und legt ihm die Hand auf's Haupt, auf der linken Seite steht die Gottesmutter und über ihm schwebt der göttliche Geist in Gestalt einer Taube.

2. „Seidenkrämer." Ein Heiliger oder Ritter, wahrscheinlich der heilige Georg, in der linken eine Kirche, in der rechten Hand einen Anker haltend.

3. „Kürschner." Ein geflügelter Engel mit

zwei Thürmen in der rechten und mit einem Kasten an einem Riemen in der linken Hand.

4. „Brauer und Bäcker.“ Ein ovalrundes in zwei gleiche Hälften getheiltes Feld; auf der einen Seite zwei Instrumente des Brauwesens, zum Ausschöpfen und Umrühren der Flüssigkeiten dienend; auf der andern ein Brod und zwei Wecken, die Symbole der Bäckerei vorstellend.

5. „Schuhmacher und Lohgerber.“ Der heilige Crispin, in der rechten Hand einen Stiefel mit einem Schlüssel, in der andern eine Haut und ein Kreuz haltend.

6. „Knochenhauer alten Scharrens.“ Ein gehörnter Bock oder Widder.

7. „Knochenhauer neuen Scharrens.“ Ein Ochsenkopf und gegenüber ein Arm mit einem Schlächterbeile.

8. „Lakenmacher.“ Eine männliche Figur mit dem Heiligenscheine um das Haupt, in der rechten Hand ein entblößtes Schwerdt, in der linken eine Blume haltend.

9. „Schmiede und Beckenschläger.“ Im obern Felde das Magdeburger Stadtwappen und im untern Zange, Hammer und Kette.

10. „Goldschmiede und Goldschläger.“ Ein Schraubstock und zwei Reifen oder Ringe.

11. „Schneider oder Kleidermacher.“

Eine weibliche Figur mit einer Scheere auf der rechten und einem Mannesschenkel auf der linken Seite.

12. „Maler, Sattler und Glaser." Ein rundes Feld mit neun fünfeckigen Figuren in drei Reihen übereinander.

13. „Gürtler." Eine weibliche Figur mit einer Degenscheide in der linken und einer Art von Dolch in der rechten Hand.

Nach den Zünften kamen die Brüderschaften der Kaufleute, der Schiffer und der Schmelzer sowie dann die Handwerker, nämlich alle diejenigen, welche unter nur genannten Innungen oder Zünften nicht begriffen sind, folglich zu damaliger Zeit nicht zünftig waren; den Beschluß machten die Lohnkutscher, die Frachtfuhrleute, die Garbräter, sowie alle andern arbeitenden Klassen, denn Niemand, weder arm noch reich, hoch oder niedrig, hatte sich ausschließen wollen, so groß war noch die Liebe zu dem längst verewigten Kaiserpaar. Dieser ungeheure wieder von bewaffneten Bürgern und erzbischöflichen Söldnern gedeckte Zug nahm vom erzbischöflichen Palaste (der Dechanei) aus seinen Weg durch die Gouvernementsstraße, über die Fürstenwallstraße nach der Johannisfahrtstraße bis fort nach dem alten Markt, wo die beiden Bahren zwischen dem Rathhause und der Statue des großen Otto niedergesetzt wurden. Die Statue war mit der kaiserlichen Reichsfahne mit der Moritzfahne und langen herabwallenden Flören geziert. Nachdem sich der ganze, lange Zug

in einem großen Doppelkreise aufgestellt hatte, wurden die Fahnen herabgenommen und von zweien Grafen dem Zuge vorangetragen. Während die Fahnen herabgenommen wurden, ertönten auf zwei Seiten Trauer-Chöre, die auch fortwährend sich hören ließen, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Es ging nun gerade nach dem Breitenwege, ein großes Stück Wegs lang fort bis nahe zum Sudenburger Thore, dann schwenkte man links ab und kam, nach mehrmaligen Ruhen und Pausiren, auf der andern Seite des Domplatzes an. Nie mochte Magdeburg einen erhabeneren, wahrhaft kaiserlichen Zug gesehen haben, nie mochte eine Sache von so hohem Interesse für alle Bewohner gewesen sein, denn trotz des unermeßlichen Zuges und der zahllosen Zuschauer, welche in dichten Mauern auf allen Straßen und Plätzen, durch welche die feierliche Prozession mit den heiligen Zeichen der (katholischen) Kirche zog, standen und sich wie eine dichte Meeres-woge fortwälzten, herrschte eine so feierliche Ruhe und Stille, daß nur höchst selten ein Laut der Freude oder des Schmerzes gehört ward. Als die beiden Bahren mit den kaiserlichen Leichen durch die Vorhalle in die Domkirche hineingetragen wurden und der große feierliche Zug folgte, standen im Schiff der Kirche zwei Reihen Nonnen in ihren festlichen Ordenskleidern und trugen Kränze von Lorbeeren- und Myrthenzweigen, wobei sie ein lateinisches Requiem sangen.

Der solenne Gottesdienst begann mit einer großen

Messe, welche der Erzbischof in eigener Person verwaltete. Diesen nach dem Ritual der katholischen Kirche gehaltenen hochfeierlichen Akt näher zu beschreiben, fühlen wir uns außer Stande, da die Sage voraussetzt, daß sich denselben jeder damit bekannte Leser besser selbst denken könne, als er würde beschrieben werden mögen.

Nach Beendigung der Predigt wurde der Sarg des Kaisers im hohen Chor beigesetzt, darüber ein erhaben gearbeiteter weißer Marmor gelegt und ein kostbares Geschränke (Einfassung) von gediegenem Silber aufgerichtet. Diese silberne Einfassung ist gegenwärtig nicht mehr vorhanden und soll, wie man sagt, im dreißigjährigen Kriege durch die feindlichen Soldaten zerstört und geraubt worden sein. Die auch jetzt nicht mehr sichtbare Grabschrift hat also gelautet:

Tres luctus cansae sunt hoc sub Marmore clausae
rex decus ecclesiae summus honor patriae,

zu deutsch:

Ein dreifach Trauern birgt der Stein:
Den König senkte man hier ein;
Des Landes Ruhm, der Kirche Zier —
Sie ruhen mit dem Kaiser hier.

Gleich hinter dem hohen Chor wurde das Grabmal der Kaiserin Editha errichtet. Nachdem die verweslichen Ueberreste beigesetzt waren, wurde ihr in Stein gehauenes Bildniß im kaiserlichen Ornat aufgestellt, mit schönen Figuren und Schildereien umgeben, und mit einem eisernen Gitterwerk versehen. Die

lateinische Umschrift lautete: **Divae Reginae Romanorum Editae, Angliae regis Edmundi Filiae hic ossa conduntur, cuijus religiosi amoris impulsa hoc templum ab Ottone magno divo Caesare conjuge fundatum est. Obiitt anno Chr. DCCCCXLVII.** das heißt: „Hier ruhen die Gebeine der Königin Editha, sie war eine Tochter des Englischen Königs Edmund, ihr Gemahl, Kaiser Otto der Große, erbaute der frommen Gattin zu Ehren diesen Tempel. Sie starb im Jahr Christi **947**."

Als der feierliche Akt der Beisetzung, welcher gegen zwei Stunden lang dauerte, beendigt war, wurden mit Begleitung einer imponirenden Trauermusik geistliche Lieder und Psalmen gesungen, worauf der Erzbischof vor dem hohen Altar dem versammelten Volke diejenigen Wohlthaten und Segnungen bekannt machte, welche das hohe kaiserliche Paar ihren im Leben so theuren Magdeburgern erwiesen, und wofür sich dasselbe ein gewiß unvertilgbares Denkmal des Verdienstes in Aller Herzen erworben hatte. Wir wollen nur die weniger bekannten alten Privilegien erwähnen, welche der große Otto der Stadt verlieh; sind sie auch gegenwärtig von keiner Geltung mehr, so ist doch ihre Kenntnißname manchem Leser gewiß von Interesse.

1. Durch die Urkunde v. **7.** Juni **940** bestimmte Otto das Verhältniß der Stadt gegen das Reich und gab ihr das Marktrecht, sowie die Befugniß, sich Statuten zu machen.

2. Im Jahre **972** gab er ihr die Zollfreiheit

des Handels im ganzen römischen Reich, außer in Mainz, Köln, Piel und Bardowik.

3. Das Münzrecht.

4. Die Stapel und Niederlagegerechtigkeit.

Diesen Privilegien wurden durch die folgenden Kaiser noch viele und viel wichtigere angereihet, von Otto I. stammen außer den obigen keine her.

Der besonderen Verdienste um die eigentliche Erhebung Magdeburgs zu einer großen Stadt, um deren innere und äußere Sicherheit, sowie um Beförderung des Handels und allgemeinen Wohlstandes wurde aber rühmlich gedacht und mit dem Segen, welchen der Erzbischof sprach, ward die erhabene Feier geschlossen.

Ach! hin ist hin, die Zeiten sind vorüber;
Kein Privilegium hat einen Werth —
Wo man mit Rauch und Dampf auf Eisen über
Die Bahnen neuer Welten fährt,
Da lösen sich verlieh'ner Rechte Siegel —
Mitleidig sieht man in den hohlen Spiegel
Der alten Zeit die alte Welt,
Die der Vernunft nicht mehr gefällt.

Der Hochaltar aus einer 14 Fuß langen, 6 Fuß breiten und 1½ Fuß dicken schön polirten, röthlichen, jaspisartigen Platte auf einem Fußgesims von Marmor bestehend, stellt sich höchst einfach dar, denn der große Otto hatte ausdrücklich verordnet, daß auf diesem Altar nur das Bildniß des Gekreuzigten und die Bibel als die einzigen Symbole eines Christen

ruhen sollten. Außer vielen seltenen Bildern und Schnitzwerken findet man hier mancherlei Reliquien, als: ein Stück von Judas Laterne, ein Stück von der Leiter auf welcher Petrus warnender Hahn gesessen, Pilatus Waschbecken, eine Rippe von dem Wallfische, welcher Jonas verschlang, einen Schuh des heiligen Norberts, ein Stück vom Pantoffel der heiligen Maria, vier Palmenzweige von denen, welche bei Christi Einzug in Jerusalem ausgestreuet worden, ein Stück von dem Wasserkruge auf der Hochzeit von Kana, sowie endlich Tilly's Helm und Kommandostab. Die ersteren, alterthümlichen, meist aus biblischen Stellen entlehnten Reliquien, sind größtentheils vom großen Otto, bei seinen Zügen nach Italien, als Geschenke der Päpste mitgebracht worden. Unter mehreren noch anderen solchen Reliquien verdient noch besonderer Erwähnung der in einem sargähnlichen Verschlage aufbewahrte unverwes'te Leichnam eines zarten Kindes weiblichen Geschlechts. Dieses Kind liegt als Mumie vertrocknet mit gefalteten Händchen in dem roth ausgeschlagenen mit wohlriechenden Kräutern gefüllten Sarge und ist mit einem weißseidenen Todtenhemdchen bekleidet. Will man wissen, was die Sage von dieser Reliquie berichtet, so lese man die im ersten Theil pag. 307 enthaltene Legende, „die Kindesmumie im Magdeburger Dom.

Wenn wir alle einzelnen Gegenstände beschreiben wollten, die sich seit der Erbauung des Doms in

demselben befunden haben und zum großen Theil noch befinden, so würden wir ein Werk schreiben müssen welches stärker als unser Sagenschatz würde, es fehlt auch an solchen Beschreibungen nicht, darum verweilen wir nur bei gewissen besonders merkwürdigen aber mit dem Dombau durch unsern Schäfer in Verbindung stehenden Denkmälern, von welchen freilich nicht überall die Gründer und Schöpfer angegeben werden können und die zu gar verschiedenen Zeiten entstanden sind. Gleich von seiner Erbauung an hat der ehrwürdige Tempel 92 Fenster gehabt, wogegen die 48 verschiedene Altäre, mit welchen er ausgestattet war, von denen aber in der neuern Zeit einige zerstört sind, später, sowie nach und nach errichtet wurden. Man nannte diese kleinen Altäre „Votivaltäre", weil sie von solchen Personen gestiftet wurden, welche aus besonderer Frömmigkeit, oder mit Rücksicht auf ein Familien-Ereigniß der Kirche ein Denkmal gelobt d. h. versprochen hatten. Man findet daher in derselben auch mehrere Familien-Denkmäler, die zu wenig allgemeines Interesse haben, als daß wir uns lange bei ihnen aufhalten sollten. Wir finden nämlich:

1. Das Plotho'sche Denkmal von 1589.
2. „ Lothma'rsche „ „ 1714.
3. „ Milsitz'sche „ „ 1636.
4. „ Mandelsloh'sche „ „ 1600.
5. „ Loßow'sche „ „ 1605.
6. „ Arnstedt'sche „ „ 1676.

7. Das Aßeburg'sche Denkmal von 1611.
8. „ Ohr'sche „ „ 1685.
9. „ Hopkorf'sche „ „ 1599.
10. „ Melzing'sche „ „ 1616,

und andere, welche der Beschauung nur insofern besonders werth sind, als sich darinnen oft höchst schöne und seltene Gemälde und Statuen befinden. Das Aßeburg'sche Denkmal enthält ein großes und prachtvolles Gemälde auf Holz mit drei Statuen, Glaube, Liebe und Hoffnung bildlich darstellend. Das Gemälde selbst stellt uns die Himmelfahrt Christi, das jüngste Gericht und die Auferstehung der Todten vor Augen.

Bei dem Arnstedt'schen Denkmale zeigen sich in einer Mauervertiefung zwei Merkwürdigkeiten, nämlich der schon oben erwähnte Tezel'sche Ablaßkasten und das sogenannte brausende Meer, welches freilich nur eine einfache Nische ist, die aber die Eigenschaft besitzt, daß, wenn man den Kopf tief hinein hält, das Ohr ein Brausen, dem Rauschen eines Stromes ähnlich, vernimmt. Die Sage erzählt von diesem brausenden Meere Folgendes:

In der alten, gerühmten, romantischen Zeit,
Wo noch herrschten die Keuschheit und Treue,
Zog einst über's Meer in den heiligen Streit
Junker Veit, — in der Tugend ein Laie —
In dem Dome da ward er vorher noch getrau't
Mit der reizenden Bertha, der lieblichen Braut.

Bleibst Du mir auch immer, wie heute, so gut?
Frug zärtlich die liebende Schöne. —
Du weißt ja, hold Liebchen! sprach Veit mit Gluth:
Wie ich Feigheit und Treubruch verhöhne,
Drum hab' ich dem Vater den Zug noch gelobt
In's heilige Land, schon mit Dir verlobt!

So gieb mir ein Zeichen — sprach Bertha mit Schmerz —
Wenn Du mich vergiß'st in der Ferne!
Das will ich, — schwur Veit — Du mein einziges Herz!
Das will ich mit Freuden ja gerne!
Er zog die Geliebt' in die Nische hinein,
Hier setzten sich Beide auf einen Stein. —

Wird man auf der Stelle hier — sprach er auf's neu' —
Einst hören ein heimliches Brausen,
So sind alle Männer und ich nicht treu,
Sind sie fern von der Heimath und draußen!
Kaum war er von dannen, so hörte man schon
Das heimliche Brausen, wie Meereston. —

Bei dem Loßow'schen Denkmale dürfen wir das wunderthätige Marienbild nicht übergehen, welches vor Alters von sehr hoher Bedeutung gewesen ist. Es besteht in einer Statue von Sandstein, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, und scheint die Bestimmung gehabt zu haben, daß es bei Prozessionen und anderen

öffentlichen Feierlichkeiten mit einer Krone und brennenden Kerzen geschmückt umhergetragen worden sei. Seinen Namen will die Sage aus folgendem Ereigniß herleiten: Das Bild, nicht das der heiligen Gottesmutter Marie, sondern der heiligen Veronica, welche aus frommen Glauben an die Gottheit Christi den Saum dessen Kleides geküßt, befand sich lange im Dom, als eines Tages der Sohn eines Magdeburgers, ein Knabe, Udo genannt, sich vor dem Bilde niederwarf und ihm weinend und flehend klagte: er befinde sich im Kloster und solle, dem Willen seiner Eltern nach, studiren, besitze aber keine Fähigkeiten dazu, und werde deßhalb häufig von seinen Mitschülern verspottet, sowie von seinen Eltern gezüchtiget, er rufe daher die Heilige in kindlicher Demuth an, daß sie ihm vom himmlischen Vater ein gutes Talent und die Gabe, etwas Tüchtiges zu lernen, erbitte. Als er noch immer kniete und seine Thränen laufen ließ, begann das Bild zu sprechen, tröstete ihn, versprach ihm Gewährung seiner Bitte und prophezeihete ihm zugleich, daß er dereinst Erzbischof werden würde. Udo sprang freudig empor und wollte davon eilen, da rief ihn die Stimme der Heiligen wieder zurück und sagte: „Es wird Alles so geschehen, wie ich gesagt habe, mein Sohn! aber bedenke auch, daß Talent und Gelehrsamkeit nicht die höchsten Güter eines Bischofs sind! Enthaltsamkeit, Wohlthätigkeit, Herzensgüte und Herzensreinheit sind unerläßliche Bedingungen

einer Würde, nach welcher Deine Seele verlanget. Besonders befleißige Dich der Keuschheit, denn es drohen Dir Gefahren, welche Dich, wenn Du ihnen nicht ausweichest, in's Unglück, ja in's ewige Verderben stürzen!"

Der Knabe Udo ward fortan der beste und tüchtigste Schüler, stieg wegen seiner eminenten Gelehrsamkeit von Stufe zu Stufe und ward, in seinem besten Mannesalter schon, Erzbischof von Magdeburg. Aber wie er als solcher geendet, erzählt uns anderwärts die Sage von seiner Hinrichtung in Folge eines Gottesgerichts durch das Schwerdt des heiligen Mauritius. —

In demselben Verschlage, wo sich dieses wunderthätige Bild befindet, sieht man ein aufgenageltes schwarzes Leder, das ganz schwache Spuren eines Menschengesichts enthält. Dieses Leder ist, der Sage nach, ein Abdruck von dem Schweißtuche Christi, welches dieselbe Veronika besaß und womit sie allerhand Wunder verrichtete, z. B. einmal den schwer erkrankten Kaiser Tiberius heilte; es wird noch heutiges Tages in der Peterskirche zu Rom verwahrt. —

Vom Schiff der Kirche aus ergötzt uns der Anblick der schönen Kanzel; sie ist eine Arbeit desselben Künstlers, welcher den Dom mit mehreren Werken seiner Kunst ausgestattet hat, des schon genannten Sebastian Ertle. Von schönem Alabaster wird die erhabene Rednerbühne von einer Statue des Apostel

Paulus, in der rechten ein Schwerdt, in der linken Hand ein Buch haltend, gestützt; außerdem ist sie mit verschiedenen andern Bildern aus der biblischen Geschichte versehen. Im Jahre 1547 durch das Geschenk eines Domherrn, Johann von Botmar, von 500 Goldgulden, vollendet, trägt sie an der Brüstung vier schöne Statuen, nämlich:

1) des Johannes des Täufers, ein Buch mit dem Lamme tragend;
2) des Weltheilandes, mit der Weltkugel in der Hand;
3) des heiligen Mauritius, in der Rechten die Fahne, in der Linken ein Schild mit dem erzbischöflichen Wappen tragend;
4) der heiligen Catharina, mit Schwerdt, Buch und zerbrochenem Rad.

Die Seitenwand der Kanzeltreppe ist in drei Felder getheilt, von welchen das obere das Paradies mit dem Erschaffungsmoment des Menschen, das mittlere den Sündenfall und das untere die Sündfluth mit der Arche Noäh enthält. Die Decke der Kanzel trägt die Namen der damaligen Domherren und zeigt oben Gott den Vater, welcher den gekreuzigten Sohn auf dem Schooße hat. —

Zunächst hinter der schönen alabasternen Statue des heil. Mauritius, dem man überhaupt als Schutzpatron öfters begegnet und dessen Geschichte wir am Schlusse dieser Sage darum nochmals erzählen, erhebt sich

eine 10 Fuß hohe Säule auf einem $3\frac{1}{3}$ Fuß hohen Postament, worauf ein kolossales „Preußisches Landwehrkreuz" mit der begeisternden Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland 1813" prangt, daneben lehnen zwei Piken. Um die ganze Trophäe schlingt sich die Feldbinde des Preußischen Generals, Graf von Tauentzien, an der Kehrseite des Kreuzes stehet: „Wittenberg, am 24. Mai 1814." Dieses Denkmal einer neuen, großen Zeit verdient eine kurze Schilderung. Unser liebes Magdeburg befand sich seit dem verhängnißvollen Jahre 1806 in den Händen eines übermüthigen Eroberers. Als Napoleons Stern in Rußlands Eisfeldern erbleicht und das schlummernde Europa erwacht war, wurde die Stadt am 2. Februar 1813 in Belagerungszustand erklärt und am 8. November von den Verbündeten eng eingeschlossen. Am 21. Mai ergab sich die französische Besatzung und General Tauentzien zog im Triumph mit preußischen Truppen ein. Zu den Feierlichkeiten, welche da stattfanden, gehört vorzüglich der Gottesdienst im Dom, bei welchem die Feldbinde mit den beiden Piken aufgehangen ward. Die eine Pike gehörte dem pommerschen Landwehr-Uhlanen Joachim Beutel, die andere dem donschen Kosacken Iwan Posedelow.

Erst in den Jahren 1618 bis 1623 erhielten die Domherren besondere Sitze, welche sich zu beiden Seiten des hohen Chors befinden; bemerkenswerth sind die darüber ersichtlichen sechszehn Gemälde, welche eben

so viele Scenen aus der Leidensgeschichte vorstellen und den schon erwähnten, damals berühmten Maler Fischer zum Urheber haben.

Somit hätten wir unsere Leser mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Doms bekannt gemacht; wenn wir dabei nur hie und da die Zeit ihrer Entstehung, sowie die Namen ihrer Stifter angeben konnten, so liegt der Grund davon in der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der darüber noch vorhandenen Urkunden, sowie in der alten grauen Zeitperiode selbst, wo man nicht, wie heut zu Tage, öffentliche Blätter oder Zeitungen hatte, in welchen der Mit- und Nachwelt jedes, auch das geringste, geschichtliche, Ereigniß mitgetheilt und aufbewahrt werden kann. Was man an denkwürdigen Nachrichten aufzeichnete, ging für Magdeburg größtentheils in dem verhängnißvollen Sturmesjahre **1631** verloren. Auch haben wir bei Weitem nicht alle merkwürdigen Gegenstände und Sehenswürdigkeiten betrachtet, da hierzu, wie schon oben bemerkt worden, der Raum dieser Blätter nicht ausreichen würde. Ehe wir jedoch den Schauplatz dieser Betrachtungen ganz verlassen, besehen wir uns nochmals beim Scheiden die Thürme, nicht um sie wiederholt zu ersteigen und uns mit ihrem Innern bekannt zu machen, sondern um mit einem Blick voll Ehrfurcht und Bewunderung von ihnen Abschied zu nehmen und ihr erhabenes Bild der Seele möglichst tief einzudrücken. Gerade, da wir scheiden, ruft uns

eine Glocke drei Viertelstunden zu und wir verweilen nun noch ein Viertelstündchen, um das Schlagen der Glocke zu hören, welche die vollen Stunden ausruft. Müssig können wir diese Zeit nicht hinbringen, sondern lassen uns von dem kundigen Führer erzählen, daß die größere Glocke, deren Gewicht wir bereits angegeben haben, im Jahre 1701 vom königl. Stückgießer Jakobi zu Berlin gegossen ist; sie trägt das brandenburgische Wappen, sowie die Wappen der damaligen Domherren, und im oberen Rande die Umschrift:

Haec ego Campana nunquam designo profana,
Laudo deum verum, plebem voco, congrego
clerum.

welche zu deutsch heißt:

Nie laß ich mich entweih'n zu eiteln Dingen,
Den Priester und das Volk hieher zu bringen,
Wo Gott man dient mit Ernst — ist mein Beruf.

Die zweite Glocke, Apostolica genannt, nur 115 Centner schwer, ist 1690 von Jacob Wenzel verfertiget und ebenfalls mit des Landesherrn und der Domkapitularen Namen und Wappen versehen; die dritte, den Namen «Dominica» führend, ist 1575 von Erhardt Kucher aus Erfurt gegossen und hat ein Gewicht von 100 Centnern.

Außerdem hängt in der nördlichen Oeffnung des obersten Stockwerks oder der achteckigen Laterne eine kleinere Glocke, an welche die Thurmuhr die Viertel

schlägt; sie ist, wie ihre Inschrift besagt, 1396 gegossen, folglich die älteste, und wiegt 80 Centner. Hoch am Mauerwerke der Thurmseite stehen in Stein gehauen zwei Figuren, von welchen die eine den Teufel, die andere einen Mönch vorstellen soll. Der Sage nach hatte sich ein Mönch — wahrscheinlich des süßen Traubengeistes voll — gerühmt, daß er mit bloßen Pantoffeln an den Füßen, die Krone des Thurms zu ersteigen vermöge und hatte mit frevelhafter Vermessenheit hinzugesetzt: er wolle des Teufels sein, wenn er das Ziel nicht erreiche. Nachdem er wirklich einige Ellen hoch emporgeklettert gewesen, hat er vor Schreck, weil er über sich den Teufel gesehen, einen Pantoffel verloren und ist dann selbst so unglücklich herabgestürzt, daß er das Genick gebrochen und auf diese Art seinen Tod gefunden hat. Dies ist geschehen zur Zeit als unser Schäfer noch gelebt hat, und bekanntlich hat in jener alten guten oder bösen Zeit der Teufel den Menschen noch viel zu schaffen gemacht.

Wir dürfen, da wir gerade noch bei den Thürmen verweilen, ein Ereigniß nicht unerwähnt lassen, welches mit einem unserer Domthürme in Verbindung steht und einem bei der Sudenburg gelegenen Hügel den noch jetzt öfters gehörten Namen „der Kroatenberg" gegeben hat. Es ist schon angeführt, daß nur noch der nördliche Thurm mit einer steinernen Krone von bedeutendem Umfange versehen ist; die Krone des südlichen Thurms, deren Umfang bei weitem größer

war, wurde bei Magdeburgs Belagerung im dreißigjährigen Kriege herabgeschossen.

Es war am 7. Mai 1631, als der General Tilly, nachdem er schon an mehreren Tagen vorher an beiden Seiten der Elbe Karthaunen auffahren und die Stadt hatte beschießen lassen, auch an der Sudenburg und Neustadt Batterien errichtete; drei Batterien mit 10 halben Karthaunen standen vor der Sudenburg, eine über der Elbe mit 8 halben Karthaunen und eine vor dem damaligen Zolle mit 5 kleineren Geschützen. Den ganzen Vormittag war aus diesen Feuerschlünden auf die Stadt geschossen, aber derselben kein erheblicher Schade zugefügt worden; da erhielt Pappenheim, welcher dort das Kommando hatte, die Meldung, daß die Batterie vor der Sudenburg das Feuern habe einstellen müssen, weil auf dem südlichen Thurme des Doms in der Stadt das Geschütz mit einer so bewundernswürdigen Geschicklichkeit bedient werde, daß jeder Schuß mehrere Kanonen ihres, des kaiserlichen, Geschützes niedergestreckt habe und die Batterie deßhalb fast ohne Leute sei. Pappenheim kam, von seiner gewohnten Hitze fortgerissen, selbst angesprengt, beorderte sogleich andere Artilleristen, überzeugte sich aber von der Unmöglichkeit, hier etwas auszurichten, da die Kanoniere — durch das feindliche Geschütz vom Domthurme — vor seinen Augen, noch ehe sie zum Schuß kamen, getödtet wurden. Es entstand dadurch auf jener Stelle eine solche Furcht und

Unruhe, daß der General, um nicht ohne allen Nutzen noch mehr Leute zu opfern, das Schießen einstellen und den Stand der Batterie ändern ließ. In diesem Augenblicke wurde er zu Tilly gerufen und kam eben an, als man dem Grafen einen Kroaten vorführte, über welchen, weil er desertirt und wieder eingefangen war, Standrecht gehalten und der dann ohne Weiteres erschossen werden sollte. Der Kroat, welcher, während Tilly mit Pappenheim sprach, nicht fern davon mit gebundenen Händen zwischen seinen Wachen stand und den Gegenstand des Gesprächs gehört hatte, trat plötzlich vor und bat die beiden Befehlshaber, ihm das Leben zu schenken, denn er wolle mit drei Schuß die ganze Krone sammt der feindlichen Artillerie vom Thurme herabschießen.

Die beiden Generale würden zu jeder andern Zeit die Bitte des Verbrechers nicht beachtet haben, aber Pappenheim hatte die Sache so wichtig dargestellt, daß Tilly den Kroaten eiligst an die bedrohte Stelle vor der Sudenburg zu bringen und ihn das Geschütz bedienen zu lassen befahl. Diesen Beutel — rief er ihm zu — mit Gold und das Leben sollst Du haben, wenn Du den Thurm demolirst, daß die feindliche Batterie nicht mehr feuern kann!

Die Ereignisse des Tages drängten und folgten sich aber so schnell auf einander, daß, ehe an jene Batterie gedacht werden konnte, die beiden Feldherren ganz anders zu thun hatten und sich eiligst wieder

trennten. Die Wache, welche den Kroaten in der Mitte hatte, erhielt Befehl, den Delinquenten nach einem bezeichneten Hügel zu bringen, wo die Todesstrafe an ihm vollstreckt werden sollte. Dieser Hügel war nicht fern von der gefährlichen Stelle, auf welcher die von den Magdeburgern schon mehrmals demolirte Batterie stand. Schon kniete der Unglückliche auf einem kleinen Erdhaufen, schon wirbelte der Tambour den spottweise so genannten Todtenmarsch und die Musketiere hatten schon die Gewehre in der Anlage und warteten des kleinen Wörtchens „Feuer" vom kommandirenden Kornet, als zufällig Pappenheim dahergesprengt kam und beim Anblick des unglücklichen Kroaten an dessen kurz vorher gethane Aeußerung dachte. „Halt!" schrie er dem Exekutionskommando mit seiner gewaltigen Donnerstimme zu. „Kroat zu mir!" Man führte den sich seiner kaum noch bewußten jungen Kroaten vor den General, welcher ihn frug: ob er wirklich die Krone des Domthurms in der Stadt herabzuschießen sich getraue? Der Kroat erklärte nochmals, daß er dies vermöge und ward nun wirklich an die Batterie vor der Sudenburg gebracht, um zu versuchen, ob er mit seiner Kunst das Leben gewinnen werde. Der Kroat ließ die Karthaunen wieder in die erste Stellung bringen, kroch, als sie geladen waren, auf dem Bauche heran und feuerte auf den ersten Schuß schon so glücklich, daß die Krone auf dem Thurme gesprengt und das in derselben stehende Ge-

schütz verrückt ward; die zwei folgenden Schüsse zerstörten die Krone gänzlich. Der Kroat hatte sein Leben gewonnen und soll, wie die Sage berichtet, auf der Stelle, wo er kurz zuvor erschossen werden sollte, für das ihm von Tilly verehrte Gnadengeschenk mit seinen Kameraden, die das Exekutionskommando gebildet hatten, recht weidlich gezecht haben. An dieses Ereigniß knüpft sich der noch heute bekannte Name des Kroatenberges. Der südliche Thurm ist aber noch heutiges Tages ohne Krone und ruft uns durch diesen Mangel an Kopfbedeckung, sowie die an mehreren Stellen seines kolossalen Körpers immer noch sichtbaren Spuren des Anschlagens feindlicher Kugeln die Erinnerung an jene alte Leidenszeit zurück.

Doch auch in der neuern Zeit hat der ehrwürdige Dom mit seinen Magdeburgern viele Drangsale getheilt und ist — zur ewigen Schande eines Volkes, welches sich Freund und Verbündeter nannte — nicht durch feindliche, im offenen ehrlichen Kriege geschehene Angriffe, sondern durch Unternehmungen und Handlungen gemißbraucht worden, welche ohne alle Noth nur eine absichtliche rohe Zerstörungssucht und unedle Rache bekundeten. Wenn auch noch viele Bewohner Magdeburgs, als lebende Zeugen, sich der Ereignisse erinnern, die in den verhängnißvollen Jahren 1812 und 1813 die gute Stadt und mit ihr die stolze Kathedrale erschüttert haben, so wird es doch nicht für überflüssig erachtet werden, dieser neugeschichtlichen Mo-

mente einer kurzen Erwähnung zu thun und mit Wehmuth auf eine Zeit zurückzublicken, in welcher ein fremder Tyrann über das ganze Herzogthum eine strafende Zuchtruthe schwang. — Wir meinen die Periode, in welcher wir unter der westphälischen Regierung standen und wo auch uns die gewaltigen Todeszuckungen der französischen Gewaltherrschaft mit ihren vernichtenden Wirkungen berührten.

Durch ein Dekret vom 10. Dezbr. 1810 ward von dem König von Westphalen die Aufhebung des Domkapitels verfügt, wodurch die zur Erhaltung des alten Zustandes vorhandenen Fonds verloren gingen. Am 22. Juli 1811 wurde die Domkirche von den französischen Behörden zu einer Niederlage von Kolonialwaaren benutzt, wodurch nicht nur viele der schönsten Pracht- und Kunstwerke theilweise beschädigt oder zerstört wurden, sondern auch der Gottesdienst eingestellt werden mußte und nur mit Mühe im hohen Chor fortgesetzt werden konnte.

Ein Dekret Napoleons vom 2. Februar 1812 erklärte die Festung Magdeburg in Belagerungsstand, und mit diesem unglückseligen Beschlusse folgten auch für den Dom schmachvolle Ereignisse, denn die Demolirung der nächsten Umgebungen Magdeburgs, z. B. der Sudenburg, eines großen Theils der Neustadt und mehrerer Häuser am Brückthore war nicht das einzige Unglück, womit uns jenes verhängnißvolle Jahr begrüßte, sondern es brannte am 7. April das am Dom

platze gelegene, demselben zur hohen Zierde gereichende Zeughaus — durch die Schuld der französischen Soldaten — ab, und, o entsetzliche Knechtschaft, unter der wir seufzten! die Bürger durften nicht einmal löschen. In demselben Jahre erhielt Magdeburg in der Person eines Deutschen, Namens Schulze, einen Polizeipräsidenten, welcher durch Bedrückungen, Grausamkeiten und schreiende Ungerechtigkeiten aller Art sich einen unsterblichen Nachhall, den Fluch seiner Landsleute, erwarb.

Im Jahre **1813**, wo viele öffentliche und Privatgebäude, Kirchen und Klöster zu militairischen Zwecken in Beschlag genommen wurden, konnte auch der Dom einer so schmachvollen Bestimmung nicht entgehen. Man benutzte ihn eines Theils als ein Magazin von Lebensmitteln, andern Theils als Schaafstall, sowie in einen auf dem Domplatze erbauten, ganz nahe an die Kirche angelehnten hölzernen Schuppen von **110** Schritt lang, Pferde gestellt wurden. Man kann sich denken, wie es an der Stelle, die nur frommen Betrachtungen und hohen, heiligen Erinnerungen geweiht sein muß, damals ausgesehen, welcher Schmerz in die Brust jedes gefühlvollen Menschen eingezogen sein mag, wenn er Zeuge von Handlungen und Auftritten war, die sich der roheste Wilde nicht erlaubt, die er als einen Frevel an dem Heiligthume seines Bruders betrachtet haben würde. — In demselben Jahre wurde auch das südlich von Magdeburg, nahe an der Stern=

schanze gelegene Kloster Bergen niedergerissen. Für Magdeburgs Geschichte und deren Forscher bleibt es stets ein trüber Blick auf diese Zeit kannibalischer Zerstörungswuth. Wo schon 965 ein Kloster und später eine blühende Schule stand, die unter die ersten Anstalten Deutschlands gezählt werden konnnte, steht jetzt ein leerer, wüster Platz — und wenn er auch noch so stattlich bebauet und bepflanzt werden sollte, der erloschene Glanz kann ihm nie wieder verliehen werden.

Der Drangsale von 1814 wollen wir nicht gedenken, sie ruhen alle noch in frischer Erinnerung. Am 29. Mai gedachten Jahres, am ersten Pfingstfeiertage, wurde unser Dom dadurch wieder geweihet, daß man in demselben das Dankfest für die Besitznahme der Stadt durch die Preußen feierte. Dem damaligen Civil-Gouverneur Herrn Minister von Klewitz gebührt das große Verdienst um Wiederherstellung des entweiheten Doms zum schönen, würdevollen Gottestempel.

Kein Salomo, kein König dieser Erde,
Kein Fürst, kein Prinz, kein Absalom
Sprach schöpferisch das große Wort: Es werde
Aus Asch' und Staub ein neuer Dom!
Als einst des großen Otto's heil'ge Hallen
Durch Feuers Wuth in Stein und Schutt verfallen.

Kein Hiram bot aus Tyrus reiche Gaben
Und sandte Holz vom Libanon,
Die Steine ließ kein Adoniram graben
Und schiffte nicht für schweren Lohn

Weit über's Meer die Cedern und die Tannen
Durch tausend seiner kunstgeübten Mannen.

Wie einst der Herr zu David sprach im Traume:
„Der dir geboren, soll ein Haus mir bau'n!"
Und wie nach alter Zeiten langen Raume
Im Feld die Hirten einen Stern erschau'n,
Der sie zur Krippe führt im niedern Stalle —
Sie kehren nie zurück die Wunder alle. —

Wohl sank Carthago, Troja fiel in Trümmer,
Auch Romas hochberühmte Säulenpracht,
Der Städte Stadt, des Weltalls gold'ner Schimmer,
Erlosch durch blut'gen Kampf in dunkle Nacht
Der Götzendienst des Heidenthums ging unter; —
Und Christus kam — des Menschen Sohn, ein Wunder!

Ein schönes Haus, genannt nach seinem Namen,
Verkündend seiner Thaten Ruhm,
Hat er gebau't; — mit auserles'nen Saamen
Gepflanzt das starke Christenthum; —
Und nimmer wird das Haus mit seinen Hallen,
Ob alles Rütteln, je in Staub zerfallen!

Der unsern Dom gebau't, der gläub'gen Wonne,
Die höchste Zier der alten Stadt,
Ein frommer Hirt, erleuchtet durch die Sonne
Des Gnadenstuhls der Gottheit, hat
Den Glauben nicht, den Namen nicht behalten —
Sein Bild am Dom hält man für Truggestalten.

Doch Trost! will nicht der Zweifel auch im Glauben
An das erhab'ne Gotteswort
Der ew'gen Wahrheit seine Geltung rauben?
Soll nicht des Tempels Eckstein fort?
Ruft nicht die wilde Freiheit der Gedanken:
Ihr Völker nieder mit des Glaubens Schranken!

Versucht man nicht das Heiligste zu bannen
Im dunkeln Wahnsinn der Vernunft?
Ach! die Gebilde großer Zeit zerrannen
In Nebel längst! — Seht wie die Zunft
Nach Glaubenslicht im wirren Chaos schmachtet!
Das haben wir seit Jahren schon betrachtet. —

Fest hängt die Sage an des Schäfers Bilde:
Er bau'te mit dem Schatz den Dom!
Die Brust gedeckt mit solchem starken Schilde
Kann uns nicht Ort nicht Zeit, nicht Rom —
Nicht Spott und Hohn der kühnen Sage Glauben,
Den Demant unsrer Freude jemals rauben. —

Uns läßt ein Fürst der Vorzeit Räthsel schauen,
Der fromme König wehrt uns nicht
Auf dem Gebiet der Sagen anzubauen,
Zerstöret nicht der Lösung Licht —
Und harmlos freut uns innig der Gedanke:
Daß einem Schäfer unser Dombau danke. —

Der heilige Mauritius,

Schutzpatron des Erzstiftes Magdeburg.

VIII.

Der heilige Mauritius.

Zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Maximinian befand sich beim römischen Kriegsheere eine Schaar Soldaten, welche größtentheils Thebaner und insgesammt Christen waren. Diese aus 6666 Mann bestehende Schaar wurde die thebanische Legion genannt. Sie zeichnete sich unter dem großen Heere durch eine strenge Ordnung, eine stille und ruhige Haltung, eben so strenge Sittlichkeit und bewunderns-würdige Tapferkeit aus. Wenn kein Theil der gewaltigen Armee den Feind bezwingen konnte, kein Führer einen Angriff mehr wagen wollte und selbst der Kaiser den allgemeinen Rückzug befahl, da war es die thebanische Legion, welche sich freiwillig unter die Feinde stürzte und durch rastlose Ausdauer und mehr als heldenmüthige Tapferkeit dem Heere den Weg zum Siege bahnte. An der Spitze dieser tapfern Kriegerschaar stand als Oberster ein Thebaner, Namens Mauritius, ein Mohr, jugendlich stark und schön und ein Muster von Tapferkeit und Kriegslust, dabei jedoch

menschlich und schonend gegen die besiegten Feinde, wie es dem ächten Christen zukommt. Im Jahr 286 nach Christi Geburt stand er, noch ein Heide, mit der ihm untergebenen Legion im gelobten Lande, wo er Winterquartier hielt. In Jerusalem lernte er den Bischof Zambdal kennen, ließ sich und seine Soldaten in der Lehre der christlichen Religion, deren Vorzüge und Segnungen ihm längst schon eingeleuchtet hatten, unterrichten und mit allen seinen Kriegern taufen. Als er später dem Hauptheere des Kaisers folgen mußte und mit demselben verschiedenen Feldzügen beiwohnte, war es, wo er sich mit seiner Legion stets auszeichnete, weßhalb die Römer dieselbe die «legio fulminatrix» d. h. die Blitz-Legion, nannten, weil sie mit ihrem furchtlosen Führer Mauritius an der Spitze schnell und furchtbar, wie der Blitz, in die Feinde fuhr und ihre dichtesten Haufen zerschmetterte. Eines Tages, als das große Heer die Alpen überschritten und sich bei dem Flusse Rhodanus im Walliser Lande gelagert hatte, befahl der Kaiser Maximinian, den heidnischen Göttern zu opfern. Mauritius, welcher als Christ an diesen Opfern keinen Theil nehmen konnte, marschirte mit seiner Legion 8 Meilen weit von dem großen römischen Heere fort, theils um auf diese Art dem kaiserlichen Befehle auszuweichen, theils seine Soldaten abzuhalten, sich wieder zum Heidenthume zu wenden. Maximinian rief ihn aber vor sich, und erfuhr nun erst, daß er und seine ganze Legion Christen

waren. Der Kaiser beharrte indeß auf seinem Befehle, daß die thebanische Legion seinen Göttern mit opfern solle und ließ, als sie sich dessen weigerte, den 10ten Mann derselben tödten. Als die Legion dennoch in ihrer Weigerung fortfuhr, ließ er sie sammt ihrem Obersten, dem tapfern Mauritius niederhauen. Später ließ der König Sigismund von Burgund an der Stelle, wo dieses Ereigniß sich zugetragen haben soll, nämlich bei Agaunum in Unterwallis, dem Mauritius zu Ehren ein Kloster bauen und nannte es, weil Mauritius inzwischen vom Papst unter die Heiligen versetzt worden war, St. Moritz.

Bei einem Kriegszuge des Kaisers Otto I. oder des Großen nach Italien hatten dessen Soldaten dieses Kloster ausgeplündert und zerstört, was den frommen Kaiser so beunruhigte, daß er dieses Unglück wieder gut zu machen gelobte. Dies that er dadurch, daß er nach seiner Rückkehr, als er ein Erzstift gründete, die aufgebaute Kathedrale oder Domkirche dem heiligen Mauritius weihete. Von dem Papst Johann erhielt er in der Folge diejenigen Reliquien dieses Schutzheiligen, deren in dieser Sage bereits Erwähnung geschehen und von welchen theilweise noch Mancherlei vorhanden ist.

Wir glauben hier Etwas einschalten zu dürfen, was manchem unserer Leser nicht bekannt sein mag. In der Moritz-Kirche zu Halle steht am dritten Pfeiler vom Altar gegen Mittag ebenfalls eine steinerne

Statue des heil. Mauritius, welchen die Hallenser „Schellen-Moritz" nennen. Man könnte leicht glauben, es sei dies ein sogenannter Spitzname, da viele Bewohner von Halle wohl selbst die Ursache dieser sonderbaren Benennung nicht kennen. Diese in der Moritzkirche zu Halle stehende Statue ist nämlich im Jahr 1411 von Conrad von Eimbeck verfertiget und, weil damals hohe und vornehme Personen an ihren Gewändern silberne, oder andere werthvolle Glöckchen, oder auch wohl goldene Schellen trugen, so hatte der genannte Bildhauer den heiligen Moritz der Mode nach mit solchen Glöckchen oder Schellen dargestellt. Diese Glöckchen oder Schellen haben zu der obigen Benennung Anlaß gegeben. Die Fahne des heiligen Mauritius wurde zur Zeit der alten Erzbischöfe Magdeburgs für die vorzüglichste Reliquie gehalten, man glaubte, sie sei ein Talisman oder Zauberbild gegen den Feind, und pflegte sie bei den Kriegsereignissen, die in der alten Zeit nicht selten waren, dem Heere vorzutragen.

Dieser Mauritius befindet sich jetzt noch auf dem Altare, wonach auch die Zeichnung unsers Bildes entnommen ist.

Jettchens Ruhe bei Schönebeck.

Welch ein Stöhnen? Henriette wallet
Ihren lang gewohnten Gang. —
Hört Ihr!? aus der Bäume Wipfeln schallet
Ueberirdischer Gesang. —

Bang' und schaurig nah't die Abendstunde,
Seufzend macht der Nachtgeist seine Runde,
Zieht den irren Wanderer hinab
In das nie und nimmer satte Grab.

1.

Die freundlichen Leser dieses Sagenkranzes wollen es mit uns für eine Erholung ansehen, wenn wir den Schauplatz unsers ehrwürdigen Doms sowie Magdeburg selbst einmal verlassen und uns in der lieben Nachbarschaft umsehen! Gewiß recht bald kehren wir dahin zurück und halten auch im Dom noch eine Umschau.

Wer sollte nicht, wenn er auch fremd nach dem lieben Schönebeck gekommen und nur einmal nach dem Schützenhause gegangen wäre, von einer Stelle am Buschkanal gehört oder das gegenwärtig nur noch mit

wenig Holz bestandene Oertchen gesehen haben, welches den geheimnißvollen Namen „Jettchens Ruhe“ führt? Lage und Name sind zu wenig romantisch, als daß man gluaben könnte, es habe irgend ein schönes Burgfräulein die dortige Gegend fleißig besucht und sich ein stilles Plätzchen ersehen gehabt, um ihre zarten, vom ungewohnten Laufen ermüdetən Füße ruhen zu lassen. Nein, der Name knüpft sich, wenn auch die Zeit die Oertlichkeit verändert und jede Spur der alten schauerlichen Wildniß verwischt hat, an ein Ereigniß, welches sich dort in trauriger Wirklichkeit begeben und wovon uns die geschwätzige Sage das Andenken in der hier vorzutragenden Begebenheit erhalten hat.

In grauer, uralter Vorzeit, wo die Sachsen sich vielleicht noch oft mit den anstürmenden Heiden, den Hunnen und Wenden, um die Behauptung ihrer aufgeschlagenen Wohnsitze herumschlagen, wo sie Burgen und feste Schlösser bauen und die Angriffe auf Sittigung und Christenthum mit allen Kräften abwehren mußten, sah es auch in und um Schönebeck mit der Natur und Kunst ganz anders, als heutzutage, aus. Der kleine Flecken hatte nur eine Bedeutung durch das feste Schloß oder die hohe Burg erhalten, in welcher mannliche Ritter haus'ten; die wenigen Bewohner waren Dienstleute der Burgherren, und mit ihren Freiheits- und beschränkten Eigenthumsrechten noch gar sehr abhängig von den gestrengen Rittern; ja ihre Dienst-

Jettchens Ruhe

am Buschkanal bei Schönebeck.

leistungen und Servituten bestanden nicht selten in Pflichten, welche den Tugenden der Keuschheit und allgemeinen Sittlichkeit widersprachen, die aber deßhalb auch von den edelmüthigen Herren gar nicht beansprucht, von den unedeln und herrsch- und genußsüchtigen aber mit aller Strenge gefordert wurden. Insbesondere war es die Keuschheit der Frauen und Jungfrauen, die sich bei einem Wütherich von Burgherrn oder den Junkern desselben am meisten gefährdet sahe, und es ist aus jener rohen Zeitperiode sogar eine solche Gerechtssame des Burgherrn in das Lehnsverhältniß übertragen und lange in den deutschen Rechten und Gauen vererbt worden. —

Die Burg zu Schönebeck ist bis zum **14.** Jahrhundert im Besitz des adeligen Geschlechts von Aßeburg, der Grafen von Barby und Anderer gewesen und soll in uranfänglicher Zeit einem Ritter Wolf von Wolfseck gehört haben, in dessen Besitzperiode der geschichtliche Gegenstand unserer Sage verlegt wird.

Ritter Veit von Wolfseck war ein eben so frommer Christ, ein eben so gütiger und menschlicher Herr gegen seine Diener und Unterthanen, als ein tapferer Kämpe in Fehden und Schlachten. Er maßte sich aber keine Grausamkeiten gegen die Gefangenen an und seine Dienstmannen und Untergebenen lebten mit ihren Familien so glücklich und zufrieden, daß sie in diesem ungestörten Frieden ihres häuslichen Glücks ganz sicher wurden und nicht daran dachten, daß es

nach des so braven und gütigen Burgherrn Tode einmal anders werden könne. Als er gestorben war, übernahm sein ältester Sohn, Junker Wolf von Wolfseck, etwa 25 Jahre alt, das schöne und reiche Besitzthum des Vaters. Ach! da änderte sich mit einem Male der friedliche Zustand der Bewohner Schönebecks. Bald war es eine gewaltige Sauhatz, oder eine große Hirschjagd, wozu die rüstigen Männer und jungen Gesellen als Treiber entboten und wobei nicht selten einige selbst zu Tode gehetzt oder von einem verwundeten Eber zerrissen, oder vom geängstigten Zwölfender gespießt wurden; bald mußten sie Pallisaden und Gerüste zu einem Stechen oder Ringelrennen bauen, bald fand ein großes Bankett oder Saufgelag Statt, bei welchem zur Kurzweil junge Dirnen erscheinen und gewisse Tänze, in welchen sie zuvor unterrichtet worden waren, aufführen mußten; genug, die armen Schönebecker fühlten ihre sclavische Erbunterthänigkeit um so tiefer, als sie von dem alten verstorbenen Ritter niemals zu dergleichen Diensten gemißbraucht, vielmehr, wenn sie einige leichte Frohnen verrichtet hatten, stets auf der Burg mit Speis' und Trank reichlich bewirthet worden waren. Junker Wolf war auch sonst ein gar lockerer Vogel, hatte, wenn er nicht auf Abentheuer oder Zechgelage ritt, stets einige lustige Kumpane bei sich, wo dann nicht selten die jungen Dirnen zum Spiel ihrer Launen und Lüste gebraucht und, wenn sie nicht willig den an sie er-

gangenen Ladungen Folge leisteten, von den Knappen und Troßbuben mit Gewalt herbeigeschleppt wurden. Ein Fischer — Kunz war er benamset — hatte ein Töchterlein, Jetta genannt, welches, der Liebling des Vaters, von frühester Jugend an nicht von seiner Seite gekommen war. Wenn Kunz einen reichen Fang gethan hatte, und die schönsten Fische nach der Burg brachte, so war die kaum sechsjährige Jetta stets seine Begleiterin und der alte Veit von Wolfseck, der selbst keine Tochter hatte, war dem kleinen blauäugigen Dirnchen mit solcher Liebe zugethan, als ob es sein eigenes Kind sei. Immer hatte er der kleinen, niedlichen Jetta, wenn sie kam, etwas aufgespart, das schönste Obst und Backwerk, seltene Blumen, auch wohl ein Röcklein oder schönes Mieder, und wenn es gar nichts Anderes gab, einen blanken Goldthaler, deren sie, als sie zwölf Jahre alt war, schon viele in der kleinen Truhe von Birkenmaser aufgesammelt hatte, welche ebenfalls ein Geschenk des alten Herrn war. Jetta war vierzehn Jahr alt, als der alte Ritter starb; sie war von Jedermann im Schlosse geliebt, und da sie oft Tage lang bei dem seligen Burgherrn zugebracht und an dessen Hand alle Räume durchlaufen hatte, überall so bekannt und mit allen Bewohnern des Schlosses so vertraut, als ob sie darin geboren und erzogen, oder wohl gar das Burgfräulein selbst wäre. Der alte Ritter hatte sie lesen gelehrt und die Laute spielen lernen, und kein Fest konnte gefeiert, kein

frohes Zechgelag fröhlich beschlossen werden, wenn nicht Jetta an der Seite des alten Ritters ein Liedlein gesungen und den Gesang mit dem Lautenspiel begleitet hatte.

Das war nach Veits Tode Alles anders. Jetta kam nicht mehr auf die Burg und Junker Wolf, von frühester Kindheit an ein wilder Bube, der lieber mit den Knechten die Füllen weidete und auf den ungezogenen Dingern über Hecken und Gräben setzte, als dem alten Vater zuhörte, wenn er am warmen Ofen der kleinen Jetta ein Mährlein erzählte, oder dem blinden Harfner Mistovi, wenn er die Kleine im Lauten- und Zitherspiel unterrichtete, fragte nach des Vaters Tode nicht nach dem armen Fischermädchen. So verstrich eine lange Zeit und Jetta war in ihrem 16. Jahre zur reizendsten Jungfrau emporgewachsen; da kehrte Junker Wolf aus einer langen blutigen Fehde heim, in welcher er dem Kaiser gedient, durch Muth und Tapferkeit sich hervorgethan und sich die Sporen verdient hatte. Sein Einzug in die väterliche Stammburg sollte durch große Feierlichkeiten verherrlichet werden, denn theils fürchteten ihn die Bewohner Schönebecks, theils schmeichelten sie dem jungen und reichen Burgherrn, um von seinem Reichthume Vortheil zu ziehen und entweder in seine unmittelbaren Dienste zu treten, oder wenigstens für seinen Hof- und Hausstaat zu arbeiten. Außer vrrschiedenen anderen Ehrenbezeigungen wurde dem jungen Ritter auch die Freude

zu Theil, beim Eintritt in die Burg von den jungen Dirnen, welche stattlich geschmückt eine lange Doppelreihe bildeten und Blumen streueten, empfangen zu werden. Freundlich und herablassend begrüßte er die schönen Kinder seiner Unterthanen, verweilte hie und da einige Augenblicke und wußte Allen eine Schmeichelei zu sagen; doch sein scharfes Auge hatte mit Kennerblick eine Jungfrau erspähet, die sich weit von ihm hinter einem Pfeiler verborgen und für alle die holden Worte, welche er an die Dirnen richtete, kein Ohr hatte. Das Mädchen schien dem Ritter nicht fremd, ihre Züge kamen ihm wie alte liebe Bekannte vor, doch konnte er sich nicht entsinnen, wann und wo er sie gesehen haben mochte. Wie zufällig blieb er in ihrer Nähe mit seinen langen Sporen hängen und stolperte hart an sie an. „O! zürne mir nicht, reizendes Mädchen!“ sagte er, — ihre Hand ergreifend und sanft drückend — gewiß ist es kein Zufall, daß ich gerade auf dich treffen mußte, die du die Königin dieser schönen Dirnen, ohne Zweifel die Zierde aller Frauen in meinem lieben Schönebeck bist! Aber wie heißt du, schöne Zauberin? Du kommst meinen Augen nicht ganz fremd vor!“

Die züchtige Jungfrau zog ihre Hand aus der des Ritters und antwortete kurz und ernst: „Mein Vater ist der Fischer Kunz!“ Dann zog sie sich wieder hinter die Säule, wo sie etwas im Dunkeln stand, zurück.

Aber in dem Herzen des jungen Ritters hatte sich eine Flamme entzündet, die er nicht zu dämpfen wußte und welche an jenem Tage noch in eine vernichtende Gluth aufloderte, als er Jetta im Feuerstrahl der brennenden Kerzen sahe und ihr vom lieblichsten Gesang begleitetes Lautenspiel vernahm. Die Arme, welcher von allen Seiten, gleich einer Königin, gehuldiget ward, vermochte doch bei der besten Einsicht und Sittigkeit, nicht dem Gefühle geschmeichelter Eitelkeit zu widerstehen und feierte, beneidet und gehaßt von ihren Mitschwestern, den höchsten Triumph weiblicher Gefallsucht; ach! sie ahnete nicht, was für eine gefährliche Schlange unter den duftenden Rosen verborgen war, auf welchen sie als Königin des Festes einherschritt. Wolf hatte nur Augen und Ohren für die schöne Jetta, war aber klug genug ihr mit seinen Huldigungen möglichst fern zu bleiben, was das harmlose Mädchen in der guten Meinung, die sie von des jungen Burgherrn Charakter und Wandel hegte, bestärkte. Sie wußte wohl, daß er von Jugend auf ein wüstes, tolles Leben geführt, manche Jungfrau in's Elend gebracht und damals kein Gehör für die Klagen der Eltern solcher unglücklichen Geschöpfe gehabt hatte. Als selbstständiger Burgherr, als Ritter, glaubte sie, werde er diese Untugenden abgelegt und gewiß erkannt haben, daß er nur durch Tugenden des Volkes und aller Ebenbürtigen Achtung und Freundschaft erwerben könne. Wie sehr sich das un-

erfahrene Mädchen in ihren Hoffnungen täuschte, wird uns leider, das Resultat ihrer eigenen Geschichte lehren. Eine Zeitlang blieb die eben so tugendhafte als schöne Jetta unangefochten und dachte daher weder an die Burg noch an den Burgherrn, auch schien es, als ob dieser der reizenden Fischerstochter gar nicht mehr eingedenk sei, da war es die eigene Mutter, welche sie dem jungen Ritter zu verkuppeln suchte,

Jetta! sagte eines Abends die Frau des Fischer Kunz zur Tochter, mit der sie sich allein befand, — dein Lautenspiel hat dem gnädigen Burgherrn so ungemein gefallen, daß er dich einmal zu hören wünscht, denn er ist krank und kann weder die Freuden der Tafel noch den geselligen Umgang mit seinen Freunden genießen, da ist ihm dein erquickendes Saitenspiel eingefallen und er hat mich rufen lassen, um dich zu ersuchen, ihm einige trübe Stunden in seinem Schmerze zu verscheuchen. Du wirst nicht allein bei ihm sein, die Frau des Kastellans, eine würdige und dir befreundete Matrone wird zugegen sein, daher wirst du diesmal nicht zu streng in den Rücksichten auf Anstand und Schicklichkeit sein, und überdem bedenken, daß es unser Herr und Gebieter ist, der dich ohne Umstände durch seine Diener holen lassen könnte, wenn er mit der ihm über uns armes Volk zustehenden Macht und Strenge verfahren wollte!" Aber die keusche und mit der höchsten Gewissenhaftigkeit für Ehre

und guten Leumund besorgte Dirne war weit entfernt, dem Leichtsinn oder wohl gar dem erkauften Eigennutze der Mutter williges Gehör zu leihen. „Was denkt Ihr, Mutter? sprach sie mit Erstaunen über der alten Fischerin Ansinnen; glaubt Ihr nicht, ich würde morgen der Gegenstand der schmachvollsten Nachrede sein, wenn ich heute auf die Burg ginge und auch wirklich Angesichts mehrerer Frauen dem kranken Herrn vorspielte? Ist mir es doch schon leid gewesen, daß ich bei seinem Einzuge mit unter den Dirnen war, denn der Neid und die Bosheit meiner damaligen Nachbarinnen haben mir's mit den falschen Augen zu erkennen gegeben, daß ich vom Junker, nein vom Ritter, wollt' ich sagen, zur Buhlerin ausersehen sei. Daß Ihr's also wißt, ich werde Euch diesmal nicht gehorchen und mache mir so wenig aus der Ungnade wie aus der Gnade des gestrengen Burgherrn etwas!" Du Thörin! nahm die Mutter das Wort, weißt du denn nicht, daß er Gewalt brauchen kann und gewiß brauchen wird, wenn Du seinen Zorn reizest und gleichsam seine Oberherrschaft über uns verhöhnest?

Darauf bin ich vorbereitet, sagte Jetta, zog einen blitzenden Dolch aus dem Busen und setzte der erschrockenen Alten die Stärke ihres Ehrgefühls mit solchem Eifer auseinander, daß sich diese nicht ferner getrauete, der tugendhaften Tochter zu einem Besuche in der Burg zuzureden.

Als der Fischer Kunz heimkehrte und von Mut-

ter und Tochter vernahm, was sich ereignet hatte, zog er die Letztere an seine Brust und sagte: „So ist's recht, mein braves Kind! sind wir auch arm und müssen dem gestrengen Burgherrn unterthänig sein, so darf unser Gehorsam doch nie so weit gehen, daß er uns vor Gott und der Welt sowie vor unserm Gewissen entehrt! Ich werde übrigens mit dem gestrengen Ritter selbst sprechen und hoffe, daß er deine Gesinnungen ehren werde, da er wohl weiß, daß der schönste Schmuck einer Jungfrau ihr unbescholtener Wandel und Keuschheit ein Spiegel ist, der mit einem leisen Hauche getrübt werden kann.

Kunz that, wie er gesagt hatte und Ritter Wolf von Wolfseck schüttelte ihm die Hand und sagte: Ihr seid ein glücklicher Vater, denn Ihr habt in der Tochter eine Perle, die alle Schätze der Erde aufwiegt! Aber dennoch muß ich meinen Willen behaupten und befehle Euch darum, die Tochter selbst zu mir zu bringen, damit sie mir ein Stündchen den Trübsinn, der wahrscheinlich eine Folge meiner Krankheit ist, mit Gesang und Lautenspiel vertreibe. Seid versichert, daß ich dankbar sein werde und nehmt mein Ritterwort, daß die Dirne nur an Eurer Hand mein Schloß verlassen soll!

Wer hätte es unter solchen Umständen dem ehrlichen Fischer verargen mögen, wenn er der Tochter zuredete? Er that dies auch mit aller der Offenheit und Gemüthsruhe, welche der Tochter sein felsenfestes Ver-

trauen bekundeten. Im einfachen, reinlichen Alltags-kleide trat Jetta mit der Laute im Arme an der Hand des Vaters beim Burgherrn ein. Dieser war, dem bleichen Gesicht und der sichtbaren Mattigkeit nach, womit er die Eintretenden empfing, wirklich leidend, er konnte sich nur mit Anstrengung von dem Sorgen-stuhle, in welchem er mehr ruhete als saß, erheben, und nahm den biedern Fischer und dessen Tochter mit einer Freude und Herzlichkeit auf, welche beide, Vater und Kind, völlig beruhigten. Nur als Jetta neben ihm sitzend in die Saiten der Laute griff und ein fröhliches Liedchen sang, färbten sich seine Wangen mit einer leichten Röthe, und als sie geendet hatte, konnte er sich nicht enthalten, ihre Hand zu ergreifen und ihren Finger mit einem werthvollen Goldreifen zu zieren.

„Nimm, holde Jetta!" sagte er, „diesen Ring! er ist ein Erbstück meiner seligen Mutter und soll darum kein Lohn, sondern ein Andenken sein. Aber sing mir nun auch eine andere Weise! irgend eine Ritter-Romanze, denn mein Gemüth vermag noch nicht das fröhliche, lustige Leben wieder zu ertragen, wie du wohl früher gehört haben magst, daß ich ein solches geliebt habe, als du noch ein zartes Kind warst und harmlos in das Schloß kamst, um mit dem alten Vater Veit alle die Herrlichkeiten zu bewundern, welche damals deine Aufmerksamkeit fesselten! Trinkt aber erst, Vater Kunz! wendete sich der Ritter

an den Fischer, und thut Euch keinen Zwang an! Laßt auch Eure Tochter Bescheid thun! Der Wein ist gut!“

Ein junger Leibknappe oder Page reichte dem Fischer und dessen Tochter zwei schäumende Becher und Wolf nippte aus beiden, als ihm dieselben zugetrunken wurden. Jetta ward von dem Genuß des köstlichen Traubensaftes, welchen der Ritter aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte, ordentlich begeistert. Sie griff nach der Laute und frug den Ritter: darf ich Euch Etwas vortragen, was ich selbst gedichtet habe nach einer wahren Geschichte, die sich während Eurer Abwesenheit, nicht allzufern von hier zugetragen hat?

Was Du willst, holde Jetta! antwortete Wolf, nur was so recht zu meiner finstern Stimmung paßt, denn ich will von Dir nichts Lustiges hören!

Da stimmte die Jungfrau die Laute, sann, während sie wohl mehrere Minuten lang phantasirte und zuletzt in einigen Moll-Akkorden endete, den Ritter mit starrem fast furchtbarem Blick betrachtend, schweigend nach und sang mit einer bald lieblichen, bald wildtobenden Begleitung:

Es war einmal ein Rittersmann
In einem großen Schloß,
Der hatte Knappen tausend Mann,
Dazu ein schönes Roß;
Jung war er auch und schön und reich;
Dem Ritter war kein And'rer gleich.

Der Ritter Curt von Sorgenfrei
Jagt' einst in einem Wald',
Da hört' er eine Melodei
Die ihm in's Herze schallt —
Und eine Dirne schön und schlank
Die war es, die in's Herz ihm sang.

Wie lieb' ich holde Dirne Dich!
Sprach er zum Mägdelein: —
Willst Du mich wieder lieben? sprich
Ein Wort! und ich bin Dein!
Ich bin der Ritter Sorgenfrei
Und lieb' Dich ewig, ohne Reu'!

Das Mägdlein glaubte solchem Wort
Und zog mit ihm in's Schloß —
Doch bald schickt' er sie wieder fort
Und froh, daß er sie los —
Schenkt er ihr Gold und Edelstein
Und sprach: Nun kannst Du wen auch frei'n!

Fluch Dir — sprach diese — Bösewicht!
Den Tod will ich mir frei'n,
Doch Du sollst auch im Leben nicht
Ein froher Gatte sein!
Mein Geist soll jede Deine Braut
Erwürgen, eh' ihr noch getrau't!

Und sieben Bräute waren schon
Erwürgt in einem Jahre;
Da kriegt' er selber seinen Lohn,
Der so voll Falschheit war!
Einst ritt er heim vom Zechgelag
Und stürzte, daß der Hals ihm brach.

Hu! das klingt schauerlich! sagte Wolf, hör' auf, denn nun möchte wohl gar der Tod noch kommen.

Sing mir lieber das Lied von dem treuen Waffenschmied, der mit in den Krieg gezogen war, und in den sich, als er in Gefangenschaft gerathen, eine Prinzessin verliebte, der aber seinem daheim gelassenen Mädchen treu blieb und dafür von der Prinzessin, als sie es erfuhr, die Freiheit und einen Haufen Gold als Reisegeld empfing! Jetta sang noch manchen Tag am Siechstuhle des kranken Burgherrn und ihr Vater freuete sich immer auf die paar Stunden, wo er mit ihr im Schlosse war, denn er konnte des Weins im Ueberfluß genießen, und wußte manchmal, wenn er in die freie Luft kam, nicht, ob die Lichter über ihm Sterne oder blanke Perlen des edeln Traubensafts waren, die ihm um die Augen herum flimmerten.

Der Ritter war endlich von seinen Wunden, welche ihm ein hartnäckiges Wechselfieber zugezogen hatten, geheilt, allein die Wunde im liebenden Herzen, welche ihm der fast tägliche Anblick der reizenden Fischerstochter geschlagen hatte, vermochte Niemand zu heilen, denn er mochte sie keinem Menschen offenbaren und war zu edel, als daß er die keusche Jetta, deren strenge Grundsätze er im öftern Gespräch mit ihr kennen gelernt hatte, hätte täuschen und verderben sollen. Doch was sein guter Genius zu verhüten suchte, das gelang einem boshaften Knechte in kurzer Zeit mit teuflischer Lüge und Verleumdung zur Ausführung zu bringen. Gleichwie der Ritter Wolf von Wolfseck in inniger, verzehrender Liebe zu der schönen

Jetta entbrannt war, ebenso hatte diese das unreine Herz des Pagen oder Leibknappen Gundiber entzündet und dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, durch Putz und Schmeicheleien die Gegenliebe der reizenden Fischerstochter zu gewinnen. Er hatte schon einige Mal, wenn des alten Fischers Kopf vom ungewohnten Genuß des starken Weins zu schwer war, die Jungfrau an dem einen und den wankenden Vater am andern Arme des Abends nach ihrer Wohnung zurückgeführt und erfreuete sich des Glücks, daß ihm das Mädchen recht gern zuzuhören und harmlos mit ihm zu plaudern schien, ja er hatte es bisweilen gewagt, beim Abschied ihre Hand zu drücken, ohne deshalb einen Vorwurf zu erndten, und diese von der Jungfrau geduldeten Freiheiten mochten den eiteln Burschen in dem Wahne bestärken, Jetta theile seine Empfindungen. Von nun an war sie fast täglich seinen Verfolgungen ausgesetzt; bald hatte er ihr, wenn sie des Abends eine Freundin besuchte, aufgelauert, bald war er ihr, wenn sie dem Vater nach der Elbe entgegen ging, nachgelaufen; genug, Jetta wußte sich der Zudringlichkeit des eiteln Burschen nicht mehr zu erwehren und gab ihm einmal, als er sie überall mit faden Liebeserklärungen bestürmte und sie sich seiner nicht anders erwehren konnte, ein Paar tüchtige Ohrfeigen. Hatte vorher des Mädchens Zauber die Sinnlichkeit des elenden Knappen im höchsten Grade gereizt, so war es nun der bitterste, unversöhnlichste Haß, der

sich gegen dieselbe seiner bemächtigte. Er mußte sie verderben — das schwur er sich — und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen. Jetta mußte auch dann noch bisweilen mit dem Vater auf's Schloß kommen, und den Burgherrn, als er schon wieder gesund war, mit Gesang und Saitenspiel unterhalten; so oft es aber traf, daß Wolf Besuch, etwa einen Ritter von der fahrenden Zunft oder aus der Nachbarschaft, hatte, war sie durch kein Mittel auf der Welt zum Erscheinen in der Burg zu bewegen. Auf diesen Umstand, der doch für des Mädchens tiefes Sittlichkeitsgefühl sprach, indem sie nicht wollte, daß sie für eine Schauspielerin oder Komödiantin gehalten werde, weil damals dieser Stand noch mit dem Makel der Ehrlosigkeit behaftet war, bauete der nichtswürdige Knappe seinen Plan. Den fremden Gästen spiegelte er vor, die reizende Jetta, der sie öfters begegnet waren, sei die heimliche Geliebte des jungen Burgherrn, den Ritter dagegen machte er glauben, sie stehe in einem vertraulichen Verhältniß mit einem seiner Nachbarn und halte mit demselben geheime Zusammenkünfte im Walde, wolle daher den geliebten Buhlen nicht dadurch, daß er glaube, sie besuche auch den Burgherrn in unlauterer Absicht, zur Eifersucht reizen. Wolf schien anfangs diesen Einflüsterungen wenig Gehör zu leihen, da aber Jetta jedesmal ängstlich ward und durch unbegründete Ausflüchte ihr Ausbleiben an solchen Tagen zu entschuldigen suchte, ja da er sie eines Tages mit der

Zither im Arme einsam nach dem nahen Walde gehen und hinter einem Vorsprunge von dichtem Gebüsch verschwinden und sie diese Wanderung öfters wiederholen sah, da begann er, den Verleumdungen des Leibknappen Glauben beizumessen und versank in einen Trübsinn, aus dem ihn keine Zerstreuung zu reißen vermochte. Die schöne Fischerstochter ließ er nicht mehr in die Burg rufen, und Jetta meinte, er habe es übel empfunden, daß sie nicht gekommen sei, wenn er Besuch gehabt habe.

Auf einem Ritt nach einer benachbarten Burg nahm sich der Knappe Gundiber, welcher ihn stets begleiten mußte, die Freiheit, ihn auszuforschen und einen Entschluß in ihm zur Reife zu bringen.

Schreibt es auf Rechnung meiner Liebe und Diensttreue, Herr Ritter! — redete ihn Gundiber an — wenn ich einen Gegenstand berühre, der Euer Herz und Eure Ruhe betrifft! Ihr seid der Fischersdirne mehr gut, als es das leichtfertige Geschöpf verdient! Wenn ich Euch das nun nicht verdenken kann, so verdenkt es Euch doch Jedermann, daß Ihr Euch einen so delikaten Bissen vor dem Munde hinwegnehmen laßt und daß Ihr nicht einmal mit Ernst zu bitten wagt, wo Ihr doch ein Recht zu befehlen habt! Bittet oder laßt sie doch einmal zu Euch allein bitten und gebt Acht, sie bleibt nicht aus, so gut wie sie allein in den Wald schleicht! Kommt sie auf Euer Bitten nicht, nun so befehlt oder versucht es mit

offener Gewalt, denn Ihr müßt wissen, daß das Weib in dem Manne die Kraft liebt und in dem Bittenden einen Schwächling erkennt und — klug genug ist Jetta und auch schlau!

So und auf ähnliche Art suchte der rachsüchtige Knappe seinen Herrn, welcher, seit seiner Rückkehr aus dem Kriege und seitdem er nach des Vaters Tode Burgherr war, nicht nur den alten leichtfertigen Wandel abgelegt, sondern auch die väterlichen Grundsätze, in seinen Unterthanen mehr seine Kinder als seine Sclaven zu betrachten, angenommen hatte, zu bearbeiten. Lange predigte Gundiber tauben Ohren, denn es war mehr als eine blos sinnliche Liebe, mit welcher sich Wolf zu der Dirne hingezogen fühlte; er hatte in ihrem gegen ihn dargelegten äußerst sittlichen und keuschen Wandel und in ihren strengen Grundsätzen sie achten und mit einer so wahren Innigkeit lieben gelernt, daß er nichts sehnlicher gewünscht hätte, als sie möge aus einem ihm ebenbürtigen oder wenigstens nicht aus so ganz niederem Stande sein, der ihm jede Möglichkeit entziehe, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Diese Achtung, diese zarte Rücksicht gegen des Mädchens hohe Sittenreinheit suchte nun der Knappe Gundiber in der Seele seines Herrn zu vernichten, und der Böse, mit welchem er längst im Bunde war, half ihm bald seinen Zweck erreichen. Der alte Fischer Kunz starb und mit der leichtfertigen Mutter war Gundiber bald einverstanden. Er brachte ihr, die sich

nun mit der Tochter durch ihrer Hände Arbeit erhalten mußte, allerhand kleine Geschenke, stellte ihr vor, wie anständig und sorgenfrei sie leben könne, wenn Jetta die Geliebte seines und ihres gnädigen Herrn und Gebieters sei und fand endlich durch die sehr ernste und gemessene Vorstellung williges Gehör, daß ja der gestrenge Ritter und Burgherr nicht zu bitten, sondern nur zu befehlen brauche, daß ihm da, wo Bitten nicht fruchteten, offene Gewalt zu Gebote stehe. — Die Mutter versprach ihm, alle ihre Kräfte und ihr ganzes Ansehen aufzubieten, um die verblendete Tochter zu einem freiwilligen Umgange mit dem Ritter zu bestimmen, auch hielt sie, durch täglich erneuerte Geschenke im Stillen dazu aufgemuntert, Wort; aber an dem hohen Gefühl für Tugend und Sittlichkeit scheiterten alle Versuche. Als sie sahe, daß Jetta weder durch Ueberredung noch durch Versprechung zeitlicher Vortheile auf den Weg des Lasters zu drängen war, nahm sie zu Drohungen ihre Zuflucht, ja sie sagte dem unglücklichen Mädchen gerade heraus, daß sie den Ritter bitten wolle, sie durch seine Diener auf die Burg bringen und sie nicht eher wieder zu entlassen, bis ihr Trotz gebrochen sei. Jetta zeigte der Mutter den Dolch, welchen sie im Busen trug und gab sich weiter keine Mühe, sich mit ihr, von der sie schon wußte, daß sie vom Ritter oder seinen Leuten gewonnen sei, in einen Wortwechsel einzulassen. Hätte sie gewußt, oder nur ahnen können, daß sie der Burgherr in dem

Verdachte habe, als ob sie bei ihren bisweiligen Ausgängen nach dem nahen Walde mit Männern verkehre und also nicht die keusche Jungfrau sei, welche sie war und wofür sie auch von ihm gehalten sein wollte, sie würde sich ihm zu Füßen geworfen und seinen ritterlichen Edelmuth angeflehet haben, sie vor seinen eigenen sträflichen Gefühlen in Schutz zu nehmen. Aber sowie Wolf von Wolfseck die unbescholtene Jungfrau verkannte, so verkannte ihn auch diese. Lange konnte sich der Burgherr zu einem Angriff auf Jetta's Tugend nicht entschließen, bis er sich auf einmal dem alten Laster der Völlerei und Trunksucht ergab und im Augenblicke des Rausches seinem Pagen Gundiber befahl, ihm die Lautenschlägerin und Sängerin Jetta zu bringen. Wenn auch Wolf mit dem Ausdruck „bringen" kein gewaltsames Herbeischleppen im Fall der Weigerung von Seiten der Dirne verstand, so nahm doch der diensteifrige Page das Wort zu buchstäblich, als daß er sich nicht auf Gewalt hätte gefaßt machen sollen; er ließ sich daher durch zwei Troßknechte eine Sänfte nachtragen und schleppte nun, da sich Jetta allerdings mit ihm auf die Burg zu kommen weigerte, die unglückliche Dirne, welcher die Mutter znvor mit List den Dolch hinweggenommen hatte, fort. Sie ward im Schlosse, da der Ritter Wolf inzwischen eingeschlafen war, in ein Zimmer gesperrt, vor welchem ein Diener wachen mußte. Als Wolf erwachte und von der Anwesenheit Jetta's unterrichtet

worden war, schalt er zwar anfangs den Pagen wegen der verübten Gewaltthat aus, lobte ihn aber gleich darauf wieder, als dieser schwur, daß sie freiwillig nicht gekommen sein würde, und eilte nach dem Gemach, in welches man sie eingesperrt hatte, um sie zu versöhnen, ihr aber auch sogleich zu erklären, daß er ihrer Ziererei müde, sie nicht sobald wieder entlassen werde. Doch wie sah sich der lüsterne Burgherr getäuscht, als er den Gegenstand seiner Wünsche nicht fand, vielmehr wahrnahm, daß sie aus dem Fenster, dessen hohe Flügel geöffnet waren, herabgesprungen und entflohen war?! Erst jetzt bemächtigte sich seiner eine nicht zu zügelnde Wuth. Er sandte seine Diener aus mit dem Befehle, die Dirne, wo man sie finden werde, zu greifen und sie nach dem Schlosse zurück zu bringen. Doch alle Mühen und Anstrengungen, alle Erbietungen von Seiten des Ritters, demjenigen welcher das Mädchen bringen, oder nur ihren Aufenthalt erforschen würde, einen reichen Lohn zu zahlen, blieben erfolglos. Es war im Monat Mai, als Jetta entflohen war und der Juni verfloß, ohne daß man die geringste Spur, wo sie verborgen sein möge, entdecken konnte; man hielt es allgemein für gewiß, daß sie ihr Grab in der nahen Elbe gesucht und gefunden habe, und wenn sie auch lange Zeit ein Gegenstand des allgemeinen Bedauerns war, so warf doch die Alles verhüllende Zeit den Schleier der Vergessenheit über das unbedeutende Ereigniß. —

II.

Ein langer unheilvoller Krieg wider die Polen, deren eben so tapferer als treuloser Herzog keinem Bündnisse treu blieb, hatte in demselben Jahre noch den Kaiser mit einer Armee in's Feld gerufen, zu welcher auch die sächsischen Ritter mit ihren Dienstmannen entboten waren. Nur selten neigte sich das Glück auf des Kaisers Seite und wenn er auch einmal mit der Uebermacht seiner Krieger den übermüthigen Vasallen zurückgedrängt hatte, so stand er, ehe man sich seiner versahe, mit einem frischen Heere auf einer andern Seite und verwüstete hauptsächlich die sächsischen Länder.

Auch Ritter Wolf von Wolfseck war mit in den Kampf gezogen und kehrte mit ehrenvollen Wunden bedeckt nach der heimathlichen Burg zurück. Das Neueste, was während seiner etwa dreimonatlichen Abwesenheit sich in der Heimath zugetragen hatte, bestand, wie man ihm erzählte, darin, daß sich am Buschkanal bei Schönebeck ein Gespenst in Gestalt einer weißen Frau sehen lasse, daß dasselbe vielen Bewohnern des Orts erschienen sei und der Geist der unglücklichen Jetta zu sein scheine. Wolf war über den Aberglauben seiner Zeit hinaus, erkundigte sich, sobald er nothdürftig ausgehen konnte, näher nach dem Gespenst und glaubte sich in der Meinung, daß die Erscheinung eine Betrügerin, oder wohl gar sein immer noch ge-

liebtes Jettchen sein möge, nicht täuschen zu dürfen, denn die weiße Frau wurde als ein schönes, schlankes, junges Mädchen beschrieben, dessen Gesicht mit einem dichten Schleier verhangen sei, so daß man dasselbe nie habe sehen können. Sie sollte, wie er ferner hörte, ein mit Saiten schlecht überzogenes Brett, eine Art Cither, bei sich haben und nicht nur öfters am Waldesende, sondern auch dann und wann vor den nahen Meierhöfen und Häusern gespielt und gesungen und die ihr dargereichten Gaben an Früchten und aller Art Lebensmitteln gern angenommen, aber nie gesprochen, nie auf eine an sie gerichtete Frage geantwortet und, wenn man sich ihrer bemächtigen wollen, mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit die Flucht ergriffen und jedesmal ihren Weg in den Wald, nach dem Buschkanale zu, genommen haben. Ja er erfuhr noch mehr: In den zunächst am Walde gelegenen Häusern und Hütten verehrte man die Unbekannte als eine Heilige, man wußte zwar, daß sie ein menschliches, lebendes Wesen sei und reichte ihr darum, wenn sie kam, Speise und Trank; aber wohin sie kam, folgte ihr Glück und Segen nach und für jede Art Krankheit brachte sie, ohne ein Wort zu sprechen, die schnell und sicher heilenden Kräuter. Am Buschkanal hatte sie sich aus Reisern eine Art Laube erbaut, aus welcher die Dankbarkeit der nächsten Bewohner eine feste wohnliche Hütte machte, in welche man warme Decken und wollige Thierhäute legte, damit sie vor

Kälte und Wind geschützt sei. — Soviel und daß das Mädchen wie ein Engel geliebt und ihr Aufenthaltsort gleich einem Tempel oder der Kapelle einer Heiligen verehrt werde, erfuhr der Ritter, aber Niemand sagte ihm, daß es die von ihm vertriebene schöne Fischerstochter sei. Wolf war kein böser Mensch, er bereuete es tief, daß er das unglückliche Geschöpf in's Elend gejagt hatte und konnte sich nicht verheimlichen, daß er sie innig und wahr geliebt und daß noch nie ein Mädchen, selbst aus dem Stande der ihm ebenbürtigen Fräuleins, einen so tiefen, bleibenden Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Deshalb nahm er sich alles Ernstes vor, über das räthselhafte Wesen Gewißheit zu erlangen und, wenn es die ihm noch immer theure Jetta sei, sie aus diesem Zustande der Wildniß zu retten und durch Wohlthun ihr Leben zu sichern. Lange mußte er in dem Walde umherlaufen, wo sie sich den Tag über bei günstiger Witterung größtentheils aufhalten sollte, und viele Nächte umkreisete er die armselige Hütte, um sie hinein oder herausschlüpfen zu sehen, aber nimmer wollte es seiner Mühe gelingen. Einige Mal sah er sie in der Ferne, sobald sie ihn aber erblickt hatte, floh sie, gleich einem verfolgten Reh, tief in den großen, düstern Wald hinein uud er fand nicht länger für gut, das unglückliche Geschöpf, welches der Wahnsinn, oder ein vom grausamsten Schicksal hervorgebrachter Entschluß aus der menschlichen Gesellschaft getrieben hatte, zu beunruhigen.

Was indeß selten durch die mühsamsten Anstrengungen erzielt wird, das gelingt oft dem Zufall. Der Ritter hatte sich eines Tages, von der Jagd ermüdet, in demselben Walde, aber weit von dem Buschkanal entfernt, auf dem Rasen gelagert und seinen Pagen Gundiber fortgesandt, um in der Nähe frisches Wasser zu suchen. Bei der Schwüle des Tages war er auf dem freien, sonnigen Plätzchen entschlummert und schlug eben die Augen auf, als er eine Gestalt vorübergehen und in dem dichten Gebüsch verschwinden sahe, in welcher sein nie trügendes Auge die ihm so theure Jetta erkannte. Er hatte geglaubt, das Wesen, welches fern von aller Gemeinschaft mit Menschen, gleichsam in der Wildniß unter den Thieren des Waldes lebe, müsse kaum noch einem Menschen ähnlich, in Lumpen gehüllt und mit den Spuren des tiefsten Mangels bedeckt, bleich, mager und elend sein; aber wie staunte er, als er die sonst schon so schöne Dirne in einem Zauber von Reizen erblickte, der sein Herz und seine Sinne auf's Neue umnebelte! Sie war zwar in einfaches Weiß, aber so außerordentlich nett und rein, ja so sauber und sorgfältig gekleidet und ihr langes in zierliche Flechten gewundenes Haar war so künstlich geordnet, daß man hätte glauben mögen, sie sei nur erst von einer dienstfertigen Zofe bedient worden, auch strotzte das schöne Gesicht von blühender Gesundheitsfülle und der wohlgenährte schlanke Körper zeigte die herrlichsten Formen. — Nur Eins war es,

was ihren gestörten Seelenzustand verrieth, das Auge, dieser nie täuschende Seelenspiegel, blickte starr und glanzlos aus den tiefgefurchten Höhlen. Gerade weil sie immer nur vor sich hin sahe, mochte sie den auf der Seite am Boden liegenden Ritter nicht bemerkt und daher mit unverschleiertem Gesicht ihren Weg fortgesetzt haben. Wolf sprach, als er nach der Burg zurückkehrte, in einigen nahen Hütten ein und hielt bei den Bewohnern derselben nähere Nachfrage nach dem unglücklichen Mädchen. Alle kannten und liebten sie, aber auch alle wußten, daß ihr Verstand gelähmt und eine tiefe, furchtbare und gewiß unheilbare Seelenstörung der Grund ihres Austritts aus der menschlichen Gesellschaft sei. Sie war, wie man dem Ritter von allen Seiten mit Uebereinstimmung erzählte, allerdings wahnsinnig, aber weder für sich selbst noch für Andere gefährlich. Die Cither hatte sie sich selbst verfertiget und ergötzte häufig die nahen ihr befreundeten Anwohner, von denen sie kleine Gaben und alle Bedürfnisse empfing, auch wohl dann und wann von Reisenden und anderen vornehmeren Personen Almosen einsammelte und davon ihre kleinen Ausgaben bestritt. Nur mit Kindern, welche sie ungemein liebte, sprach sie, lehrte sie im Walde die nützlichen und schädlichen Kräuter kennen und schenkte den Aermeren davon öfters Geld, wofür sie ihr Eins und das Andere herbeiholen mußten.

Ritter Wolf nahm sich vor, den Zustand der

Unglücklichen, wo nicht aufzuheben, doch zu verbessern, denn er fühlte, sie mußte ihn hassen, da er ja der Störer ihrer Ruhe war und sich es zum Vorwurf machte, sie durch eine unbesonnene Handlung in diesen Zustand versetzt zu haben. Aber zu seiner großen Kränkung konnte er seinen Zweck, ihr Gutes zu erweisen, nicht erreichen; es war, als ob sie mit einer eigenen Sehergabe ausgerüstet sei, denn alle Dinge, die ihr der Ritter durch andere Personen, welche durchaus den Geber nicht verrathen durften, zukommen ließ, wies sie mit Entrüstung zurück, machte wenigstens, wenn sie sie auch nicht fortwarf, keinen Gebrauch für sich davon, sondern verschenkte sie an arme Kinder, mit welchen sie häufig verkehrte. Nur eine einzige Sorge für ihr Wohl vermochte sie nicht zu verschmähen, die Sorge für ihre ungestörte Ruhe und Sicherheit in ihrer kleinen Hütte; diese ließ nämlich Wolf nach und nach wohnlicher einrichten und durch einen eigenen Wächter beaufsichtigen; auch nahm sie die schöne Laute an, die ihr Wolf vor die Thür der Hütte gestellt hatte. So lebte die arme Wahnsinnige mehrere Jahre lang in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt dahin und war in der ganzen Gegend unter dem Namen „Jettchen" bekannt.

Ritter Wolf war wieder im Kriege über zwei Jahre abwesend gewesen, denn die Kriege hatten damals kein Ende und die heidnischen Völker hielten keine Verträge, sowie man sie auch ihnen nicht hielt;

endlich brachte er eine Gemahlin auf seine Burg und schien sich, da er dem Kaiser Dienste genug geleistet hatte, der häuslichen Ruhe widmen zu wollen. Doch der Fluch des Unfriedens war mit seinem Weibe eingezogen. Wolf's Gemahlin war jung und schön, aber stolz und herrschsüchtig und liebte ihren Gemahl nicht, da er ihr von ihren Eltern aufgedrungen war. Alles im Schlosse mußte nur ihrem Willen gehorchen, nur ihren Befehlen unterthänig sein und gerade das, was ihr Gatte gern sah, geschah nicht. Es war daher kein Wunder, daß Wolf seine alten Leidenschaften, Völlerei und Trunk, Jagd und Raufen wieder vorsuchte. Selten war er zu Hause, noch seltener nüchtern, denn nur, wenn er berauscht war, hatte er Muth, seiner gebieterischen Gemahlin zu widersprechen. Eines Tags war Wolf allein ausgeritten und hatte sich bei einem Nachbar so lange aufgehalten, daß es Nacht war, als er in der Nähe bei Schönebeck anlangte. Sein sonst so braves Roß that einen Fehltritt und stürzte mit ihm über eine weit über den Weg herüberlagernde Baumwurzel so unglücklich, daß es ein Bein brach und der Ritter die kurze Entfernung nach der Burg allein zurücklegen mußte. Es war Anfangs Juni, der mit Sternen besäete Himmel mit leichtem Gewölk überzogen, aus welchem ein hohler Wind wehete, der ein Gewitter zu bringen oder zu vertreiben schien; was Wolf vor dem hohen dichten Wald nicht beurtheilen konnte. Ein Mann trat ihm plötzlich aus

dem Busche entgegen und redete ihn, noch ehe der Ritter, der ihn für einen Räuber hielt, das Schwert ziehen konnte, an: „Ihr kommt zur rechten Zeit, gnädiger Herr! wenn Ihr einmal das arme Jettchen in ihrem vollen Wahnsinne belauschen wollt!

Wie so? fragte Wolf den Mann, in welchem er den für Jettchens Sicherheit heimlich bestellten Wächter erkannte.

Immer nur, — antwortete dieser — wenn bei schönen Abenden Gewitter am Himmel stehen, kommt das arme Mädchen in's Freie und spricht und singt und betet, als ob sie den lieben Gott vor Augen hätte. Laßt uns leise und langsam gehen! so eben kam sie mit der Laute in der Hand aus der Hütte und wird nun bald ein Liedlein anstimmen, denn damit fängt sie fast immer ihre frommen Betrachtungen an!

Die beiden Männer mußten schweigen und hatten kaum so viel Zeit, sich hinter dem Stamme einer mächtigen Eiche zu verbergen, denn Jetta kam rasch gelaufen und blieb gerade an demselben Baume stehen. Aber sie sang nicht und spielte nicht, schien vielmehr mit Aufmerksamkeit zu horchen oder auf Jemand zu warten. Endlich seufzte sie einige Mal tief auf, ging einen Schritt vorwärts und richtete, soviel jene bemerken konnten, ihre Blicke nach dem gestirnten Himmel, an welchem gerade einige kleine schwarze Wolken vorüber jagten. „Ach!“ seufzte sie, „wär' ich schon da oben, wo die ewige, unendliche Liebe wohnt, dann

dürfte ich ihm sagen, daß ich ihn allein nur liebe, den ich hier nimmer besitzen, der mich hier unten nicht lieben, sein eigenes Herz nicht verstehen kann!"

Sie trat wieder an den Baum zurück, lehnte sich mit dem Rücken an denselben, und fuhr in dunkeln Phantasiebildern fort: „Ja, hätt' ich nur meinen Dolch, er müßte unter meiner Hand bluten! Ha, dann wär' ich ja nicht aus dem Fenster herabgesprungen, sondern hätte ihm, wenn er mich an seine Brust gedrückt, den Dolch in das geliebte Herz gestoßen! . . Jetzt, ach! jetzt ist alles dahin; die arme Wahnsinnige erregt nur Mitleid — komm du treue Begleiterin meiner Schmerzenstage! wir wollen in der Erinnerung an die Vergangenheit schwelgen!!

Jetta ward mit einem Mal still, that ein paar Griffe auf der Laute, dann brach sie in ein lautes Weinen und Schluchzen aus, seufzte wieder tief und sang mit Begleitung der Laute folgende Liederverse:

Ach! ich war in meiner Jugend
Ein zufrieden glücklich Kind!
Immer an der Hand der Tugend
Wußt' ich nicht was Laster sind. —

Nur die Liebe war mein Leben,
In der Liebe lebt' ich nur,
Denn es hatte mir gegeben
Zweien Väter die Natur. —

In der kleinen Fischerhütte
Herzte mich der Eine früh,

Dann flog ich mit schnellem Schritte
Einem Andern auf die Knie.

Galt die Tochter ihm vom Hause,
Dachte mich als Herrin groß;
Sehnte mich nicht nach der Klause,
In des guten Burgherrn Schooß.

Einen Jüngling durft' ich lieben,
Als ich noch die Kleine war,
Wär' ich immer Kind geblieben,
Brachte mir das nicht Gefahr.

Aber ach! der Junker fühlte
Nicht der kleinen Jetta Schmerz,
Denn er wurde Herr und wühlte
Schonungslos in ihrem Herz. —

Keinen Andern mag ich lieben
Bis das Herz im Tode bricht! —
Bin ich treu ihm doch geblieben,
Wenn es auch der Mund nicht spricht.

Länger vermochte Ritter Wolf dem unglücklichen Mädchen, das so schmerzlich und beweglich seine Gefühle für ihn aussprach, nicht zuzuhören. Der Gedanke an die freudelosen Ehe mit seiner Gattin erfaßte ihn gewaltig und das Bekenntniß der armen Wahnsinnigen ließ ihn fühlen, wie glücklich er hätte sein können, wenn er das Vorurtheil des Standesverhältnisses seiner Liebe geopfert haben würde. Ehe ihn der Wächter zurückhalten und auf die Gefahr aufmerksam machen konnte, welche eine so überraschende Störung ihrer Einsamkeit, bei der großen Reizbarkeit

ihres Gefühls, für ihre Gesundheit oder wohl gar für ihr Leben herbeizuführen vermöge, stürzte Wolf hinter dem Baume hervor und riß die nur halb ihrer Sinne mächtige Dirne mit dem Ausruf: o! hättest Du gewußt, wie innig und wahr ich Dich liebte — an seine Brust; doch er mußte augenblicklich den Wächter zu Hülfe rufen, denn er hielt eine starre, kalte Leiche in seinen Armen.

Seit dieser Zeit ließ sich Jetta, welche wieder genesen war, nie wieder vor dem Ritter sehen und vermied es, in der Abendzeit nach dem Walde oder nur in's Freie zu gehen, kam auch seltener, als sonst, an die Hütten der nachbarlichen Bewohner und hielt sich am liebsten am Ufer der Elbe auf, wo sie oft laut und lange mit den Wellen zu sprechen, auch am liebsten auf ihrer lieben Laute zu spielen pflegte. Viele, viele Jahre lang trieb sie dort ihr Wesen, genoß fortwährend die höchste Achtung und Liebe aller Derer, die sie kannten und galt, wie schon oben erwähnt worden, in den Augen des Volks für eine Heilige, der man die höchste Ehrfurcht bezeigen mußte. Wunderbar war es, daß in ihrer Person keine Veränderung, wie sonst im Menschenleben, zu bemerken war. Immer jung und schön, trug sie stets dasselbe weiße Kleid, von welchem Niemand sahe, daß sie es jemals gewaschen oder gewechselt hätte, und doch war dieses Kleid immer so blank und neu, als ob sie nur erst damit bekleidet worden sei. Ihr schönes blondes Haar

verlor weder Farbe noch Form und blieb immer in die langen, dichten Flechten gerollt, die man von jeher bei ihr zu sehen gewohnt war. Eines Morgens hatte sie ihre Portion Milch nicht von der armen Wittwe geholt, bei der sie dieses Nahrungsmittel eine lange Reihe von Jahren entnommen hatte und ließ sich auch, ob es schon ein schöner Maitag war, bis den Abend nicht sehen; die Wittwe begab sich mit dem Hüter ihrer kleinen Hütte in diese hinein, wo man die Unglückliche todt auf dem Lager fand. Ihre Leiche wurde unter einer schönen großen Eiche, die neben der Hütte stand, begraben und Alt und Jung begleitete den schön mit Blumen und Bändern geschmückten Sarg zur stillen Ruhestätte.

Wieder waren einige Jahre vergangen und das schöne Jettchen war vergessen, da erscholl in der ganzen Umgegend das Gerücht, sie lasse sich am Buschkanal sehen und wandele jeden Abend in dem blanken weißen Kleide, das sie im Leben getragen, am Ufer der Elbe auf und ab.

Es hatte Jedermann die arme Wahnsinnige im Leben geliebt, denn sie war eine zärtliche Freundin der Kinder, eine Pflegerin der Kranken und eine stille Dulderin gewesen, darum fürchtete man sie auch im Tode nicht. Eines Abends saß der alt gewordene vormalige Leibknappe Gundiber in der Herberge, der Burgkeller genannt, und hatte seinen vollen Humpen vor sich, denn er war in des Ritters langem Dienste

reich geworden und mit einem gar stattlichen Bauche versehen, da trat sein Nachfolger im Dienst, der Leibknappe Georg, ein junges Blut, das von keinen Sorgen etwas wußte und darum stets heiter und lustig war, bleich und zitternd in die schwarze mit Holz ausgetäfelte Gaststube, verlangte mit Ungestüm einen großen Becher des feurigsten Weins und sagte, als er ihn mit einem Zuge geleert hatte, zu Gundiber: Ich soll Euch schön grüßen, Kamrad, von einem gar hübschen, jungen Dirnlein! Sie läßt Euch sagen, sie werde Euch in drei Tagen selber sprechen, Ihr würdet Euch ihrer schon erinnern, wenn Ihr an die Ohrfeigen dächtet, die ihr vor vielen, vielen Jahren von ihr erhalten hättet! Gundiber, welchem schon lange das Gewissen geschlagen hatte ob der boshaften an der unglücklichen Jetta einst verübten Verleumdung, fuhr erschrocken zusammen und frug den Knappen: Was ist's damit, Georg? willst Du Scherz mit mir treiben? aber Du siehst zu ernst dazu aus und blaß, wie eine Leiche, rede!

Er zog den jungen Leibknappen in eine Ecke des dunkeln Zimmers und hielt ihm lauschend sein Ohr hin.

Da soll das gleich mein letzter Tropfen sein, sagte Georg, wenn ich lüge oder scherze! Hört, was mir begegnet ist.

Nur leise! bemerkte Gundiber, denn dort sitzen ein paar Bursche, die gleich Alles dem gestrengen

Ritter zutragen, was sie hier aufschnappen, und was Ihr mir zu sagen habt, wird wohl den Burgherrn auch mit angehn!

Nun hört! sagte Georg. Ich hatte den neuen Streithengst, den Schweißfuchs mit der Löwenmähne, ausgeritten und trabte ganz sorglos am Buschkanal vorüber, da stürzte mit einem Male mein Hengst auf die Knie und ich Kopf über aus dem Sattel. Das kräftige Thier hatte mir schon die Zügel aus der Hand gerissen und war eben im Begriff, allein nach dem Schlosse oder wer weiß wohin zu traben, als eine weiß gekleidete, bildschöne Jungfrau den schnaubenden Hengst an der Nase festhielt und mir zuführte. Ich wollte mich bedanken und den Gaul wieder besteigen, da trat das Wundermädchen mir in den Weg und sagte: „Ich habe Dir einen Gefallen gethan, mein Sohn! dafür wirst Du mir einen andern thun!

Gern, schönes Fräulein! antwortete ich, redet! Sie sagte: „Du wirst heute noch den alten Gundiber treffen; grüß ihn von mir und sag' ihm: ich würde ihn in dreien Tagen sprechen!" Ich sagte zu der Dirne: „Aber ich kenne Euch ja nicht, wie soll ich denn zu Gundiber sagen, wer ihn sprechen werde?" Sie erwiderte: „Sage nur: er würde sich meiner schon erinnern, wenn er an die Ohrfeige dächte, die er vor vielen Jahren von mir erhalten hätte!" Sehet! ich wußte immer noch nicht, woran ich war, reichte aber dem Mädchen meine Hand hin und glaubte schon

ein recht warmes, weiches Patschhändchen zu fühlen — Hui! da lag eine eiskalte Todtenhand in der meinigen und ein Geruch wehete mich an, der mir aus dem Grabe zu kommen schien. Zum Glück verschwand die Gestalt in demselben Augenblicke, sonst wär ich nimmermehr auf den Fuchs gekommen. Seht! das war niemand anders als der Geist von Kunzens Jettchen! Nehmt Euch nur in Acht, Kamrad! Ihr habt mir ja selbst einmal im Rausche erzählt, daß ihr das unglückliche Mädchen ohne Grund verleumdet hättet und daß Ihr so eigentlich die Schuld ihres Wahnsinnes und Elendes, in welchem sie ihr Dasein geendet hat, trüget. Wißt Ihr was? setzte Georg gutmüthig hinzu: Ihr seid reich, habt weder Weib noch Kind und könnt ein gutes Werk stiften; laßt der armen Todten, die keine Ruhe im Grabe hat, eine Kapelle bauen! Das wird sie Euch versöhnen!

Gundiber sann lange, starr vor sich hinschauend, nach, ehe er antwortete und Georg freuete sich schon, daß der alte Geizhals seinem Vorschlage Gehör geben werde, aber auf einmal fing er an laut aufzulachen, ließ sich einen Becher füllen und sagte: ich Dummkopf! bald hätt' ich mich überreden lassen, mein sauer verdientes Geld einer längst verstorbenen Dirne zu Gefallen aus der Truhe zu langen und in fremde Hände zu spielen. Nein, Kamrad! ich fürchte die Todten nicht und will mir Jettchens Geist nicht versöhnen, denn das kann ich nimmer vergessen, daß

sie mich im Leben ablaufen ließ und mich sogar durch Schlagen entehrte! Hätte sie nur damals keinen Dolch bei sich gehabt, ich würde sie auf der Stelle erwürgt haben.

Nun thut, was Ihr wollt! sagte Georg und ließ den alten Sünder sitzen.

Gundiber hatte zwar, wenn er allein und nüchtern war, öfters seine schlechte That gegen das unglückliche Jettchen erkannt und bereuet, aber der Geiz war zu tief in seiner Seele gewurzelt, als daß er sich hätte, ein gutes Werk zu thun, entschließen mögen; er ging, wenn ihn das böse Gewissen beunruhigte, in die Herberge und brachte das Gewissen durch Trinken zum Schweigen.

Gerade am dritten Tage nach dieser Unterhaltung mit Georg ließ ihn früh Morgens der Ritter Wolf zu sich entbieten und redete ihn, als er eintrat an: „Du sollst heute einen Ritt mit mir gen Magdeburg machen, Gundiber! der Dir so heilsam sein wird, als mir und womit ich Dir einen Beweis meines Wohlwollens gebe! Du weißt, daß ich in der Jugend manche Thorheit, ja manchen schlechten Streich begangen habe, den ich jetzt im Alter bereue. Du weißt aber auch, daß Du mir bei solchen Streichen immer behülflich, ja größtentheils der Anstifter warest. In der unlängst erbauten Stephanskirche*) zu Magdeburg werden solche Sünden getilgt, wenn man sich eines

---

*) Sie hat oberhalb des Knochenhauerufers gestanden.

Theils seines Vermögens entäußert und ein Opfer bringt. Oeffne, wie ich, Deinen Seckel und wasche Dein Gewissen mit dem Sündengelde!

Gundiber erschrak gewaltig ob solcher Rede und hatte doch keinen Muth zu widersprechen, auch lies ihm der Ritter dazu nicht Zeit und sagte: „Die Gäule stehen gesattelt, besinne Dich nicht lange und laß uns aufsitzen! Das Geld werd' ich Dir, bis wir wieder nach Hause kommen, vorstrecken!"

Das war für den eben so reichen als geizigen Gundiber ein hartes Wort und doch wagte er nicht zu widersprechen, da er wußte, daß der Ritter dann nur um so fester auf seinem Vorsatze beharren werde; doch Aufschub konnte ihm von Nutzen sein. Er erzählte ihm daher, was ihm der Knappe Georg von der weißen Frau, die sich am Buschkanale sehen ließe, hinterbracht hatte und sagte: „Gewiß ist es Jettchens Geist gewesen, der dem Georg erschienen ist und mich sprechen will. Heut' ist der dritte Tag, wo ich mir vorgenommen hatte, nach der Hütte am Buschkanal zu gehen!" Gut — antwortete ihm der Ritter — so reiten wir ein ander Mal nach Magdeburg, aber nach dem Buschkanal werd' ich Dich begleiten, denn mir hat Jettchens Geist im Traume geboten, eines Abends ihre Hütte zu besuchen und dort ein Andenken von ihr entgegen zu nehmen.

Auch dieser Entschluß des Ritters mochte dem Gundiber nicht gefallen, da er wohl nie die Absicht

gehabt hatte, nach dem Buschkanal zu gehen; er mußte sich indeß bequemen, den Ritter in der ersten Abendstunde abzuholen.

Als sie sich auf dem Wege dahin befanden und etwa nur noch tausend Schritte davon entfernt waren, erblickten sie mit einem Male die kleine Hütte in hellen Flammen. Erschrocken sagte der Ritter: Laß uns eilen, Alter! gewiß hat ein böser Bube das Feuer erst angelegt und kann von uns ergriffen und der strafenden Gerechtigkeit übergeben werden! Doch die schwachen Augen der beiden Greise hatten sich diesmal täuschen lassen, denn die Hütte brannte keineswegs, war aber so hell erleuchtet, als ob sie bewohnt werde. Wie ward aber den beiden Männern zu Muthe, als sie sich der Hütte näherten und durch die offenen Fensterluken in dem kleinen einst von Jettchen bewohnten Stübchen eine weibliche Gestalt sitzen sahen, welche vor zwei brennenden Kerzen auf der Laute spielte und mit lieblicher Stimme dazu sang? Leider war die Gestalt so sehr verschleiert, daß man Gesicht und Kopf nicht erkennen konnte, aber was sie spielte und sang, waren so bekannte Weisen, welche der Ritter viel Mal im Leben von der schönen Jetta gehört hatte. Mitten im Gesange ließ sie die Laute fallen, daß die Saiten mit großem Geklirr zersprangen, stand vom Sessel auf und redete: „Hört mich, ihr Männer! denn im Tode ist Wahrheit! Ihr, Ritter Wolf, waret mir theuer im Leben, dieser Bube aber störte durch Lüge

und Falschheit das schöne Verhältniß unserer innigen Freundschaft, weil ich seine entehrenden Anträge zurückwies und ihn dafür züchtigte. Ich habe schwer gebüßt und, weil ich meiner sündhaften Liebe nicht entsagen mochte, hab' ich noch nicht eingehen können in das Reich der Seligen. Mein Geist wird so lange auf Erden weilen, bis auch der letzte Zweig Eurer Geschlechter untergegangen sein wird. Ihr werdet beide keines natürlichen Todes sterben und in jedem Jahre werd' ich mir ein Opfer suchen aus Eurer Stammverwandtschaft, bis ich durch das letzte erlöset sein werde.

Der Ritter Wolf breitete seine Arme nach der Gestalt aus und begann zu sprechen, doch kaum war das erste Wort seinen Lippen entfallen, so erloschen die Kerzen und in der tiefsten Finsterniß war die Gestalt verschwunden. — Auf dem Rückwege sagte Wolf: Morgen reitest Du mit mir gen Magdeburg, um in der Stephanskirche ein schweres Sühnopfer zu bringen, denn unsere Schuld ist groß! Gundiber mußte, da er anders einen Geldverlust nicht abwenden konnte, diesmal dem Ritter zu widersprechen wagen. Ich brauche — sagte er mit Trotz — mein Geld nöthiger, als daß ich es den Pfaffen geben sollte, die es nicht weniger verprassen, als ich es thun kann. Bedenkt, gnädiger Herr! daß ich alt und schon lange nicht mehr Euer Diener bin! „Schurke, schrie ihn der Ritter an, verdankest Du den Besitz deines Reichthums nicht meiner Gnade?" — Aber Gundiber lachte höhnend

und entgegnete: Die Zeiten haben sich geändert, ich bin ein freier Mann und will des erworbenen Gutes genießen! Da zog der Ritter sein Schwerdt und hieb dem undankbaren Knappen den rechten Arm vom Leibe, daß er weit hin nach der Elbe zu flog, aber Gundiber führte einen Dolch bei sich, diesen stieß er dem Ritter in die Brust. Acht Tage lang lebte noch Ritter Wolf von Wolfseck, dann starb er an der Wunde und ward mit großen Ehren begraben, Gundiber aber hatte sich aus Schmerz und Verzweiflung in die Elbe gestürzt, wo Tags darauf sein verstümmelter Leichnam gefunden wurde.

In dem Jahre, wo dieses sich ereignet hatte, ließ sich Jettchens Geist nicht wieder sehen, auch ertrank dort kein Mensch; in den folgenden Jahren aber sahe man bei Nachtzeit öfters eine weiße, weibliche Gestalt am Buschkanale wandeln, und jedesmal, wenn sie sich gezeigt hatte, holte sich die Elbe dort ihr Opfer, meist ein Kind, eine Jungfrau oder einen Jüngling, und lange, noch in der neueren Zeit, haben um die Mitternachtsstunde voübergehende Wanderer einen von einer Laute begleiteten weiblichen Gesang gehört, oder eine schöne in Weiß gekleidete Dirne gesehen, die immer die Verkündigerin eines solchen Todesfalls gewesen ist. Auch soll das Schlagen einer Nachtigall um die Abendstunde die Erscheinung der weißen Frauengestalt angedeutet und die Wanderer gleichsam gewarnt haben, denn wer die Gestalt gesehen, ist ihr Opfer geworden.

X.

Schicksale der Catharinenkirche zu Magdeburg im Alterthume.

Außer dem ehrwürdigen Dom, der unter seinen grauen Thürmen heilige Erinnerungen birgt, steht unter allen Kirchen Magdeburgs die Catharinenkirche als die erste und schönste Zierde da. Am Breitenwege, der einzigen wahren und großen Straße der Stadt, vierhundert Schritte vom Krökenthore liegend, verdient sie wohl die kurze Beschreibung, welche wir nachfolgend unsern Lesern mittheilen wollen. Im gegenwärtigen Zustande besteht die Kirche aus dem sogenannten Schiffe und zwei Thürmen, deren Höhe man auf 200 Fuß schätzt und die durch ein Mittelgebäude mit einander verbunden sind. Die Thürme haben oben eine mit Schiefer gedeckte Haube, worauf ein durchbrochener Glockenstuhl und darüber die gleichfalls mit Schiefer gedeckte Spitze ruht. Beide Spitzen sind mit vergoldeten Knöpfen und Wetterfahnen versehen. Unter der Haube ist die Uhr, deren Zifferblatt vergoldete Ziffern hat. Der Haupteingang befindet sich westlich am

Breitenwege und zeigt uns über sich in der Mauer die Statue der heiligen Catharina, mit dem Schwerdte in der Hand und einem zerbrochenen Rade zu den Füßen. Das Mittelgewölbe der Kirche ruhet auf zehn Pfeilern und zwölf Bogen. Im Innern ist die schöne Orgel merkwürdig. Das nahe Krökenthor verdankt dieser Kirche seinen Namen und hieß anfangs das Kirchenthor, woraus durch die platte Aussprache das Wort Kerkenthor und endlich Krökenthor ward. Die Regierung des achtzehnten Erzbischofs Alberts des II. von 1207 bis 1234, war die thatenreichste, kraftvollste und vorzüglichste; unter ihr ist nicht nur der Grund zu dem prächtigen Domgebäude gelegt, sondern auch die Catharinenkirche im Jahre 1230 gestiftet, wenn schon erst später völlig ausgebaut worden. Der Erzbischof Albert stand in hohem Ansehen bei dem Kaiser, begleitete denselben nach Italien und brachte von da mehrere denkwürdige Reliquien, unter andern einen Finger der heiligen Catharina mit, welcher noch gegenwärtig in der Domkirche aufbewahrt wird, und in der Seele des Erzbischofs wahrscheinlich den ersten Gedanken, zu Ehren dieser Heiligen einen Tempel zu stiften, hervorrief. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wo an diese Kirche noch nicht gedacht war, hatte die Stadt in dortiger Gegend ein Ende, und es soll bis zum Jahre 1214 die Stadtmauer vor dem jetzigen Kirchplatze vorüber nach dem vormaligen Marien-Magdalenenkloster hinauf gegangen sein. Damals

hat noch Alles, was später die Catharinen-, Jacobs- und Peterspfarre, das Marien-Magdalenenkloster und Invalidenhaus geheißen, vor dem jetzigen Thore, also außerhalb der Stadt gelegen. An der Stelle des gedachten Klosters und der Peterskirche hat das alte Burggrafenschloß nebst dem Hünenthurme gestanden. Die Catharinenpfarre ist in der Vorstadt und in der Sudenburg das vormalige Judendorf gewesen. Frohsa war ein Dorf an der Wasserseite der jetzigen Neustadt. Wir sind außer Stande, das von Albert II. ertheilte Stiftungsdiplom der Catharinenkirche, seinem Inhalte nach, mitzutheilen, weil es bei der Erstürmung der Stadt 1631 nebst allen übrigen auf die Fundation und Ausstattung der Kirche Bezug habenden Schriften und Documenten verloren gegangen, und Dasjenige, was zur Ermittelung der Kircheneinkünfte unerläßlich nothwendig war, höchst unzureichend aus den Aussagen und Gedächtniß der Kirchendiener und Vorstände entnommen worden ist. Die Advokatur oder Oberaufsicht über diese Kirche hat, der Stiftung gemäß, dem jedesmaligen Domprobst zugestanden; Vieles soll bis zum Jahre 1559, in Folge der durch die Reformation eingetretenen Veränderungen, eine andere Gestalt erlangt haben; um diese Zeit soll auch das Patronatrecht erloschen und das Wahlrecht dem Kirchenkollegium, die Vokation aber dem Magistrat, mit Vorbehalt der Confirmation durch die Regierung, anheim gefallen sein.

Schon in den ersten Jahren ihrer Stiftung drohe-

ten der Catharinenkirche mancherlei Gefahren, und es erlitt dieselbe eine Menge Unfälle, aus welchen sie jedoch immer wieder glorreich hervor ging. Im Jahre **1224** fand sich eine scheinheilige Predigersekte von Mönchen in Magdeburg ein, welche ein Kloster erbauete und darauf ausging, durch ihre Vorträge die bestehenden Kirchen zu beeinträchtigen und die Einkünfte derselben in ihre Säckel zu spielen. Sie bedienten sich dazu zweier Mittel, wodurch sie auf das einfältige Volk wirkten, nämlich eines äußerlich frommen und ehrwürdigen in Wahrheit aber nur scheinheiligen Wandels, sowie der sogenannten Bußpredigten, verbunden mit einer Anlockung zum Beichtstuhle, in welchem sie, nach ihrer Sprache, bekehren, eigentlich aber das Volk an sich ziehen wollten. Es waren die sogenannten Barfüßer- oder Bettelmönche, welche insonderheit Kappen trugen, womit viel Mißbrauch gemacht wurde, indem sie diese Kappen unter dem Vorwande, daß sie den Erlaß der Sünden enthielten, für schweres Geld, das Stück oft für drei- bis sechshundert Gulden, verkauften. Von diesem Handel soll sich das Sprüchwort herschreiben: Jemandem eine Kappe kaufen. Sehr lange haben diese Mönche ihr Unwesen in Magdeburg getrieben, denn erst später gelang es dem Erzbischof Friedrich, sie völlig zu vertreiben. Als im Jahre **1524** am sechsten Sonntage nach Trinitatis der große Reformator Luther zuerst in der Johanneskirche gepredigt hatte, wagten es die beiden an der Catharinenkirche

angestellten Prediger, Bode und Ziegenhagen, nicht nur evangelische Messen zu lesen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, sondern mit ihnen unternahmen es auch einige achtbare Männer aus der Gemeinde, dem Magistrat in einer besondern Denkschrift mit festem Ernste vorzustellen, daß sie überall bei den Lehrsätzen der neuen evangelischen Kirche beharren würden, und wurden von genannter Behörde geziemend angehört. Zur Zeit der Reformation waren in die Catharinenkirche eingepfarrt: der Marstall, die Knochenhaueruferstraße, die Barfüßer-, die große und kleine Schrotsdorfer-, die Apenburger- und Catharinenstraße, der Breiteweg, der neue Scharren, der Fuchshöl und im Brön. Im Jahre **1613** betraf diese Kirche durch ein seltsames Ereigniß ein großes Braudunglück. Der Bürger und Bierbrauer im Petersviertel, Melchior Teufel, hatte nämlich während des Nachmittags-Gottesdienstes ein Fuder Stroh aus der Neustadt geholt, um es nach seinem Brauhause zu fahren; er selbst stand im Rufe eines Kirchenverächters, und begleitete persönlich den mit Stroh beladenen Wagen, war auch während des Abladens zugegen, und hieß, trotz der aus der Kirche herüberdringenden Orgeltöne, seinen Leuten rüstig zu arbeiten. Auf einmal fing das abgeladene Stroh Feuer, und es entwickelte sich eine so ungeheure Feuersbrunst, daß in kurzer Zeit im Petersviertel 23, im Jakobsviertel 49 und im Catharinenviertel 140 Häuser, mit Einschluß von 44 Brau-

häusern, außer mehreren Ställen und Scheunen in Asche gelegt wurden. Neben der Catharinenkirche wohnten zwei Bäcker, deren mit vielem Holze und Fettwaaren angefüllte Häuser ein Raub der Flammen wurden und das Feuer auch der Catharinenkirche mittheilten. Um drei Uhr in der Nacht stand die Kirche in vollen Flammen, mit großem Gekrach stürzten die Thürme nebst den Glocken herab und diese zerschmolzen, das Feuer drang in das innere Gewölbe und wüthete dergestalt, daß die schöne Orgel, die Kanzel und die ganze prächtige Altarbekleidung von dem gefräßigen Element verzehrt wurden. So war auf einmal der schöne Tempel vernichtet und die Gemeinde mußte ihren Gottesdienst in St. Augustin halten. Beiläufig gedenken wir, der Sonderbarkeit halber, einer Brandpredigt, welche der damalige Senior, Pastor Malsius, gehalten und unter dem Titel: „Kühlwasser und Brandsalbe zu dem gefährlichen Brandschaden der hochbeschädigten Catharinenkirche in Magdeburg, zubereitet von Malsius Anno 1613" im Druck herausgegeben hat. Außer vielen anderen nach dem Aberglauben damaliger Zeit riechenden Ungereimtheiten erzählte der gelehrte Malsius in gedachter Predigt, daß in den Knöpfen der herabgefallenen Thürme schriftliche Urkunden gefunden worden wären, wornach die Kirche bereits 145 Jahre lang gestanden hätte, daß schon 1521 in einer Mitternacht der Blitz in einem der Thürme gezündet habe, daß ferner die Thurm-

uhr 1593 fertig geworden und daß die im Jahre 1603, also zehn Jahr vor dem Brande, gebauete Kanzel von purem Alabaster gewesen sei. Die Kirche wurde auch 1613 wieder hergestellt. Nach dem Wiederaufbau dachte man zunächst an die Glocken, deren Guß durch Meister Heinrich Borstelmann vorzüglich gelang. Die große Glocke, deren Speise 92 Centner wog, wurde im August des gedachten Jahres gegossen. Es darf nicht übergangen werden, auf welche sonderbare Art diese große und schöne Glocke von der Stelle, wo der Guß geschehen war, bis nach der Kirche gebracht worden ist. Die Glocke lag nämlich im offenen Hofraume eines Bürgers Namens Johann Frick am Breitenwege und sollte sofort von da nach der Kirche gebracht werden, weil man auf der offenen Stelle Beschädigungen fürchtete, aber zur Zeit der Erndte fehlte es an kräftigen Händen, um die Glocke fort zu schaffen, denn alle rüstige Männer befanden sich in den Feldern. Als früh zwischen 7 und 8 Uhr die Kirchenväter und Aeltesten überlegend und berathend um die Glocke herum standen, und kein Mittel ausfindig machen konnten, wie die Glocke fort zu bringen sei, da fanden sich nach und nach mehrere Knaben ein, welche von dem Wege nach der Schule die Neugier zum Besehen der Glocke gelockt hatte. Die Kinder, deren immer mehr wurden, erboten sich im jugendlichen Uebermuthe, die große Glocke nach der Kirche zu ziehen, wenn man ihnen starke Seile geben würde. Die Vor-

stände gingen darauf ein und über zweihundert Schulknaben zogen wirklich die an einem langen und starken Tau befestigte Glocke bis auf den Kirchhof. Zwar ging es langsan her und die Kinder kamen erst gegen Mittag mit der Glocke an der Kirche an, aber ihr Jubel und die Freude der Eltern und Zuschauer war so groß, daß dieses Ereigniß noch spät in dem Gedächtniß der hochbejahrten Greise ruhete. Um die Glocke standen die Worte: **Igne Dei perii, genuit me fervidus ignis. Servio nunc igni, Spiritus alme, tuo.**

Das ist zu deutsch:

Durch Blitzesstrahl ein Feu'r entstand,
Das viel Häuser und die Kirche verbrannt;
Darin bin ich zerflossen,
Durch Feuer wieder gegossen.
Nun thue ich zu jeder Stund
Des Geistes Feuer lautend kund.

Auf der einen Seite dieser Glocke stand ein Cruzifix, auf der andern das Bild der heiligen Catharina. Um den Rand herum waren die Namen der Gemeinde-Aeltesten und Kirchenväter zu lesen, als: Posche Wieprecht, Hans Wieprecht, Georg Schlüter, Kaspar von Steinbeck, Jacob Schrader, David Picht, Karsten Beneke, Martin Wetzel, Markus Görke, Franz Lappe und Georg Nase, die Aeltesten.

Balthasar Brumbei, Herrmann Becker, Kirchenväter.

Gloria in excelsis Deo. Anno 1613. Heinrich Borstelmann me Fecit.

In demselben Jahre wurde auch eine neue Orgel mit 33 Registern und drei Claviaturen gebaut. Obige Umschrift ist aber jetzt nicht mehr vorhanden, sondern eine von 1618, ebenfalls von Borstelmann unterzeichnet, daher man schließen kann, daß in diesem Jahre die Glocke umgegossen worden. Schon 1613 warf ein großer Sturm eine Thurmspitze von der Kirche. Ein trauriges Schicksal aber erlebte unsere Catharinenkirche an dem verhängnißvollen 10. Mai 1631. Während der Pfarrer Thodänus in seiner Dienstagspredigt einen Vortrag über die Worte hielt: Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit 2c., war gerade der Feind in die Stadt gedrungen und stürmte den Breitenweg herauf. Viel Zuhörer eilten nach Hause, viele aber blieben in der Kirche, hier mehr Sicherheit hoffend, diese aber und zwar über 70 Personen wurden von den Tilly'schen Soldaten niedergehauen. Bei dem bald darauf ausbrechenden Brande wurde die Kirche in einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt. Bei dieser Gelegenheit verbrannten, wie schon oben bemerkt worden, alle das Nähere über den Bau, die Stiftung und das Einkommen der Kirche nachweisende Papiere und Urkunden. Das Blut der gemordeten Schlachtopfer soll wie ein Wall um die Kirche gestanden haben. Um später die Einkünfte der Kirche einigermaßen fest zu stellen, wurden die Kirchen-

vorstände Pascha Thomas und Lüderwald abgehört und ihre Aussagen den Einkommenlisten zum Grunde gelegt. Im Jahr 1637 wurde der Wiederaufbau der Kirche vollendet, und die wunderbar nicht geschmolzene Glocke in dem vorigen Zustande wieder auf den Thurm gebracht. Bei diesem Baue hatte man sich aber übereilt, denn am 1. Juni 1653 stürzte Nachts 11 Uhr der nördliche Thurm mit der großen Glocke wieder ein und dasselbe Schicksal erlitt der andere Thurm am 6. August 1656. Am 13. April 1655 wurde die große Glocke wieder auf den neu hergestellten Thurm gebracht, und an demselben Tage noch geläutet. Als merkwürdig muß uns jetzt der am 25. Juli 1668 mit dem Maurermeister Ehrhard Lindner über den Wiederaufbau der Kirche geschlossene Contract erscheinen:

Die Kirche von Grund aus unter Dach und Fach zu bringen, ein Mittelgebäude zu machen, im Schiff zehn Pfeiler und zwölf Bogen, sowie ein Gewölbe unter den Thurm zu bauen, zwei Giebel von Grund aus aufzuführen, die Außenpfeiler zu ergänzen, in den Thürmen die Böden, einen Glockenstuhlkasten und Stellung zu machen, die Glocke auf den Thurm zu bringen, das Dach doppelt mit Ziegeln zu belegen, — Alles dieses war mit der Bedingung für 6000 Rthlr. verdungen, daß das Ganze im Jahr 1672 fertig sein sollte.

So gering dieser Kostenaufwand auch immer war,

er konnte damals doch weder aus dem Kirchenvermögen, noch von den Gemeinden, mußte vielmehr durch Kollekten im Inn- und Auslande mühsam aufgebracht werden. Wie wenig damals durch solche Sammlungen einkam, beweiset der Umstand, daß in der langen Zeit von drei bis vier Jahren durch solche Kollekten kaum 2000 Thaler erlangt wurden, wozu das Herzogthum Magdeburg 256 Thaler und die Rathskämmerei 300 Thaler bewilligte. Dagegen verewigten sich von den Eingepfarrten viele durch reiche Spenden an Geld und Kirchengeräth, namentlich gaben

1) Joachim Breier eine vergoldete Altarkanne, eine silberne Schachtel und mehreres Altargeschirr;
2) der Bürger Rosenstock Kelch und Teller von Silber und vergoldet;
3) H. Hellner einen vergoldeten Kelch;
4) der Kämmerer Seltener zwei Altarleuchter und eine Kanne von Messing;
5) die Schmelzerbrüderschaft zwei große Leuchter;
6) der Kämmerer Witte ließ den Taufstein,
7) Friedrich Nebelung die Beichtstühle bauen;
8) ein Graf Rivarola einen schönen Stuhl, welchen sich später der Magistrat aneignete;
9) der Kämmerer Krügel gab 500 Thaler zum Kanzelbau;
10) der Kaufmann Balke ebenso viel zum Altarbau, der Maler Fensterer zierte den Altar für 230 Thaler mit einem schönen Gemälde.

Die schöne Orgel war verloren gegangen, daher man sich lange mit einer kleinen Orgel aus der Johanneskirche behalf, bis endlich der Orgelbauer Schnittger aus Hamburg gegen Annahme des alten Werks und für 210 Thaler eine neue bauete, die aber nur zwei Klaviaturen hat. Am Sonntage Septuagesimä 1679 wurde die Kirche durch den Senior Dr. Baak eingeweihet. In der Zeit von 1691 bis 1699 wurden die Thürme zum dritten Male gebauet, deren Dachung eine Last Schiefer von mehr als 500 Centner haben soll. Die Gestalt der Thurmspitzen war von unten die Form einer Haube mit grünem Gestühle, dann wieder eine Haube und darüber die Spitzen. Die Höhe der Thürme mit Mauerwerk und Spitzen soll gerade 100 Ellen betragen. In den Knöpfen der Thürme befindet sich nebst einigen damals üblichen Münzen eine Schrift folgenden Inhalts:

In Jesu Namen Amen.

Demnach durch des großen Gottes Hilfe und Gnade die Kirche St. Catharine zu Magdeburg, welche in der am 10. Mai 1631 beschehenen jämmerlichen Zerstörung dieser Stadt von Grund aus ruinirt und in einen Aschenhaufen geworfen, im Monat August 1668 wieder aufzubauen angefangen worden, ist solches Werk durch Gottes Gnade abgegangen und geendiget, worauf man auch den Bau der Kirchthürme angetreten und ist der eine Thurm ausgebauet und den 1. August 1695 Knopf und Fahne aufgesetzt

worden, hiernächst ist auch der andere Thurm aufgeführet und am heutigen Tage Knopf und Fahne aufgesetzt, welches war der 21. September im Jahr nach Christi Geburt 1699, unter der höchst löblichen und glorwürdigen Regierung des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Fürsten und Herren Leopoldii erwähnten römischen Kaisers und allzeit Mehreren des Reichs &c. derer Reiche des Römischen im 41., des Ungarschen im 44. und des Böhmischen im 43. Jahre, unsers gnädigen Kurfürsten und Landesherrn Herrn Friedrich des III. zu Brandenburg im 11. Jahre Dero Kurfürstlichen Regierung, als Gott sei gedankt im römischen Reiche Friede war und der langwierige Krieg sowohl wider den König von Frankreich als der ottemannischen Pforten ein Ende genommen, inmittelst doch bei diesen Friedenszeiten eine große Theurung des Gedraides und anderer Victualien im Lande war, denn 1 Wispel Waizen galt 38 Thaler, 1 Wispel Roggen 33 Thaler, 1 Wispel Gersten 24 und 1 Wispel Hafer 13 Thaler. Weßhalben auch ein allgemeiner Beschlag, welcher auch im vorigen Jahre gewesen, von neuen anbefohlen worden, was an Münzen jetzo Gänge und Gäbe ist, ist an allerlei Sorten hierbei geleget, unser Stadtkommandant war Herr von Börstel Kurf. Brandenb. General Major, im Stadtregiment waren der Kurf. Brandenb. Hofrath und Stadtpräses Christian Dietrich Akenhausen, Bürgermeistere waren Herr Breitsprach,

Herr von Lyborg und Herr Peter Neukranz, Stadtsyndikus Justus Bode, Rathskämmerer Friedrich Krüger und Bendix Pape, Rathsherren Josias Mörder, Martin Vogt, Caspar Maschau, Johann Köppe, Andreas Thomas, Andreas Kinderling, David Schaf und Joachim Köpke.

Im Jahr **1700** wurde die neue Kirchenuhr fertig, **1707** eine Mauer um den Kirchhof gezogen, **1723** die Mittelglocke, **18** Centner schwer, angeschafft und die kleinere in das Gestühle des mittäglichen Thurmes gebracht. Als im Jahr **1723** am Breitenwege die Häuser: zum Regenbogen, die goldene Kugel, der graue Wolf und der weiße Stern nebst vielen Hintergebäuden abbrannten, stand die Catharinenkirche abermals in großer Gefahr.

Dieses würden diejenigen Denkwürdigkeiten der Catharinenkirche sein, welche wir aus den vorhandenen Urkunden vergangener Zeiten entnommen haben. Gern hätten wir der alten Schenkungen, Stiftungen, Vererbungen und anderer Nutzungen gedacht, welche vor Alters in den Schatz unserer Kirche geflossen sind, allein die unglückselige Zerstörung der Kirche bei Magdeburgs Sturme hat die schriftlichen Nachweisungen vernichtet und was in der Folge auf mühsamen Wege in dieser Beziehung ermittelt worden ist, kann nur für die Kirche selbst, sonst aber kein allgemeines Interesse haben. So viel weiß man, daß sich die Kirche schon im Alterthume sehr werthvoller Stiftungen, Schenkungen

Die heilige Katharina.

und anderer wohlthätigen Spenden erfreuet hat. Was das Innere der Kirche anbelangt, so ist über die Monumente, Bilder, Leichensteine und andere Denkwürdigkeiten hinreichende Nachricht vorhanden, welche jedem Beschauer als Leitfaden dienen kann. Wir schließen diese Betrachtungen der alten Zeit unserer Kirche mit zwei auf ihre Gründung und Zerstörung durch ein Brandunglück Bezug habenden Sagen, indem wir den geehrten Lesern das Schicksal der heiligen Catharina, als Schutzpatronin unserer Kirche, sowie eine freilich nur wenig verbürgte Legende von Melchior Teufel mittheilen, dnrch dessen entzündetes Fuder Stroh im Jahre **1613** die Kirche nebst vielen anderen Gebäuden in Asche gelegt wurde.

A.

Die heilige Catharina.

Zu Anfange des vierten Jahrhunderts herrschte über Alexandrien der König Custus, welcher in der Geschichte wohl wenig bekannt sein würde, wenn nicht seine einzige Tochter, Catharina, durch Schönheit und Weisheit auch in den Nachbarstaaten und allen Ländern eine besondere Berühmtheit erlangt hätte. Wenn man auf die biblische Geschichte alten und neuen Testaments zurücksiehet, so wird man sich erinnern, daß es damals weit mehr und Könige anderer Art

gegebeben habe, als in unserer Zeit, denn jeder kleine Landstrich, ja fast jede einigermaßen volkreiche Stadt hatte einen eigenen Regenten, der sich König nannte. Zu der Zeit, wo König Custus herrschte, war Alexandrien eine Provinz des mächtigen Roms, und die Römer sahen den kleinen König mit dem Rechte des Stärkern für einen Vasallen an. Wie einst eine Thebanische Legion unter dem Hauptmann Mauritius, stand eine Legion Alexandrier im römischen Solde. Die Bewohner Alexandriens waren Christen und standen, wie die Thebaner, auch bei den heidnischen Römern in hoher Gunst, weil sie sich eben so wie jene durch Tapferkeit selbst vor den Römern hervor thaten.

In einem Kriege der Römer gegen die Saguntier hatte sich der jugendlich schöne Kaiser Maxentius in einen Hinterhalt verlocken lassen und war, auf allen Seiten von Lanzen umgeben, in der größten Gefahr, entweder getödtet zu werden, oder sich gefangen zu geben, weil das römische Heer in der Verfolgung der geschlagenen Feinde weit voraus und nicht gewahr worden war, daß ihr Kaiser und Feldherr in jenen Hinterhalt gerathen. Maxentius, welcher nur eine schwache Leibwache bei sich hatte, war eben im Begriff, sich den feindlichen Massen, deren große Uebermlegenheit er erkannte, zu ergeben, als der junge Führer oder Hauptmann der Alexandrinischen Legion mit den Seinigen die Schaar der Feinde im Rücken angriff und Alles vor und neben sich niederwerfend durchbrach

und den Kaiser aus dieser Gefahr errettete. Maxentius erhob auf der Stelle den alexandrinischen Hauptmann zum ersten Feldobersten seiner Leibwache, war aber kaum mit den Seinigen aus dem Getümmel des kurzen Gefechtes heraus, als ihn ein feindlicher Bolzen zu Boden warf, wodurch sich das Geschick leicht zu seinem Nachtheil gewendet haben würde, wenn nicht der entschlossene erst ernannte Feldoberst die Handvoll Feinde bezwungen und persönlich den Kaiser in Sicherheit gebracht hätte. Als sie in Sagunt ankamen, fanden sie die römischen Heerführer, welche zwar gesiegt hatten, in tiefer Trauer und eben im Begriff auszuziehen und den Kaiser, welchen sie schon für todt hielten, aufzusuchen. Die Freude seiner Krieger war groß, besonders da die Wunde ohne Folgen blieb, aber ein Neid und bitterer Haß richteten sich gegen den alexandrinischen Feldobersten, der nun beim Kaiser in der höchsten Gunst stand. Da ein solcher Neid dem umsichtigen Kaiser nicht verborgen bleiben konnte, und er für seinen Liebling um so mehr fürchtete, als dieser ein Christ war, so mußte derselbe bei Tag und Nacht um den Kaiser sein, und sogar im Zelte desselben schlafen. Hier mochte das Geschlecht des jungen Feldobersten, welcher Niemand anders als die reizende Catharina war, vom Kaiser entdeckt worden sein, denn von nun an ließ er sie nicht von seiner Seite, bedachte aber nicht dabei, daß er dadurch die Eifersucht der römischen Heerführer noch mehr steigerte, weil diese

mit Recht fürchteten, der Kaiser werde sich zum Christenthume bereden lassen. Schon zeigte sich in vielen Cohorten offenkundige Unzufriedenheit und es stand zu fürchten, daß, wie dies schon oft geschehen war, das römische Heer einen Andern zu seinem Imperator oder Kaiser ernennen werde. Maxentius suchte nun seinerseits Alles anzuwenden, um die ihm so theure Jungfrau, der er sein Leben verdankte, um sich zu behalten, zugleich aber auch sich in seiner hohen Stellung zu behaupten. Catharina sollte ihrem Glauben entsagen und zum Heidenthume übergehen, und diese widersprach seinen liebevollen Ueberredungen nur in so fern, als sie die Bedingung stellte, daß sie nur dann seinem Wunsche Gehör geben werde, wenn sie in einem Streite mit seinen gelehrten Weltweisen oder Philosophen unterliegen würde. Nichts hielt der Kaiser für leichter, als den Sieg in der Erfüllung einer solchen Bedingung. Er sandte nach Rom und ließ funfzig der berühmtesten Philosophen herbeirufen, welche mit der Christin Catharina um die Vorzüge des Heidenthums vor dem Christenglauben öffentlich streiten sollten. In der Zwischenzeit und ehe diese Weltweisen ankamen, hatte Maxentius noch oft Gelegenheit, die Tapferkeit und Klugheit der christlichen Jungfrau zu bewundern, und diese gewann auch hauptsächlich dadurch, daß sie den Neid der römischen Feldherren nie mit Haß, sondern immer nur mit Liebe und Ergebung, sowie mit Verzichtung auf alle ihr gebotenen Vorzüge vergalt,

die allgemeine Achtung in einem solchen Grade, daß Niemand mehr an ihren Unterschied im Glauben dachte, sie vielmehr nur als eine Heldin und Pallas Athene bewunderte. Als die Weltweisen beim Heere angekommen waren, säumte Maxentius nicht, sie nach und nach der Christin Catharina gegenüber zu stellen, aber leider überzeugte er sich im Verlaufe des langen Wettkampfes, daß Catharina mit ihrer Weisheit auch über diese hochgelehrten Männer den Sieg davon tragen werde, denn sie wußte die Greuel des heidnischen Götzendienstes dem einfachen Christenthume und dem frommen Glauben an einen einigen Gott gegenüber so darzustellen, daß selbst der Kaiser in seinen Grundsätzen wankte, und wohl nur aus Furcht, Krone und Scepter zu verlieren, dem Heidenthume treu blieb. Alle funfzig Philosophen mußten für ihre schmachvolle Niederlage mit dem Leben büßen und auf dem Scheiterhaufen sterben. So viel sich Catharina Mühe gab, ein so grausames Verfahren zu hintertreiben, so blieb doch der Kaiser fest bei seinem Entschlusse und Catharina konnte Nichts erlangen, als die unbeschränkte Freiheit, auch unter den römischen Soldaten frei dem Christenthume zu huldigen und die alexandrinische Legion, wie sie vorher gethan, darin zu bestärken. Durch diesen Trotz, vielleicht auch durch den leicht errungenen Sieg über die römischen Weltweisen, zog sich Catharina endlich doch den Haß des Kaisers zu, welcher sich um so höher steigerte, als ihre hohe Tugend sich mit den

Begriffen des römischen Imperators von der hohen Sittlichkeit der Jungfrau nicht vereinigen ließ. Der jugendliche Kaiser mochte auch der christlichen Jungfrau lieb geworden sein, denn wenn sie auch niemals die Schranken der höchsten Sittlichkeit überschritt, so bemühete sie sich doch, dem Kaiser zu schmeicheln, und versuchte endlich bei vertraulichen Unterredungen, ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Dieser verwegene Versuch sollte der kühnen Streiterin Ehre, Freiheit und Leben kosten, denn Maxentius, von allen Kriegsobersten und seinen Priestern gedrängt, verurtheilte die Unglückliche zur öffentlichen Stäupung und zum martervollen Tode durch das Rad. In der Nacht vor dem zu ihrer Hinrichtung festgesetzten Tage ließ sie Maxentius in sein Zelt rufen, und versuchte es noch einmal, sie zum Heidenthume zu bewegen, wobei er ihr nicht nur die großen Vortheile auseinander setzte, welche ihrer als römische Bürgerin warteten, sondern ihr auch mit der Aussicht auf eine glänzende Standeserhöhung schmeichelte. Catharina blieb standhaft, und sollte eben durch kaiserliche Trabanten in ihr Gefängniß zurück geführt werden, als sich das kaiserliche Zelt plötzlich durch einen wunderbaren Glanz, der vom Himmel herab zu kommen schien, erhellete, und ein Jüngling in weißem Gewande durch die Wachen trat, welcher laut den Muth und die Standhaftigkeit der Jungfrau rühmte und dem Kaiser erklärte: Diese Jungfrau wird nicht den Tod durch das

Rad sterben, wie die Heiden, sondern als heldenmüthige Christin durch das Schwerdt eines Kriegers. Ehe sich der Kaiser sammeln und seinen Wachen befehlen konnte, den unbekannten Jüngling fest zu nehmen, war dieser verschwunden. Maxentius fand nicht für gut, in der Bestimmung der Todesart etwas zu ändern.

Es war nach unserer Zeitrechnung am 25. November 312, als Catharina auf einen Platz vor die Stadt Sagunt geführt ward, um unter den Stößen eines Rades ihr Leben zum Opfer zu bringen. Eine zahllose Volksmenge umwogte den kleinen Trupp Soldaten, welcher die Unglückliche, den Kaiser an der Spitze, zum Richtplatz geleitet hatte. Catharina trug ein langes weißes faltiges Kleid, den schönen Kopf mit einem strahlenden Kranze von Juwelen geschmückt, die sie als Prinzessin aus des Vaters Hause mitgebracht hatte, und das schöne schwarzbraune Haar wallte lang und lose den schlanken Rücken hinab. Als sie vom Henker gefesselt und über einen ausgebreiteten Teppich gelegt worden war, um die schmachvollen Stöße mit dem Rade zu empfangen, erschien abermals der weiß gekleidete unbekannte Jüngling und riß, so oft der Henker das Rad zum Stoße schwang, solches aus den zitternden Händen des schrecklichen Dieners der Gerechtigkeit. Niemand wagte den verwegenen Jüngling, welchen das Volk laut für einen Engel der Christen erklärte, anzugreifen oder sein Beginnen zu stören, bis der Kaiser einem Soldaten seiner Leibwache

befahl, die Jungfrau mit dem Schwerdte zu tödten. Catharina richtete sich hoch empor, trat keck mit einem Fuße auf das vor ihr liegende Rad und sank, als ihr schönes Haupt von dem kräftigen Streiche des Kriegers getroffen zur Erde fiel, gerade vor dem Kaiser nieder, welcher auf hohem Rosse nur eben den Befehl ertheilt hatte. Der Imperator war tief erschüttert durch ihren Tod und gestattete ihren christlichen Glaubensbrüdern gern, den Leichnam mit fort zu nehmen und auf dem Berge Sinai zu begraben. Dort ist in der Folge alljährlich Catharinens Sterbetag durch ein hohes Trauerfest gefeiert, auch später ein ihr geweihetes Kloster errichtet und der Catharinenorden gestiftet worden. Noch um das Jahr 1063 und später pilgerten unzählige Christen nach dem Berge Sinai, um das Grab der frommen Märtirerin, welche inzwischen unter die Zahl der Heiligen versetzt worden war, zu besuchen. Die Glieder des Catharinenordens trugen ein weißes faltiges Kleid, auf demselben ein halbes Rad, durch ein blutiges Schwerdt getheilt, und mußten das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams leisten. Nur sittlich reine, durch Muth und Tapferkeit sich der Ehre dieses Ordens würdig betragen habende Glieder wurden aufgenommen, und noch lange in der Zeit, als jener heilige Boden in die Gewalt der Ungläubigen gerathen war, herrschte unter christlichen Völkern der fromme Gebrauch, daß man nach Sinai pilgerte, um am Grabe der heiligen Catharina zu

beten, auch wurden viele Pilgrimme von dem Abte des Klosters zu Rittern geschlagen. Noch immer wird das Bild der heiligen Catharina als eine Jungfrau mit einem Schwerdte in der Hand und einem zerbrochenen Rade zu den Füßen, dargestellt, steht auch noch heutigen Tages in dieser Art über der Kirchthür unserer Catharinenkirche gegen die Abendseite, das Kirchencollegium führt dieses Bild in seinem Siegel.

B.

Der Teufel und der Tartarenkönig.

Das Jahr 1503 ist für Magdeburg um deßwillen denkwürdig, weil damals die Pest so außerordentlich wüthete, daß es fast kein Haus gab, in welchem nicht ein oder mehrere Bewohner gestorben wären. Der Rathsmann Melchior Teufel war ein, um die Stadt und deren alte Gerechtsame hochverdienter Mann, nur dachte und sprach er nicht wie andere gute Christen und mochte sich nicht gern an die hemmenden Vorschriften der christlichen Sittenlehre binden, er verkehrte häufig mit Leuten aus allerlei Ständen und verdächtigen Herkommens, unbekümmert, ob sie Juden oder Christen, Heiden oder Muhamedaner waren, denn er rühmte sich, gar keinen Glauben zu haben, aber gerade so viel zu wissen, als der liebe Gott wolle, daß jeder Mensch wissen dürfe. Er hatte nur ein Kind,

denn die Pest hatte mehrere hinweggerafft, und dieses, ein Sohn, wurde im Jahre 1508 geboren, als auch seine Gattin gleich darauf starb. Unter seinen Freunden war ihm der vertrauteste ein Mann, welcher sich als Häuptling eines fremden Volks, welches man für Tartaren oder Zigeuner hielt, damals in Magdeburg aufhielt. Obschon dieser Tartarenkönig, wie er sich nannte, weder Lust ein Christ zu werden, noch Kenntniß vom Christenthume besaß, so beredete ihn doch der Rathsmann Teufel, daß er sich taufen ließe. Diese Taufe geschah in der Catharinenkirche und der Täufling ließ sich den Namen Graf Wilhelm von Rosenburg beilegen. Er hatte ein Töchterlein, etwas jünger als das Söhnlein des Rathsmann Teufel, die aber in ihrem vierzehnten Jahre schon eine so kräftige, starke und mannbare Jungfrau war, daß sie den schwächlichen Sohn des Rathsmann wie einen Säugling auf den Armen trug. Der kleine Teufel, ebenfalls Melchior genannt, wollte in Wachsthum durchaus nicht zunehmen und der Vater sahe jedesmal in ihm sein Geschlecht entehrt, wenn die kräftige Fiorella, so hieß die Tartarentochter, denselben getragen brachte. Bei einer Unterredung mit dem Grafen von Rosenburg erbot sich dieser, binnen Jahresfrist aus dem sechszehnjährigen Schwächlinge einen so kräftigen Burschen zu machen, als in der Stadt nicht zu finden sei, er stellte aber die Bedingung, daß der Vater einen Kontrakt unterschreiben müsse, in welchem er ihn seinem Namens-

vetter, dem wirklichen Teufel, verschreibe. Der Rathsmann, welcher an keinen Teufel glaubte, unterschrieb den Kontrakt und ließ das schwache Söhnlein mit dem Tartarenkönig ziehen. Schon nach einem Jahre kehrte der junge Melchior Teufel kräftig und riesenstark, auch mit Kenntnissen ausgerüstet, zurück, und Fiorella, welche den Jüngling im Stillen liebte, mußte es jetzt wohl bleiben lassen, den jungen Herkules auf den zarten Armen zu wiegen. Bald nach seiner Rückkehr wurde der sogenannte Graf von Rosenburg vom Blitz erschlagen und, aus welcher Veranlassung ist geschichtlich unbekannt, in der Catharinenkirche begraben. Fiorella war nun eine Waise, der Rathsmann Teufel aber ward ihr Vormund und nahm sie nicht allein in seine Wohnung auf, sondern wünschte nichts sehnlicher, als daß sie sich mit seinem Sohne ehelich verbinden möge, denn sie hatte vom Vater große Schätze geerbt und war so reich als schön. Alles ging nach Wunsche. Die jungen Leute liebten sich und wurden verlobt. Eines Abends im Winter saßen sie, während Vater Teufel noch auf dem Rathhause war, im warmen Stübchen und unterhielten sich von der glücklichen Zukunft, da öffnete sich die Thür und ein alter Tartar trat ein und sagte mit rauher Stimme: Fürchte dich nicht, Fiorella! Du kennst mich und weißt, daß ich unter unserm Volke der treueste Diener deines Vaters war. Ich komme aus der Hölle von ihm abgesandt, um dir zu sagen, daß du deinen Vormund, den Raths-

mann Teufel bitten mögest, seinen Leichnam aus der Catharinenkirche fortbringen zu lassen, weil sonst sein Geist keine Ruhe und die Kirche nur Gefahren und Unglück zu bestehen hat.

Fiorella sowohl als ihr geliebter Melchior thaten wie ihnen der Geist geboten hatte; aber der Rathsmann Teufel lachte und meinte, der Satan, oder sein Namensverwandter, der wirkliche Teufel, bestehe nur in der Einbildung, daher werde er die Leiche seines Freundes in Frieden ruhen lassen und sei wegen der Folgen in keiner Besorgniß. Diese Folgen blieben aber nicht aus, denn schon im Jahre **1521**, als der junge Melchior Teufel mit Fiorella Hochzeit hielt, schlug der Blitz an der Seite des Krökenthors einen Thurm von der Catharinenkirche, und als nach langer Unfruchtbarkeit Fiorella im Jahre **1538** ein Söhnlein gebar, fiel in Magdeburg und der Umgegend eines Tages so viel Feuer vom Himmel, daß man fürchtete es werde Alles von den Flammen verzehrt werden. Der Rathsmann Teufel, sein Sohn und dessen Gattin Fiorella waren längst gestorben und es lebte nur noch der einzige Sohn der Letzteren, der reiche Bürger und Brauherr Melchior Teufel, welcher fast in jeder Straße ein eigenes Haus besaß. Dieser war mehrmals durch Geisterstimmen aufgefordert worden, das Grab des vor vielen Jahren in der Catharinenkirche beerdigten Tartarenkönigs aufgraben und den Leichnam fortbringen zu lassen, aber eben so ungläubig wie sein Großvater,

beachtete der Greis keine solche Warnung und sprach darüber nur mit Spott und Hohn. Kein Verehrer des öffentlichen Gottesdienstes, hatte er am Sonntage **Miser. Domini 1613** unter der Nachmittagspredigt ein Fuder Stroh aus seinem, in der Neustadt gelegenen Hause in sein am Breitenwege befindliches Brauhaus holen lassen. Er selbst leitete das Auf- und Abladen und würde wohl als besorglicher Hauswirth, nach unserer heutigen humanen Gesetzgebung, einer Verwahrlosung nicht zu verdächtigen gewesen sein, aber weil sich wunderbar das hoch geladene Strohfuder entzündet und in wenig Minuten eine Feuersbrunst zur Folge hatte, bei welcher auch die Catharinenkirche in Asche gelegt ward, so mußte er, nach dem damaligen eben so strengen als sonderbaren Gerichtsverfahren, dem Aberglauben des Zeitalters unterliegen und als blutiges Opfer einer furchtbaren Gerechtigkeitspflege fallen. Während die Kirche von außen brannte, versuchte man im Innern derselben die heiligen Gefäße und sonst werthvollen Gegenstände möglichst zu retten, aber die frommen und eifrigen Bürger, welche das Rettungswerk unternahmen, wurden durch schwarze Gestalten zurück getrieben, die mit Aexten Alles in der Kirche niederhieben und aus deren weit geöffneten Mäulern Feuerflammen heraus gefahren sein sollen, so daß Jedermann dieselben für böse Geister gehalten hat.

Das Schicksal der Catharinenkirche und ihr Wiederaufbau nach diesem Brandunglück sind oben bereits

beschrieben; daher wir nur des Teufelschen Untersuchungsprozesses zu gedenken haben. Die über das ungeheure Brandunglück auf's Aeußerste gegen Melchior Teufel erbitterten Bürger, hatten den schon hochbejahrten Mann gleich beim Ausbruch des Feuers festgenommen und die gegen ihn vorgebrachten Anklage- und Verdachts-Punkte bestanden in folgenden Umständen:

1) Der Name Teufel charakterisirte ihn um so mehr, als einen Bösewicht, das er aus einer Familie stammte, welche stets die öffentlichen Gottesverehrungen verachtet hatte;
2) seine Mutter war die Tochter eines Tartaren und Zauberers gewesen;
3) beim Löschen in der Kirche hatten böse Geister argen Unfug getrieben und das Löschen zu hindern gesucht;
4) das Stroh im Wagen hatte sich nicht selbst entzünden können, mußte vielmehr absichtlich in Brand gesteckt sein, weil es unter der Kirche angefahren worden, wodurch Teufel die Möglichkeit des Löschens erschwert hatte, da die Gemeinde größtentheils in der Kirche gewesen.

Wenn schon, wie jeder Vernünftige leicht ermessen kann, alle diese Umstände zusammengenommen nicht geeignet sein konnten, einen haltbaren Verdacht vorsätzlicher Brandstiftung gegen den reichen Bürger und Brauherrn Teufel zu begründen, so wurden sie doch in jener finstern Schreckenszeit für hochwichtige Momente

betrachtet, welche ein peinliches Verfahren hinlänglich rechtfertigten. Der unglückliche, zwar nicht arme, vielmehr steinreiche Teufel, wollte zwar anfangs die That leugnen, doch das vortreffliche Mittel der Folter preßte ihm ein so vollständiges Bekenntniß ab, daß kein Narr an der Wahrheit desselben zweifelte. Nur der Beweggrund, welchen der Inquisit angab: „daß er nämlich nur seine Mitbürger in Schrecken habe setzen wollen, indem er durchaus nicht geglaubt habe, daß sich das Strohfeuer vom Wagen den Häusern 'mittheilen könne," wollte den gestrengen Richtern nicht einleuchten, daher denn die kaum bei Seite gelegten Marterinstrumente noch einmal hervorgesucht werden mußten, welche das von den hochweisen Herren gefürchtete Resultat ergaben, daß Teufel auf die ihm gemachten Vorhaltungen gestand: „er sei mit dem wahren oder leibhaften Teufel im Bunde und habe demselben versprochen gehabt, in der Nähe der Kirche einen Brand zu stiften, von welchem auch diese ergriffen und die Seele des darin begrabenen Tartarenkönigs erlöset werde. Damals nahm ein peinliches Verfahren, ob es schon weder Criminalgerichte noch Geschworene gab, einen sehr raschen Gang; wenn der Angeschuldigte bekannt hatte, sprachen die Schöppen das Urtheil und die Vollstreckung desselben folgte unmittelbar darauf, die Rechtsmittel und Begnadigungsgesuche kannte man bei dieser Art Verfahren nicht, man glaubte: wider das, was Recht sei, dürfe es kein

Mittel geben und Gnade könne nur bei Gott sein. — Es wurde, wenn in peinlichen Sachen ein zweifelhafter Fall vorkam, dessen Knoten die erleuchteten Richter mit ihrem Menschenverstande nicht zu lösen vermochten, ein solcher Fall durch ein sogenanntes Gottesurtheil entschieden, was jedoch in der Zeit, in welcher sich der Teufelsche Prozeß bewegt, auch nur noch höchst selten vorkam. Melchior Teufel wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt und sollte am dritten Tage nach dieser Entscheidung gehangen werden.

Das Hochgericht befand sich damals vor dem Krökenthore, in der Nähe der Neustadt, da, wo gegenwärtig eine baiersche Bierhalle zum frohen Lebensgenuß einladet; neben dem Steinbruche schräg über lag der Rabenstein und lange Zeit hat sich dort der sogenannte Galgenkrug befunden, welcher gewiß bei öffentlichen Executionen nicht leer gestanden haben wird. —

Es war ein trüber Herbstmorgen, als der unglückliche Teufel mit einer weißen Kappe, dem sogenannten „Armensünderkleide", bekleidet auf einer Karre durch das Krökenthor nach der Richtstätte gebracht ward. Wie noch heut zu Tage gab es damals der Neugierigen genug, daher die ganze Straße mit einer langen und dichten Menschenmasse bedeckt und kein Baum oder Hügel in der Nähe war, der nicht erklommen und besetzt gewesen wäre. Es gab aber auch damals mehr zu schauen, als bei einer Execution unserer Zeit, denn der wirklichen Strafvollstreckung ging ein feierlicher

Akt — die Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts — voraus, bei welchem das peinliche Gerichtsverfahren in der Kürze wiederholt und über den Verurtheilten der Stab gebrochen wurde.

Wenn wir schon voraussetzen dürfen, daß ein großer Theil unserer Leser von dem hochnothpeinlichen Halsgericht eine klare Vorstellung habe, so dürfen wir doch nicht unterlassen, diese Handlung bei der Teufelschen Execution etwas näher zu beschreiben, weil sich dabei ein Umstand ereignete, welcher das Volk wie die Richter in einen nicht geringen Schrecken versetzte und Beide in der schon vorgefaßten Meinung bestärkte, der wirkliche Teufel möge bei dem traurigen Falle sein unsichtbares Spiel treiben. Dem Hochgericht oder Galgen gegenüber befand sich, wie schon oben bemerkt, der Rabenstein, damals ein künstlich aufgeworfener Erdhügel, etwa 40 Fuß ins Gevierte groß. Auf dieser erhöheten Fläche stand ein schwarz behangener Tisch, auf welchem nichts weiter als ein etwa zwei Ellen langer und eines Daumen starker weißer (geschälter) Stab von Hasel oder Rothweide lag. Um den Tisch herum saßen Richter und Schöppen, d. h. diejenigen Personen, welche den Teufelschen Untersuchungsprozeß geführt und darüber erkannt hatten. Das Verfahren bei Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts bestand darin, daß der arme Sünder nochmals vorgeführt und kurz vernommen ward. Wenn er sein Bekenntniß der ihm Schuld gegebenen That

ausgesprochen hatte, stand der vortragende Richter auf, ergriff mit beiden Händen den, auf dem Tische liegenden weißen Stab und brach ihn mit den Worten: „Empfange dein Recht," über seinem Haupte entzwei. Sowie dies geschehen war, sprangen sämmtliche obrigkeitliche Personen von ihren Sitzen auf, warfen die Stühle um und sprachen dreimal das Wort „Zeter" aus. Dies nannte man das Zetergeschrei, mit welchem der Verurtheilte dem Scharfrichter oder Henker übergeben und von diesem nach dem eigentlichen Richtplatze abgeführt ward.

Als Melchior Teufel vor den Gerichtstisch gestellt worden war, fand dasselbe Verfahren Statt; er legte ein nochmaliges Bekenntniß ab und der Stadtrichter ergriff den weißen Stab, um ihn über seinem Haupte zu zerbrechen. So sehr er sich aber anstrengte, das dünne Stöckchen, das er leicht mit zwei Fingern hätte zerbrechen können, zu zerdrücken, so wollte ihm dies Mal diese leichte Mühe nicht gelingen, er mußte, um nur den Gang der Handlung nicht aufzuhalten, den kleinen weißen Stab zu Boden werfen und das Zetergeschrei rasch beginnen, um die Zuschauer zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu richten. Der Inquisit Teufel schritt, von zwei Henkern geführt, muthig und rüstig die Leiter hinauf, wo ihm oben eine Schlinge um den Hals gelegt und er sodann von der oberen Stufe herabgestoßen wurde. So weit ging Alles glücklich von Statten und ein

großer Theil des Volks hatte die Augen von der schauderhaften Scene schon abgewendet, theils weil der Anblick zu gräßlich gedacht, theils überhaupt dafür gehalten wurde, es gebe nun nach diesem letzten Akt nichts mehr zu sehen, allein ein allgemeines, aus vielen tausend Kehlen ertönendes Hallogeschrei, von Staunen und Lachen begleitet, gab zu erkennen, daß das Trauerspiel noch nicht zu Ende oder ein Auftritt vom Stegreif oder Zufall eingeschoben worden sei, auf den man nicht gefaßt gewesen. — So war es auch. Der Strick, an welchen Melchior Teufel gehangen worden, war gerissen und dieser stand munter und wohlbehalten unter dem Galgen. Mancher Andere an seiner Stelle würde den Moment benutzt und sich davon gemacht haben, da gewiß viele Zuschauer, wenn auch nur aus Mitleid, seine Flucht eher begünstiget als verhindert haben würden, der Gefangene mußte aber ein sehr dummer oder auch ein sehr kluger und schlauer Teufel sein, denn er stieg ruhig wieder die Leiter hinauf und hielt geduldig seinen Hals hin, um sich den Strick noch ein Mal anlegen zu lassen. — So dachte man allgemein, als man den armen Sünder die Leiter emporsteigen und oben stehen sahe. Aber man hatte sich gewaltig geirrt. Teufel hielt den zerrissenen Strick dessen größtes Ende noch um seinen Hals geschlungen war, hoch empor und gab zu erkennen, daß er sprechen wolle. Das Publikum war mäuschenstill, denn es verstand ihn und war neugierig, was er vorbringen

werde. Er sprach mit vernehmlicher Stimme: „Ich war zum Strange verurtheilt, das wißt Ihr Alle, geliebte Mitbürger! Die Folter hatte mir das Geständniß wider die Wahrheit abgepreßt, aber es sei! ich bin gehangen und der Strick ist gerissen! Ich frage die Herren Rechtsgelehrten: darf man mich, da ich nur ein Mal zum Tode verurtheilt werden konnte, zwei Mal hängen?

Ein lautes Gemurmel des Unwillens auf der einen, ein wüthendes Jubelgeschrei auf der andern Seite erfüllte die Luft. Ein alter, gelehrter Advokat warf seine Perücke hoch in die Luft, daß der Puder wie Schneeflöckchen umherflog, und schrie: Silentium!*) Die Strafe ist vollstreckt und damit Punktum! Daß der Strick riß, war ein Zufall und nach dem Rechtsgrundsatze Casum sentit dominus**) muß Gnade eintreten, denn der Herr ist hier Niemand anders, als Gott, nämlich der Herr über Leben und Tod!"

Doch die strengen Richter dachten anders und kehrten sich nicht an den unberufenen Vertheidiger; sie winkten den Henkern, welche den armen Teufel, ehe er sich dessen versahe, noch ein Mal hingen und dabei einen festeren Strick genommen haben mochten, weil er nicht, wie der erste, riß, den armen Sünder vielmehr so kräftig in der Schwebe hielt, daß ihn Jeder-

*) Silentium: Ruhe.
**) Des Zufalls Schade trifft den Herrn

mann beschauen konnte. Noch an demselben Tage wurde der Leichnam vom Galgen abgenommen und unter demselben eingescharrt.

Das Feuer und der Brauherr Teufel waren vergessen; nur wem sein Weg irgend einmal am Galgen vorüberführte, dachte noch mit Schaudern daran, wenn er sich der furchtbaren Ereignisse erinnerte. Eines Nachts brachte ein junger Metzgergesell ein Kalb getrieben, welches vor Ermattung nicht mehr laufen konnte, gerade am Galgen setzte sich der ebenfalls ermüdete Bursche nieder und dachte: Nun mag's werden wie es will, tragen kannst du das Kalb nicht. Er hatte nicht lange gesessen, so kam ein Wanderer des Weges, grüßte den jungen Gesellen und sagte: Will das Kälblein nicht mehr laufen? Nein! sagte der Bursche, es ist Eins so müde, wie das Andere!

Es ist auch ein schlechtes Handwerk, das Viehtreiben, nicht wahr?

Ja wohl! antwortete der junge Fleischer, und kommt man zu spät nach Hause, da setzt's auch noch Zank und Scheltworte vom Meister.

Hast du Courage mein Sohn? frug der Fremde weiter; doch die hast du, sonst würdest du in der Nacht nicht beim Galgen sitzen. Hilf mir hier eine Arbeit verrichten, die, noch ehe es Mitternacht brummt, vollendet sein muß, du sollst glücklich werden. Topp! sagte der Fleischer, ich helfe.

Der fremde Wanderer nahm einen Spaten und

grub einen Leichnam aus, der Fleischergesell mußte ihm denselben nach dem nahen Gottesacker tragen helfen, wo er in ein Grab gesenkt ward. Als die Arbeit vollbracht war, sagte der Fremde: „Nun geh' nach deinem Kalbe, es wird schon ausgeruhet haben! Da, wo es wieder stehen bleibt, liegt dein Glück begraben! Gieb ihm den Namen des Thieres, das dich zu ihm geführet hat!" Kaum war der junge Fleischer dem Galgen wieder nahe, so stand das Kalb auf und marschierte munter der Stadt zu; auf einmal aber legte es sich nieder und war weder mit Worten noch mit der Peitsche fort zu bringen. Der Bursche wollte es am Schwanze empor heben und durch Fortstoßen in Gang bringen, doch staunte er, als er statt des langen Schwanzes ein kurzes, rauhes Ding in die Hand bekam, das dem Schwanze eines Bären, aber nicht eines Kalbes glich! Auch fing das Thier, als er es zum Laufen fortzustoßen begann, gewaltig an zu brummen und stand so fest auf den Beinen, daß es von den Stößen des kräftigen Burschen nicht einmal bewegt ward. Der Fleischergesell befühlte und prüfte nun das Thier genauer und überzeugte sich, daß er statt seines Kalbes einen ungeheuern Bär vor sich hatte. Was sollte der Meister sagen, wenn er statt des Kalbes einen Bär brächte? und die junge, zarte Meisterin konnte wohl gar erschrecken, und — ? Da fing das Ungethüm an mit den gewaltigen Tatzen die Erde aufzuwühlen, daß ihm die Schollen um den Kopf

herumsaus'ten. Halt! dachte er; sagte nicht der Fremde: da, wo das Thier stehen bleibt, liegt dein Glück begraben? — Er ließ den Bär wühlen und — that wohl daran, denn nach langem Wühlen flogen dunkle Klumpen umher, welche beim Niederfallen einen Klang von sich gaben; er hob sie auf und hatte bald die Hände so voll von Goldstücken, daß er sie nicht alle tragen und fortbringen konnte. Er scharrte daher einen Theil wieder ein und nahm nur so viel mit, als er tragen konnte. Der Bär folgte ihm nach, wie ein treuer Hund. Am Morgen darauf holte er das übrige Geld und war nun so reich, daß er sein Fleischerhandwerk aufgab, das Stück Land, auf welchem der Bär die Geldsäcke ausgegraben hatte, an sich kaufte, darauf einen stattlichen Gasthof anlegte und ihn den Gasthof „zum Bären" nannte. Lange hat an jener Stelle, wie den lieben Magdeburgern bekannt sein wird, ein solcher Gasthof gestanden und war auch unter dem Namen des Bender'schen Kaffeegartens bekannt.

Mit diesem Teufel'schen Prozesse und dem Auffinden eines Schatzes ohnweit des ehemaligen Galgens steht ein Ereigniß in Verbindung, welches von dem strengen Rechtsgefühl der Bürger jener alten Zeit zeugt, wenn es sich um ein gemeinschädliches Uebel handelte, das einer ihren Mitbürgern der Stadt und ihren Bewohnern zugefügt hatte. Wir haben oben angeführt, daß Inhalts einer in den Knöpfen der Catharinenthürme befindlich gewesenen Schrift eine große Theu-

rung Statt gehabt und der Wispel Roggen 33 Rthlr. gegolten habe. Als man damals erforscht hatte, daß einige Wucherer durch Vor- und Aufkauf die Getraidepreise vorsätzlich zu erhöhen gesucht und Mangel herbeigeführt hatten, rückte man diesen Leuten vor's Quartier, zwang sie, ihre großen Vorräthe für den gewöhnlichen Marktpreis zu verkaufen und belegte die Wucherer mit dem entehrenden Makel, daß man fünf Jahre lang sie in keiner Bürgergesellschaft duldete und allen nachbarlichen Verkehr mit ihnen aufhob. Man darf hier fragen: ob es nicht brav von den Bürgern war, wenn sie den Quellen einer Theurung nachgingen und sie reinigten, da, wo sie ihren Ursprung trübe fanden? Was würde geschehen, wenn dies heutzutage passirte?!

Der diebische Rabe.

Drei Häuser in der Stadt Magdeburg stehen in einer Beziehung zu einander, die wohl nur wenigen der jetzt lebenden Bewohnern, ihrem Ursprunge nach, bekannt und doch gewiß von so allgemeinem Interesse ist, daß man das Andenken daran, durch Erzählung einer, auf die Quelle dieser Beziehung zurückführenden Sage auffrischen darf. Wer sollte nicht den schwarzen Raben am Knochenhauer-Ufer und die weiße Taube daneben, wer sollte nicht die goldene Sonne auf der Stephansbrücke mit dem noch heute über der Thür zu lesenden Versleins kennen, und bei ihren sonderbaren Benennungen nicht zu wissen gewünscht haben, welchem Ereigniß diese, an sich ganz gewöhnlichen Häuser ihre Namen verdanken? Die hier folgende Volkssage giebt unsern lieben Mitbürgern belehrenden Aufschluß.

Der reiche Brauherr Morgenstern, auf der Stephansbrücke, hatte ein einziges Töchterlein, welches

seine und seiner Eheliebsten Stolz und Freude, ob ihrer Schönheit eine Zierde der Frauen und geliebt und geehrt von Jung und Alt in der ganzen Nachbarschaft, ob ihres sittigen Wandels, ihrer frommen Demuth und weithin über die Armuth sich erstreckenden Wohlthätigkeit war. Barbara war von Figur zierlich, schlank und so fein, wie ein gedrecheltes Püppchen; sie hatte ein, auf den ersten Blick alle Herzen einnehmendes, ja wunderbar bezauberndes Gesicht. Die dunkeln Augen wurden durch das schöne, schwarze Haar und den äußerst zarten Teint der rosafarbigen Lilienhaut etwas gedämpft und trafen mit ihren schmachtenden Blicken um so anziehender und hinreißender, als sie ein heiliges Feuer ausströmten und eine tiefe Frömmigkeit spiegelten, wie man immer nur an dem Bilde der holden Gottesmutter zu bewundern gewohnt war. Aber auch der greise Morgenstern und seine ehrsame Hausfrau waren ein rechtlich frommes Ehepaar, und hielten in solcher Denkweise auf gutes und braves Gesinde, das bei gutem Lohn und liebevoller Behandlung, der Herrschaft mit seltener Treue und Aufopferung diente. Friederike, das Hausmädchen, mit Barbara so ziemlich von gleichem Alter, im Waisenhause erzogen, wurde von der jungfräulichen Herrin mehr als Freundin betrachtet und diente derselben deßhalb mit einer Treue, die das größte Opfer, selbst das Leben nicht gescheut haben würde, wenn es das Wohl Barbara's gegolten hätte. Friedrike

Der diebische Raabe.

war nicht minder ein hübsches Mädchen, nach welchem mancher brave Gesell aber auch mancher Wüstling sein Netz warf. Die jugendlich frische Dirne aber, mit blauen Augen und blonden Lockenhaar war gar sittsam und spröde und es konnte sich, als sie achtzehn Sommer zählte, noch kein Mannsbild eines Liebeszeichens rühmen. Wie konnte sich die Dirne auch ein angenehmeres Leben wünschen, als das ihrige war? Sie genoß das unbegrenzte Vertrauen ihrer Herrschaft in so hohem Grade, daß ihr kein Geheimniß verborgen, kein Behältniß im Hause verschlossen war, und kein Glied der Familie hätte den Gedanken einer Untreue Friedrikens jemals Raum geben mögen.

Um diese Zeit lebte in Magdeburg ein gar reicher und vornehmer Kauf- und Handelsherr, Namens Joachim Schmal, der ein so prachtvolles Leben führte und einen so außerordentlichen Aufwand machte, daß es ihm kein Graf und Edelmann gleichthun konnte. Im Jahre 1597 starb dessen Ehegenossin an der damals herrschenden Pest und Schmal, der kinderlos war, heirathete bald darauf eine arme blutjunge Dirne mit der er sein großes Vermögen vollends verpraßte und bald darauf in großer Dürftigkeit starb. Sein junger Vetter Heinrich Schmal, seines Gewerbes ein Müller, besaß ein Haus am Knochenhauer-Ufer und war wohl täglich bei Herrn Joachim Schmal, der ihn im Geschäft gut brauchen konnte, hatte aber nie Freude an dem wüsten Leben seines Ohms gefun-

den und zog nach dessen Falle in sein nur bezeichnetes Haus. Als er sein Geschäft ordnete, um einst das Müllergewerbe recht schwunghaft betreiben zu können, ging er nur selten aus, liebte überhaupt keine kostspieligen Vergnügungen und war frei von jedem Laster und jeder Leidenschaft, die ihn hätte vom Wege der Tugend abziehen können, auch hatte er, obschon 25 Jahre alt, sein Herz von der gewaltigsten aller Leidenschaften, der Frauenliebe, frei erhalten. Endlich traf ihn aber doch der sichere Pfeil des kleinen Schalks Amor, und gerade so auf's Herz, daß er schier vor Schmerz und Wehmuth zu vergehen schien. Er hatte nämlich in der Kirche öfters ein wunderliebliches Frauenbild gesehen, konnte aber lange nicht erfahren, wer das schöne Mägdlein sein möge; da faßte er sich eines Sonntags ein Herz und nahm sich vor, der frommen und fleißigen Kirchgängerin nachzugehen, um, wo möglich, ihre Wohnung und das Nähere über Stand und Herkommen zu erforschen. Doch nur ein freundlicher Blick der Unbekannten sollte ihm zu Theil werden, denn während er ihr, die von einer Dienerin begleitet ward, zur Seite ging, kam einer seiner Bekannten, hing sich vertraulich an seinen Arm und sagte — wohl gewahrend, daß er das schöne, reich gekleidete Mädchen mit Liebesaugen verfolgte — : „Nun, Heinrich! hast dich wohl gar in das reizende Mägdlein verliebt? Wer ist denn das wunderschöne Frauenbild?" Heinrich, der bemerkte, daß die Unbekannte diese Worte

gehört hatte und sittig ihre schönen Augen niederschlug, verwies dem Freunde solch' ungeziemende Aeußerung und genoß dafür das süße Entzücken, daß ihm das Mädchen einen dankbar freundlichen Blick zuwarf. Er gab natürlich seinen Plan, ihr nachzugehen, diesmal auf. Dafür entschädigte ihn bald darauf ein glücklicher Zufall. Gegen das Ende des obengenannten Jahres erhielt er von einigen auswärtigen Geschäftsfreunden einen Besuch und führte, da sie gern einige Merkwürdigkeiten Magdeburgs zu sehen begehrten, sie unter andern auch in die, schon damals berühmte Domkirche. Als die drei jungen Männer im hohen Chor an Kaiser Otto's Grabmahl standen und die Lateinische Schrift zu entziffern bemüht waren, bemerkte Heinrich auf einmal seine schöne Unbekannte, welche mit zwei Frauen in der Nähe stand und, wie es schien, auf die Entfernung der drei Gesellen wartete, um denselben Gegenstand zu beschauen. Zum Glück entfernten sich gerade seine Gäste und er benutzte diesen Moment, um sich der still Geliebten zu nähern und einige freundliche Worte mit ihr zu wechseln. Nachdem er sie mit aller Artigkeit an das Grabmahl hingeführt hatte, sagte er: „Ist es doch holde Jungfrau, als ob gerade der Tempel des Herrn die auserwählte Stätte sei, wo ich nur das Glück haben soll, Euch zu sehen. In der Johanneskirche sahe ich Euch einigemal, konnte aber nirgends anders dieses Glückes wieder theilhaftig werden!" Barbara antwortete mit

gar sittigem Anstande: Auch ich kann mich Eurer erinnern und bin Euch für eine mir bezeigte Aufmerksamkeit, deren Ihr Euch wohl erinnern werdet, zu vielem Dank verpflichtet!"

Das Gespräch war eingeleitet und Heinrich erfuhr von der liebenswürdigen Jungfrau, die ohne Ziererei zu ihm redete, nicht nur Namen und Wohnung, sondern auch daß ihm recht gern gestattet sei, den Vater — den er schon kannte — zu besuchen. Daß ein solcher Besuch schon am nächsten Tage unternommen ward, kann bei der innigen Herzensneigung, welche Heinrich gegen Barbara fühlte, nicht befremden. So wurde er nach und nach der fast tägliche Hausfreund bei dem reichen Brauherrn Morgenstern, und dieser hätte an seiner lieben Barbara kein zärtlich geliebtes und folgsames Töchterlein haben müssen, wenn er nicht aus ihrem Munde vernommen hätte, daß sie den schmucken und reichen Müller mit demselben Feuer liebe, wie sie wußte, daß sie von ihm verehrt und angebetet wurde. Sein eig'ner, freier Herr fand es Heinrich, als er sich von der Gegenliebe seines geliebten Mädchens sattsam überzeugt auch die schönsten Beweise der hohen Sittenreinheit, Tugend und Frömmigkeit desselben gewonnen hatte, sehr bald angemessen, sich gegen den biedern Brauherrn zu erklären und um Barbara zu werben. Herr Morgenstern schien zwar bei dem Antrage etwas überrascht, da er sich ungern von dem einzigen, lieben Kinde trennen

mochte, nahm aber sonst die Bewerbung mit Freuden auf und sagte mit seiner gewohnten Biederkeit: „Ihr seid, Herr Schmal, mir als Schwiegersohn gar sehr willkommen und ich möchte, wenn ich hätte wählen sollen, wohl schwerlich eine so glückliche Wahl getroffen haben, da ich Euch als einen Mann habe kennen lernen, der Charakter besitzt und an den verführerischen Freuden des Herrn Joachim Schmal kein Interesse genommen hat; darum hoffe ich, paßt meine Barbara, die von Kindheit auf ihre schönsten Freuden nur im stillen Familienkreise gefunden hat, allein laßt mir das liebe Kind nur noch ein Jahr im Hause, damit ich mich so nach und nach an den Gedanken, sie einmal für immer entbehren zu müssen, gewöhnen kann. Uebrigens wird Barbara ihr treues Mädchen, Friederike, gern mit sich nehmen wollen und schwer wird sich wieder eine so treue und sittige Dirne finden lassen!"

Heinrich, der nun wohl freilich sein geliebtes Mädchen je eher je lieber als seine Hausfrau bei sich gehabt hätte, mußte denn doch dem redlichen Alten zu Gefallen einwilligen und so wurde beschlossen, die Hochzeit ein Jahr lang hinauszuschieben und zu Anfange Dezembers 1598 zu feiern. Daß in dieser Zeit die beiden Verlobten, so wie deren Eltern sich täglich gegenseitig besuchten, kann sich Jedermann bei dem innigen Verhältniß beider Familien zu einander wohl leicht denken, einen höhern Werth hatte indeß

dieser Aufschub insofern, als sich Braut und Bräutigam nun erst näher kennen lernten und sich von ihren gegenseitigen, guten Eigenschaften und der herzlichen, innigsten Liebe gehörig überzeugten. In beiden Häusern sowohl in dem des Brauherrn an der Stephansbrücke, als in dem Hause des Bräutigams, am Knochenhauer-Ufer, gab es viel zu thun, denn in dem erstern sollte die Hochzeit, in dem letzteren der Einzug gefeiert werden, und wenn auch Herr Morgenstern alle rauschende Vergnügungen, alle, einen erheblichen Aufwand erheischende Familienfeste haßte und von jeher ein viel zu guter Wirth gewesen war, als daß er das erworbene Geld nicht lieber in die große eiserne Truhe hätte legen und für entbehrliche Lebensgenüsse ausgeben sollte, so erforderte doch der Ehrentag seines einzigen, geliebten Kindes eine Ausnahme seiner zur andern Natur gewordenen Grundsätze. Darum sahe man in seinem Hause schon im Spätsommer **1598** Maurer, Zimmerleute, Tischler und Schlosser, Tapezierer und Maler, sowie viele andere Gewerbsleute beschäftiget, welche überall voll auf zu thun hatten, um alle Räume und Winkel nach Willen und Geschmack des erfahrenen Eigners und der Sitte der Zeit gemäß recht prachtvoll, auf vornehmen Fuß einzurichten.

Eines Tages, im September gedachten Jahres, war Barbara mit ihren Eltern, wie schon öfters geschehen war, bei ihrem Verlobten und kehrte mit demselben, weil sich die Mutter unwohl fühlte, früher

als gewöhnlich nach Hause. Der Gewohnheit gemäß hatte sich bei Abwesenheit ihrer Dienstherrschaft, Friederike, die geprüfte treue Magd, in dieser Zeit auf Barbara's Zimmer aufgehalten, den Schlüssel zur elterlichen Wohnstube abgezogen und sich mit Nähen beschäftiget, diesmal fanden sie dieselbe in letztgedachter Stube und zwar, wider alles Erwarten und zu Aller Erstaunen nicht allein sondern in Gesellschaft eines jungen Gesellen, der vertraulich neben ihr am großen Familientische saß und Musterblätter und Malereien vor sich liegen hatte. Friederike, die wohl im Gespräch mit ihrem Besuche die Ankommenden nicht sogleich gehört haben mochte, gerieth in eine große Verlegenheit und wurde vor Schreck außer Stande sich zu entschuldigen. Damals herrschte im sittlichen Verhalten der Frauen in und außer dem Hause eine eiserne Strenge und ein solcher Fall war geeignet, den guten Leumund der geringsten Dirne, die sonst auf Ehrbarkeit und fleckenlosen Ruf hielt, mit einem Male zu vernichten. Der Jüngling, welcher sehr anständig gekleidet, auch wohlgebildet und wie sich nachher zeigte, von feinen Sitten war, stand beim Eintritt der Familie vom Stuhle auf, verbeugte sich achtungsvoll und erklärte: „Wollen Sie, hochachtbarer Herr und wertheste Frauen! meinen Besuch in Ihrem Hause nicht übel deuten und Ihre Gunst Ihrer Dienerin, der gewiß höchst ehrsamen Jungfrau Friederike, nicht entziehen, denn sie ist meine geliebte Braut!

Daß ist sehr brav von Ihnen, Herr Sommerweiß! — entgegnete der sonst in dieser Beziehung ziemlich strenge Hausherr, daß Sie uns mit diesem offenen Bekenntniß entgegentreten; ich habe Sie als einen tüchtigen Künstler kennen gelernt und freue mich sehr, Sie jetzt auch als einen rechtschaffenen Mann kennen zu lernen. Sie würden unsere Achtung nicht weniger verloren haben, als Friederike; wenn Sie unsere Rückkehr nicht abgewartet oder sich wohl gar bei unseren Eintritt fortgeschlichen hätten! Was Ihre Liebe zu unserm Mädchen hier anlangt, so kann ich Ihre Wahl nur eine glückliche nennen und werde die Dirne nicht mit leeren Händen ziehen lassen, nur kommt mir und zumeist meiner Tochter gerade jetzt der Heirathsantrag etwas ungelegen, da Friederike, an welche meine Barbara seit langer Zeit gewohnt ist, mit dieser ziehen soll.

Daran will ich — nahm der junge Maler wieder das Wort — die, Ihrer jungen Herrin so treu ergebene, ja so fest und liebevoll an ihr hangende Dienerin auch gar nicht hindern und habe so eben mit ihr verabredet, daß ich noch ein volles Jahr und drüber warten will wenn Sie allerseits sonst gestatten, daß ich sie bisweilen besuchen darf.

Wer hätte von den guten Menschen, die ja alle das treue Mädchen aufrichtig liebten und schätzten, die viele Jahre hindurch ihre guten Eigenschaften erkannt und kein Mißtrauen gegen ihre Tugend und

Keuschheit hatten, Friedrikens Glück nicht wünschen sollen? Sommerweiß mußte noch bleiben und mit dem alten Hausherrn, der gerade recht heiter gelaunt war, einige Becher leeren; Friedrike aber wurde von der freundlichen Herrin, Barbara, im traulich einsamen Stübchen, ob ihrer bezeigten Verlegenheit ausgelacht und mit dem Versprechen eines recht gewichtigen Hochzeitsgeschenks entlassen, um sich dem Willen des Vaters gemäß, auch in dessen Gegenwart mit dem Geliebten zu unterhalten. Als sie den Maler bis zur Hausthür begleitete, ermahnte sie dieser noch recht aufrichtig zur Folgsamkeit und Treue und konnte des Rühmens einer so überaus gütigen Herrschaft gar nicht satt werden. Friedrike liebte den Jüngling gewiß heiß und innig, denn es wer ihre erste Jugendliebe, und bei aller Anhänglichkeit an ihre junge Herrin machte sie ihm doch einige Vorwürfe, daß er gleich so voreilig geäußert habe: ihre Hochzeit könne noch ein Jahr und drüber hinausgeschoben werden. — So vergingen den beiden Mädchen, der Herrin wie der Dienerin, die wonnigen Tage des letzten Vierteljahres in keuscher sittiger Liebe, wie kurze bezaubernde Träume und der greise Winter mit seinen nimmer endenden Nächten rückte heran. Ach! es war doch gar süß und wonnig, wenn Barbara mit dem so heiß geliebten Bräutigam im bunten Tempel der freien, heiligen Natur in den üppigen Gefilden der gesegneten Umgebungen der Stadt umherwandeln, wenn sie mit

mit ihm seine Besitzungen umgehen, mit ihm von der nahen Zukunft schwärmen, sich in den schönen Bildern der jugendlich schaffenden Phantasie verlieren, wenn sie fern vom Gewühl des Volkes, auf einsam stillen Plätzchen sich nach der treuen Magd umsehen und auch diese, am Arm des geliebten Malers glücklich und selig daherschreitend erschauen konnte! — Der fünfte Dezember war endlich zum Hochzeitstage Barbara's mit dem geliebten Heinrich festgesetzt worden und der darauf folgende Tag, sollte mit dem Einzuge in des Bräutigams Wohnung ebenfalls festlich und fröhlich gefeiert werden. Die treue Magd Friedrike zog — das blieb dabei — mit der geliebten Herrin ein und sollte, mindestens noch ein Jahr lang in ihrem Dienst bleiben. Die den jungen Maler so innig und sehnsüchtig liebende Dirne, hatte sich zwar in das Schicksal gefügt, aber eine stille Trauer, ein tiefer, ihr sonst fremder Ernst hatte sich des sonst stets heitern Mädchens bemächtigt und Barbara wußte oft nicht, wofür sie ein solches Benehmen, eine so auffallende Veränderung, die sich jene immer nicht gern merken lassen wollte, halten sollte; im Drange ihrer eigenen Freude dachte sie auch nur selten daran und ließ daher die Dirne ungefragt.

Der fünfte Dezember rückte heran und ging vorüber; Heinrich und Barbara waren durch den Segen der Kirche ein glückliches Ehepaar geworden und hatten die hochzeitlichen Freuden mit den zahlreich

geladenen Gäste im Hause des Brauherrn genossen. Es kann nicht im Zwecke dieser nur ein seltenes Ereigniß erzählenden Blätter, das die Volssage dem Andenken erhalten hat, liegen, die Feierlichkeiten einer Hochzeit beschreiben zu wollen, wie sie die Sitte der damaligen Zeit unter glücklichen Reichen gestattete, jeder denkende Leser kann sich ein eigenes, beliebiges Bild davon schaffen, nur die Vorstellung wollen wir anregen daß der wohlhabende Brauherr diesmal seine schwere Truhe geöffnet und in seinem Hause einen Zauber geschaffen hatte, wie er des Ehrentages des einzigen, geliebten Kindes würdig, wie er noch lange die Bewunderung der Gäste und nachbarlichen Bewohner war. Aber nicht allein in Ihrem Hause, sondern auch in einem unten am Packhof gelegenen Armenhause wurde Alles, Alt und Jung gespeis't, was früher gebräuchlich war, wenn eine Hochzeit statt fand. Auch reiche Geschenke hatten sich angesammelt, die wir nicht minder übergehen und von denen wir in Kürze nur desjenigen gedenken wollen und müssen, welches der Bräutigam der holden Braut verehrt hatte. Eine kunstreich gearbeitete, mit einem von edeln Steinen gleichsam durchwebten Kreuze versehene Goldkette, den Hals und Busen der reizenden Braut zu schmücken, ein paar prachtvolle Armbänder und zwei mit blitzenden Demanten verzierte Ringe vom feinsten Gold, machten den reichen Schmuck aus, welchen Herr Heinrich weither aus Nürnberg, wie verlautete, — ver-

schrieben, der schönen Braut verehrt hatte und welcher bestimmt war die beiden feierlichen Tage hindurch die Königin des Festes in der ihrem Reichthum angemessenen Pracht darzustellen. Der 6. Dezember lag, als die fröhlichen Hochzeitsgäste noch im Hause des Brauherrn Morgenstern an der Stephansbrücke schwärmten und bis tief in die Nacht hinein sich bei Tanz und Saitenspiel, bei Gesang und vollen Humpen in den reich dekorirten Prunkzimmern vergnügten, nur über wenig Stunden hinaus im Schlummer und sein heiteres Erwachen sollte das Signal zur Feier des hochzeitlichen Einzugs in Heinrichs Hause, am Knochenhauer-Ufer sein. Man wollte auch an diesem Tage kräftig und munter erscheinen, darum sollte der wohlthätige Schlaf die müd' und matten Glieder noch einige Stunden stärken und lustig und wohlgemuth schied man von einander. Es hatte eben 6 Uhr geschlagen, als der Brauherr Morgenstern am Morgen des 6ten Dezembers aus dem Schlafe erwachte und seiner lieben Hausfrau zurief: sie möge, wie er ebenfalls thun wolle, aufstehen und den Trägern, welche sich bald einfinden würden, um die Kisten und Spinden mit dem reichen Hausrath fortzuschaffen, einen Imbiß reichen, damit Alles recht flink und munter von statten gehe, da — ward es hell im festverschlossenen Schlafgemach, durch die mit schweren Laden verwahrten Fenster drang ein leichter Schein, der sich bald verlor, bald wiederholte und den besorgten Hausherrn

in Furcht und Schrecken setzte, weil er glaubte es brenne im Nachbarhause und könne auch sein Eigenthum gefährdet werden. Mit Jugendkraft sprang er aus dem warmen Bett, eilte zum nächsten Fenster und zog den eisernen Vorstecker aus der Kramme des Ladens, um hinausschauen zu können in die Straße, da warf ihm ein wüthender Sturm den schweren Laden ins Gesicht, ein Feuerstrom erhellte das noch dunkle Gemach und ein furchtbarer Donner rollte über das Haus hin.

„Ein Gewitter im Winter — sagte der Greis — zwar eine seltene Erscheinung aber doch nichts Unerhörtes! *) hörst du Mutter! wie es donnert und wie der Sturm heult und wie es wetterleuchtet? Na die Gewitter im Winter sind nicht gefährlich, bei uns nur ungewöhnlich!" Während seine Gattin aufstand, wollte Herr Morgenstern Licht anzünden und griff eben mit der einen Hand nach der Stelle, wo das Zündgeräth ordnungsmäßig seinen Platz hatte, da fielen die großen Trinkgläser von dem breiten Gesims über der Stubenthür auf die Diele des Zimmers herab, die Lampe kollerte auf dem breiten Tische hin und her

---

*) Diese wirkliche Erscheinung beschreibt der Chronist Vulpius mit den Worten: An. 1598 den 6ten Dezember früh nach 6 Uhr hat es gewetterleuchtet und ist ein Erdbeben gewesen, welches die Leute also bewegte, das etliche, so noch in Betten schlafen gelegen, davon aufgewachet, und die auf der Straße, davon umgefallen sind. Seite 192.

und der Brauherr mußte sich, um nicht zu fallen, an die Wand anlehnen, an welche er wie von einer unsichtbaren Macht geschoben war. Ein dumpfes rollendes Gedröhn ließ sich vernehmen und das Haus schien zu wanken. — Noch klirrten die Fenster, noch hörte man deutlich das ferne Brausen und Toben des sich nach und nach verziehenden Donners, da klopfte der Nachtwächter an das eine Fenster und rief aus angsterfüllter Brust: „seid Ihr munter Meister Morgenstern? das war ein Erdbeben; es muß irgendwo ein Haus oder ein Kirchthurm eingestürzt sein, denn es hat gewaltig geprasselt. Kleidet Euch an, denn man kann nicht wissen, was noch folgt."

Bald fanden sich, des heftigen Regens ohngeachtet, mehrere Nachbarn am Hause des Brauherrn ein und sprachen von dem fürchterlichen Naturereigniß und meinten gar frommgläubig, das sei ein warnendes Vorzeichen eines sich nahenden Unglücks, welches die Stadt oder einen Bewohner derselben treffen werde, und schwatzten nach Maßgabe des damals unter dem Volke herrschenden Aberglaubens, gar mancherlei Albernheiten, die der erfahrene Brauherr zwar mit anhörte, aber in seiner Seele verachtete, weil er ja wußte, daß von einer so ungewöhnlichen Naturerscheinung, einem Gewitter mitten im Winter, wohl auch eine Erschütterung des Erdballs die Ursachen sein mochte. Das Ereigniß ging ohne erhebliche Folgen vorüber und ein heiterer, das Gemüth zur Lust und Freude erhebender

Himmel begrüßte den nun bald herrannahenden Mittag. —

Auch der Einzug des neuen Ehepaares in das Haus des Herrn Heinrich Schmal am Knochenhauer-Ufer, mit seiner sinnig schönen Feier ging ohne Störung vorüber und Freude war das Losungszeichen aller dabei betheiligten Gäste. Gegen Mitternacht, als das Haus leer war von schwärmenden und lärmenden Nachbarn und Gefreunden, als Herr Schmal mit einer Kerze in der Hand nach dem Schlafgemach vorausgeschritten war, rief Barbara die treue Friedrike, ihre einzige Dienerin, zu sich und ließ sich entkleiden. Als Friedrike den goldnen, mit funkelnden Steinen besetzten Schmuck in die Hand nahm, betrachtete sie ihn lange gegen das Licht haltend und legte ihn seufzend bei Seite. Wie sollte sie nicht geseufzet haben, da sie ja der Schmuck und der endende Tag an die auch ihr bevorstehenden Hochzeitsfreuden denken machte! freilich konnte ihr der Maler einen solchen Schmuck, der leicht, dem Werthe nach, sein ganzes Vermögen übersteigen mochte, nicht bieten und warum sollte nicht auch ein kühner Wunsch einmal in der Seele des bescheidenen Mädchens, der ihr Schicksal mit der reichen Herrin vergleichenden Magd, auftauchen können? Barbara eilte dem geliebten Eheherrn nach und Friedrike schloß das Zimmer. — Das junge Ehepaar mußte lange geschlafen haben, denn das Wohnzimmer war, als sie am folgenden Morgen auf-

standen, reinlich gefegt und aufgeräumt und der Mittag brachte der Hausfrau die, nun ihr und dem Dienstmädchen ausschließend aufbewahrten Geschäfte in der Küche. Nach dem Essen dachte Barbara daran, ihre prachtvollen Brautkleider so wie den Schmuck und alle kostbaren Geschenke zu ordnen, die an den beiden Tagen für sie eingegangen und noch in den Kisten und Kasten der Eltern oder sonst nur lose bei Seite gelegt waren. Es mochte gegen 3 Uhr Nachmittags sein, als sie zu der eben ins Zimmer eintretenden Magd sagte: „Aber Friedrike! wo hast du denn nur gestern Abend meinen Schmuck hingethan? hab' ich doch gesucht und gesucht und kann ihn doch nirgends finden!" Die schöne Goldkette mit den Spangen und Ringen? frug Friedrike erschrocken. Nun ja doch, du hörst ja, meinen Brautschmuck! wo ist er denn? — Die Magd lief an die Fenster und Tische, zog alle Kasten und Schubladen in den Tischen und Schränken heraus und sagte endlich, als sie nirgend das Gesuchte fand, ganz kleinlaut zu Frau Barbara: „Gewiß wollen Sie mich erschrecken oder in Versuchung führen! hab' ich doch gestern Abend beim Auskleiden die schönen Kleinodien so säuberlich auf den kleinen Tisch hier unter dem Spiegel gelegt und weiß doch gewiß, daß heute noch niemand Fremdes im Zimmer gewesen ist; ach erschrecken Sie mich nur nicht!"

Frau Barbara, der Ehrlichkeit des im langen,

treuen Dienst geprüften Dienerin vertrauend, würde, wenn irgend eine Sache von Werth gefehlt hätte, es dennoch haben bewenden lassen, um nur Friedrike nicht zu verdächtigen, hier aber glaubte sie theils wegen des sehr werthvollen Gegenstandes, theils wegen der Eigenschaft des Schmuckes als bräutliches Hochzeitgeschenk, durchaus nicht schweigen zu dürfen, sie rief ihren im Nebenzimmer schreibenden Eheherrn und machte ihn mit dem Vermissen der Pretiosen bekannt, vielleicht weil sie auch glaubte, Heinrich könne einen Scherz getrieben und dieselben an sich genommen haben. Bei dem Ernst, welchen indeß Herr Heinrich Schmal auf die ihm gemachte Entdeckung zeigte, schwand eine solche Vermuthung und es ward unter dessen Beihülfe nochmals eine genaue und durchgreifende Untersuchung gehalten. Man überlegte was zu thun, sann nach und frug sich einander, wer den Vor- oder Nachmittag im Zimmer gewesen sei und kam so zu der Gewißheit, daß eine fremde Person den ganzen Tag über das Zimmer nicht bischritten habe, denn Friedrike versicherte, daß, ehe Frau Barbara am Morgen aufgestanden, kein Mensch bei ihr, und letztere wußte genau, daß, seitdem sie aus dem Zimmer nach der Küche ab und zugegangen, keine lebende Seele außer ihr, ihrem Gatten und Friedrike im Hause gewesen war. Frau Barbara rannte in der Bestürzung zu den Eltern, um sich Rath zu holen, Heinrich aber stellte inzwischen noch ein strenges Exa-

men mit der einzigen Magd, Friedrike an. Der Brauherr und seine Ehegenossin riethen zu einer nochmaligen Durchsuchung des ganzen Zimmers und machten sich beide zugleich auf, um mit Ruhe und Besonnenheit die so hochwichtige Durchsuchung zu leiten; Niemand, selbst Herr Heinrich mochte gern das Dienstmädchen Friedrike verdächtigen, welche Barbara's Eltern nur bedauerten und von jeder Schuld freisprachen. Aber was half alles fernere Suchen? Der Schmuck war — soviel stand jetzt fest — nicht mehr im Hause, vielmehr gestohlen.

Als Heinrich Hut und Stock nahm, um der Obrigkeit Anzeige zu machen, erblaßte die Magd Friedrike und antwortete auf den, von diesem ihr gemachten Vorwurf, daß die Sache auf sich beruhen solle, wenn sie die That bekenne und die Kleinodien herbeischaffe, daß sie unschuldig sei, daß man von Seiten der Obrigkeit gewiß aber nur sie allein verdächtigen werde und sagte: ich bin ein armes Mädchen und muß mir Alles gefallen lassen, aber ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes und weiß, daß er die Unschuld nicht sinken läßt und wenn die Sonne zu Mitternacht aufgehen sollte!" — Heinrich begab sich, ehe er zur Obrigkeit ging, in die Wohnung des Malers Sommerweiß, um zu hören, ob derselbe etwa am Morgen bei seiner Verlobten Friedrike gewesen sei, er traf ihn aber nicht und erfuhr von seinem Hauswirth, daß er schon am frühen Morgen fort

und noch nicht zurückgekehrt sei. Konnte nicht — so drang sich dem, nach jeder Spur eines Verdachts Spähenden die Frage auf — Sommerweiß, sei es nun mit oder ohne Hilfe Friedrikens, den Schmuck gestohlen und bereits fort aus der Stadt getragen, ihn irgendwo verborgen oder in die vertraute Hand eines Helfers gelegt haben? Die Obrigkeit, bei der er nun Anzeige machte, fand unter den, ihr mitgetheilten Umständen, den Verdacht wider die Magd Friedrike überall wohl begründet; zwei Schöppen begaben sich ohne Verzug, mit dem Gerichtsschreiber und einem Büttel in die Wohnung des Herrn Heinrich Schmal und begannen eine nochmalige Durchsuchung, sowie eine scharfe Vernehmung der unglücklichen Magd. Da diese aber beharrlich läugnete und das Suchen kein Resultat lieferte, so wurde das Mädchen verhaftet und ins Gefängniß, genannt der Bohnensack im Rathhause, gebracht. Als sie auch am folgenden Tage beim Läugnen verblieb, drohte man ihr mit der Folter; doch kein gütliches, kein ernstliches Zureden, keine Drohung half, selbst das Vorzeigen der furchtbaren Marter-Instrumente machte keinen Eindruck auf die Dirne, welche zwar nicht läugnen konnte, daß am Morgen des vorhergehenden Tages außer ihr Niemand im Zimmer gewesen sei, dennoch aber die That des Diebstahls fortwährend in Abrede stellte. Auch der Maler Sommerweiß wurde aus seiner Wohnung herbeigeholt, entging aber der Haft

und jedem Verdachte dadurch, daß er sich auf zwei glaubwürdige Männer berief, mit denen er am vergangenen Morgen von seiner Wohnung aus fortgegangen und bis zum Mittag nicht von ihrer Seite gekommen sei.

Jetzt schien die Tortur das einzige, sichere Mittel, den Trotz der verstockten Dirne zu beugen und ein Bekenntniß der Wahrheit zu erlangen. Sie ward nun in die Marterkammer geführt, wo man ihr nochmals die künstlich geformten, auf alle Glieder des menschlichen Körpers sinnreich angepaßten Werkzeuge Stück für Stück vorzeigte und sie mit ihrer Anwendung und den höllischen Schmerzen bekannt machte, die eine solche Anwendung zur Folge habe. — Friedrike blieb unerschüttert, stand zwar bleich und zitternd vor dem scheußlichen Geräth und den vollziehenden Schergen der peinlichen Gerechtigkeit, blieb aber bei der Behauptung ihrer Unschuld und sagte: Gott, der gerechte und barmherzige Richter wird die Unschuld nicht zu Schanden werden lassen, ihm nur vertrau' ich! Jetzt war die Geduld der Richter erschöpft; auf ein gegebenes Zeichen faßten zwei Henkersknechte des Mädchens Hände und schraubten ihre Daumen in eine eiserne Hülse so kunstgerecht, daß die Spitzen der Nägel gerade in die Tiefe der hohlen Formen paßten, dann drehten sie, während ein Dritter die Wankende festhielt, die Schrauben so langsam fester und fester, daß das Blut aus der Haut quoll und ließen mit

dieser teuflischen Marter auch dann nicht nach, als die Dirne mit dem Ausruf: „Ja, ich will gestehen, ich bin die Diebin!" in Ohnmacht sank. Der, diese Execution leitende Richter, ließ ihr nun die Daumschrauben abnehmen, und befahl, wenn ihr wieder wohl sei, sie vor die Gerichtsschranken zu bringen. Dort ward ein kurzes Bekenntniß niedergeschrieben und als dies geschehen, führte man sie in Herrn Heinrich Schmals Wohnhaus, um den Versteck zu zeigen, wo sie den Schmuck verborgen habe.

Es war für jeden gefühlvollen Zuschauer ein herzzerreißender Anblick, als das unglückliche Mädchen über den Johanniskirchhof, durch die Johannisbergstraße nach dem Knochenhauer-Ufer in das Schmal'sche Haus geführt wurde, das Volk drängte, so daß die Frohnen nur Schritt vor Schritt fortgehen konnten und selbst vor dem Hause wartete ein Haufe Gesindel des Erfolgs. Im untern Wohnzimmer wurde die Inquisition fortgesetzt, Friedrike war aber so zerstreut, von Furcht und Schrecken so befangen, daß man ihr jede nöthige Erklärung abfragen und nur aus dem „ja und nein" ihre Antworten folgern mußte. Auf die Frage: wo sich der Schmuck denn nun befinde? starrte sie ihre Richter lange an und die Sprache schien ihr zu versagen, dann aber zeigte sie mit der blutigen Hand nach der Thür. —

Also draußen hast du ihn verborgen? frug der Richter — vielleicht im Keller? Friedrike nickte,

worauf man sie zur Thür des Zimmers hinaus nach dem Hausflur führte. Als man mit ihr in die Tiefe des Kellers hinabsteigen wollte, schrie sie plötzlich laut auf: nein, nein, oben! und deutete nach einer nahen Treppe, die bis zum Boden hinauf führte. „Ganz oben, unter dem Dache vielleicht?“ frug der Richter wieder, und die Unglückliche nickte abermals bejahend.

So zog nun gleichsam im Triumphe das ganze Gerichtsgefolge Herr Hein. Schmal mit seiner Ehegenossin, ein Haufe neugieriger Nachbarn und was sonst im Hause Leben und Beine hatte, selbst der schwarze Hauskater und der stolze, hochbeinige Rabe nicht ausgenommen, die vielen Treppen hinauf und bildete auf dem düstern, nur durch zwei offene Windluken etwas erleuchtetem Boden, eine gar wunderbar gemischte Gesellschaft.

Nun sag, verstockte Dirne! redete der feiste, vom ungewohnten Treppensteigen ermüdete, kaum noch des Athmens fähige Richter ziemlich unwillig, die Magd an — „wo hast du den Schmuck hingesteckt? Glaubst du der Folter zu entgehen, wenn du bei ihrer Anwendung gestehst und dann später widerrufst oder wie ein Lamm vor dem Wolfe stehst? Zeig die Stelle, wo die Kleinodien liegen, oder hol' sie selbst herbei! denn wo du sie hingethan hast, wirst du sie auch wieder wegnehmen können!

Friedrike stand von den Frohnen gehalten, einige Minuten lang sprachlos und in sich gekehrt da, gleich-

sam unentschlossen und überlegend, was sie thun möchte, plötzlich sahe sie nach dem, durch die Dachluke hereinschimmerden, von der Sonne wunderbar hell erleuchteten Himmel, hob die Hände, wie zum gläubig frommen Gebet andächtig gefaltet empor und sagte mit leiser, aber vernehmbar feierlicher Stimme: „Du Gott der Gerechtigkeit, erbarme Dich der Unschuld! gieb diesen Leuten ein Zeichen, daß sie menschlich und mit Vernunft richten und meinen guten Ruf, das schönste Kleinod, das ich besitze, achten!"

Und siehe, der Herr erhörte die fromme Maid! denn ein Zeichen geschahe, dessen die ganze gemischte Gesellschaft mit Verwunderung gewahrte; noch ehe die, so arger Frevelthat verdächtige Magd die Hände zum Entfalten an sich zog, entstand hoch neben dem Schornstein ein seltenes Geräusch und eine Taube, weiß wie frisch gefallener Schnee, flog herab, zu der offenen Dachluke hinaus und setzte sich auf das, von der Sonne überstrahlte Dach des nahen Nachbarhauses. Sei es nun, daß die Taube — die vielleicht da oben genistet — beim raschen Auf- und Fortfliegen etwas Holz oder anderes Gerülle losgerissen hatte, welches herab und hinter den Schornstein zu Boden gefallen war, oder hatte die laute Aeußerung der allgemeinen Bewunderung, die sich wie ein einziger dumpfer Laut aus allen Kehlen rang, die unsichtbaren Bewohner des Bodenraums aufgeschreckt, genug gerade in demselben Augenblick,

wo man die Taube davon fliegen sah, sprang mit gewaltigem Sätzen hinter dem dunkeln Zwischenraume neben der Feuermauer, die alte Hauskatze hervor und, schleppte hinter sich die lange glänzende Goldkette, welche zum verlorenen Schmuck gehörte, nach. Damit war aber das seltsame Schicksalsspiel noch nicht zu Ende; denn kaum war das Kätzlein fort und hatte die Kette hinter sich liegen lassen, als Jakob, der alte Hausrabe, der Jedem im Hause gern nachtrollte und so instinktgemäß mit der Gesellschaft auf den Boden gelaufen war, näher hüpfte, mit dem Schnabel die Kette faßte und damit bei Seite humpelte. Wie Schuppen fiel es allen Zuschauern von den umnebelten Augen, Frau Barbara riß dem diebischen Raben den Schmuck aus dem Schnabel, umarmte die schuldlose, schwergeprüpfte treue Magd und konnte lange vor Schmerz und Wehmuth nicht sprechen. —

Ich begreife den ganzen Inhalt des unseeligen Räthsels, sagte der Richter zu den freudig staunenden Anwesenden; denn Niemand wird länger zweifeln, daß der Rabe, dessen Geschlecht bekanntlich alles Glänzende liebt, der Dieb sei und seinen Raub hinter den Schornstein getragen habe, wo zufällig auch die Katze zuweilen ihr Lager hat! So war es. Man fand hinter dem Schornsteine alle übrigen Kleinodien und die Unschuld der redlichen, treuen Magd war gerettet. Aber wunderbar war es, daß ein weißes Täubchen,

das Sinnbild der Unschuld und Treue, gerade in dem Augenblicke, wo Friedrike in der größten, entsetzlichsten Noth gläubig zum Vater der Barmherzigkeit betete, über jenem Verstecke auffliegen und so, unmittelbar die Retterin in der Hand der waltenden Vorsehung werden mußte. Niemand freute sich mehr, als der brave Brauherr, welcher am Abende jenes Tages den Maler zu sich einlud und diesem und seiner Verlobten, der treuen Magd Friedrike, ein Fest gab, woran auch Barbara und ihr Eheherr Theil nahmen, von denen allen am Schluß des Mahls die unschuldige Dulderin reichlich beschenkt ward. Noch ehe die fröhlichen Zecher von der Tafel aufstanden, sagte der alte Brauherr: Ich wußte es lange, daß Friedrike unschuldig war und würde, wenn sich auch das dunkle Geheimniß nicht enthüllt hätte, nimmer zugegeben haben, daß man der Unglücklichen die Marterwerkzeuge nochmals angelegt hätte. Seht, Kinder! fuhr er im feierlich, begeisterten Tone fort —; mir träumte gestern: Vor meinem Hause ständen viele, viele Menschen und schauten verwundert zum Himmel und als ich hinausfrug, was denn zu sehen sei? da sagte man mir, ich solle herauskommen; und ich ging nun hinaus und sahe gerade über meinem Hause zwei Sonnen, eine goldig und hell strahlend, die andere blutigroth; und die Sonnen hatten im Kern menschliche Gesichter, und in dem Gesicht der blutigrothen Sonne erkannte ich deutlich das Gesicht Friedrikens. Und wie ich mit

vielen, vielen Leuten so die beiden Sonnen betrachtete, da rückten diese sich immer näher und näher, bis sie endlich gleichsam in einander schwammen und sich zu einer einzigen, goldig und hell strahlenden Sonne gestalteten. Seht! war das wohl nicht ein Zeichen von Friedrikens Unschuld, die immer so fleckenlos und sonnenrein in meinem Hause gedient hat? —

Von dieser Zeit an nannte Herr Morgenstern sein Haus auf der Stephansbrücke „zur goldenen Sonne," das Schmal'sche Haus am Knochenhauer-Ufer hieß „der schwarze Rabe," und da jene Taube ins Nachbarhaus gehörte, so nannte der damalige Besitzer dasselbe „die weiße Taube."

Der goldene Kopf und das Hühnernest, in der Katharinenstraße zu Magdeburg.

I.

Wenn schon die Magdeburger mit dem Erzbischof Albert II., welcher von 1368 bis 1370 regierte und in diesem letzten Jahre freiwillig resignirte, im allgemeinen nicht zufrieden waren, so herrschte doch unter seiner Regierung ein Wohlstand in der Stadt, der die Bürger nicht selten zu kühnen Anmaßungen stachelte; sie lagen deßhalb fast immer mit dem Erzbischof in argem Hader und Streit und ruheten nicht eher, bis er des Lebens unter ihnen überdrüssig seiner Würde entsagte und Stadt und Erzbisthum quittirte. Seine größte Schuld bestand darin, daß er sich auf Kosten des Erzbisthums zu bereichern suchte, das Land in Schulden brachte und eine ungemessene Prachtliebe und Verschwendung nicht zügeln mochte. Als er sich aus Magdeburg fortmachte, führte er eine große

Menge von Schätzen, viele Reliquien und seltene Kostbarkeiten aus dem Dom, unter andern den Finger der heiligen Catharina, ein Stück von der Moritzfahne, einen Theil vom Haupte des heiligen Sebastian, ein Stück vom Arme des Apostels Philippus, das Haupt der heiligen Felicitas, den halben Leib des heiligen Viktorin und überdem ein Kreuz von gediegenem Golde mit sich, in welchem sich ein Splitter aus dem Kreuze Christi gar künstlich eingelegt befand.

Jedermann freute sich, den habsüchtigen und kirchenräuberischen Fürsten fortziehen zu sehen, Niemand aber hatte den Muth oder dachte daran, ihm die geraubten Kirchenschätze zu entreißen. Es war, als ob mit der Entfernung der heiligen Reliquien aller Segen aus Magdeburg gewichen wäre, denn zu der damals schon furchtbar ihre Geißel schwingenden Theuerung, welche eine wahre Hungersnoth herbeiführte, gesellte sich noch eine pestartige Krankheit, welche Furcht und Entsetzen unter den Bewohnern verbreitete. Als Albert mit den geraubten Schätzen die Grenze von Böhmen, seinem Vaterlande, überschritten hatte, ruhete er zum Erstenmale in einem kleinen Dorfe aus, um sich, nun sicher vor jeder etwaigen Verfolgung haltend, von den ungewohnten Strapatzen der Reise zu erholen. In einer gar armseligen Herberge an der Heerstraße saß er eines Abends müde und sinnend vor einem großen Eichentische der unheimlichen Gaststube und ließ von seinen beiden Dienern — denn er hatte die

Schätze schon vorausgeschickt — einen hölzernen Kasten vor sich hinstellen, unter dessen Last die alte wurmstichige Möbel fast zusammenzubrechen droh'te. Er mochte Anfangs wohl geglaubt haben, hier der einzige fremde Gast zu sein und ertheilte eben seinen Leuten die nöthigen Befehle zu der bald fortzusetzenden Weiterreise, als sich hinter dem ungeheuren Stubenofen drei Gestalten erhoben, die sich durch ihr abschreckendes Aeußere eben nicht als wünschenswerthe Gefährten ankündigten. Ein großer, starker Mann in den Vierziger Jahren, mit einem langen und breiten Schwerte um die Hüften, richtete sich auf und befahl in einem rauhen, hochfahrenden Tone seinen beiden, eben so bewaffneten Begleitern, die Geldsäcke herbeizubringen und die schon abgezählten Summen, das Gold von den Silbermünzen geschieden, auf dem Tische auszubreiten. Als er näher zu dem Tische trat, vor welchem der vormalige Erzbischof Albert in Gedanken vertieft saß, versuchte er die vor demselben stehende hölzerne Truhe auf die Seite zu schieben, war aber nicht wenig erstaunt, als er dieselbe von einer solchen Schwere fand, daß er sie mit aller Anstrengung kaum fortbewegen konnte. Sei es, daß der Fürst den Mann nicht kannte und, ihn mit seinen Gesellen für einen Räuber haltend, ihn fürchtete oder ihn eine solche Furcht befiel, weil er ihn als einen Magdeburger erkannte und in ihm seinen Feind zu erblicken glaubte; genug, Albert erschrak bei dem Geschäft,

welches der Unbekannte begann, so heftig, daß er an allen Gliedern zitterte und kein Wort zu sprechen vermochte.

„Ei, willkommen Herr Landsmann!" redete ihn der Fremde im vertraulichen Tone an; „Euer Gnaden scheinen in Handelsgeschäften zu reisen, seit Sie das inkommode Pallium abgeworfen und den Magdeburgern Valet gesagt haben! Wo soll denn die Reise hingehen mit dem schweren Bündel, das gewiß einen Inhalt faßt, mit welchem ein großer Theil der Noth in der guten Stadt gemildert werden könnte?"

„Ich kenne Euch nicht, mein Freund!" rang endlich der Erzbischof aus der schwer beklommenen Brust; „Ihr seid doch kein Magdeburger?" „Wohl bin ich ein solcher," erwiederte der Gefragte, „und treibe mich mit schweren Sorgen um das Wohl meiner armen Mitbürger im fernen Auslande umher. Seht, gnädiger Herr! ich bin der Getraidehändler Martin Haupt und wohne in dem Hause mit den hohen und breiten steinernen Stufen nicht weit von der Catharinenkirche, welches Ihr seiner fremdartigen Bauart halber, gewiß irgend einmal betrachtet haben werdet. Böhmen ist meine Kornkammer und hat schon manchen Goldfuchs aus meinem Stalle geholt, dafür aber auch schöne Waare geliefert, damit die Magdeburger sich sättigen können."

Albert schien sich über diese Antwort nach gerade nicht zu freuen, denn Martin Haupt stand zu

Magdeburg in einem schlimmen Rufe. Er galt für einen der reichsten Bewohner aber auch für einen der geizigsten und grausamsten Wucherer. Man erzählte sich dort: er besitze des Goldes und Silbers so viel, daß er es nicht zu zählen, sondern über Scheffel und Metze zu messen pflege, wie man in neuerer Zeit allenfalls bei einem Schnapshändler zu sehen gewohnt ist; ja, der Aberglaube jener finstern Zeit erkannte ihn im Bunde mit dem Bösen, weil er sich den ungeheuren Reichthum desselben nicht zu erklären wußte. Martin Haupt war aber auch ein schlauer Kopf und bei sich ihm darbietenden Gelegenheiten stets gefaßt seinen Vortheil wahrzunehmen. Die große Verlegenheit des flüchtigen Erzbischofs erschien ihm verdächtig und nicht ohne Grund vermuthete er, daß die schwere Truhe einen geraubten Kirchenschatz enthalte, dessen Besitz jenen in Furcht und Angst setzen müsse. Auf die sichtbare Angst und Gewissensunruhe Alberts bau'te er sofort einen gar listigen Plan.

Hört! sagte er zu dem sich vergeblich nach seinen Dienern umsehenden Fürsten, Ihr scheint mit dem Inhalte dieser Truhe, den ich seiner Schwere nach errathen kann, ein gutes Geschäft gemacht zu haben und möget froh sein, daß Ihr die Grenze glücklich überschritten habt! Glaubt aber nicht, daß Ihr in Sicherheit seid denn hier gilt mein Kommandowort mehr, als Euer fürstliches Ansehen. Enthält diese Truhe einen — verzeiht mir den harten Ausdruck!

—geraubten Kirchenschatz, wohl gar eine heilige Reliquie aus dem Magdeburger Dom, so lege ich im Namen aller meiner Mitbürger einen gerechten Beschlag darauf und fordere Euch mit aller Achtung für Eure Person, zur Zurückgabe auf. Ich werde Euch quittiren und Ihr möget dann Eures Weges weiter ziehen! So streng und hart, so gebieterisch und anmaßend stolz sich sonst der Fürst als Erzbischof gegen die Magdeburger gezeigt hatte, so wunderbar kleinmüthig und verzagt benahm er sich dem unverschämten Kornhändler gegenüber. Er bekannte demselben, daß die Truhe ein schweres Kreuz von gediegenem Golde enthalte und fing an mit dem Wucherer, dessen eigennützige Absichten er durchschau'te, zu unterhandeln und überließ ihm das Kreuz für tausend Mark mit dem beigegebenen Versprechen, den Handel Niemandem zu offenbaren. Martin Haupt hatte einen guten Kauf gemacht, da das Kreuz einen bei weitem höhern Werth hatte und er nicht zweifelte, von den Magdeburgern den wahren Goldwerth fordern und erhalten zu dürfen. Er hatte sich jedoch dießmal mit seiner Spekulation verrechnet, denn in Magdeburg herrschten Noth und Verzweiflung wegen der noch fortdauernden beispiellosen Theuerung und Haupt mußte die kostbare Reliquie behalten. Stolz im Besitz eines so werthvollen Schatzes zu sein, gelobte der Wucherer, da er besonders durch den billigen Ankauf von Getreide in Böhmen, seine Reichthümer außerordentlich vermehrt sahe, das

goldene Kreuz zu benutzen und mit irgend einem sinnbildlichen Zeichen, welches er daraus fertigen lassen konnte, sein schönes Haus zu schmücken, denn wenn er schon, wie alle Reichen, geizig und gewinnsüchtig war, so machte ihm der Gedanke, sein Haus mit einer Zierde geschmückt zu sehen, die ihm keiner seiner Mitbürger nachmachen konnte, doch eine zu große Freude, als daß er den Goldklumpen für Gold oder Silbermünzen, die er in Ueberfluß besaß, hätte veräußern mögen. Lange überlegte er, in welcher Form er das starke goldene Kreuz umwandeln sollte, da es als Kreuz zu sinnlich auf den Kirchenraub hingedeutet haben würde und gewiß jeder Vorübergehende ihm deßhalb eher geflucht als das kostbare Symbol bewundert hätte, bis er endlich beschloß, einen menschlichen Kopf daraus fertigen und denselben an seinem Palast prangen zu lassen. Der Kopf dünkte ihm um deßwillen das passendste Zeichen zu sein, weil sein Name „Haupt" ein solches Aushängeschild rechtfertigte, vorzüglich aber weil er seinen Kopf als den Sitz aller seiner Spekulationen und Pläne betrachtete, mit welchen es ihm viele Jahre lang gelungen war, ein unermeßliches Vermögen zu erwerben. Eines Tags nahm er das große, schwere Kreuz aus der Truhe und hatte in der Betrachtung desselben, beim Hin- und Herschieben, den Splitter von schwarzen Ebenholz herausfallen lassen, dessen sich alsbald sein einziger kleiner Sohn und Liebling als eines willkommenen Spielzeugs bemäch-

tigte. Das Kind rannte mit dem Splitter auf die Straße und mochte ihn entweder aus Unachtsamkeit oder im Spiel mit andern Knaben verloren haben, denn soviel sich auch der Vater Mühe gab, denselben wieder aufzufinden, er war und blieb verloren. Etwa 8 Tage darauf brachte ihn der dem Getreidehändler schief über wohnende Joseph Proscinsky, ein verarmter Goldschmied und machte jenem den Antrag, ihm das goldene Kreuz in eine ihm beliebige Form gegen Ueberlassung des schwarzen Holzsplitters umzuarbeiten. Nichts konnte dem Martin Haupt, der nur ungern Geld ausgab, erwünschter kommen, denn das einfache Stück Holz hatte für ihn keinen Werth und er hatte es nur darum wieder zu erlangen gesucht, um es irgend einmal, als den wesendlichen Theil einer heiligen Reliquie, dem Erzbischof für den Dom anzubieten und dafür einen guten Lohn oder irgend einen andern Vortheil zu erzielen. Die Verarbeitung des großen massiven Goldkreuzes zu einem menschlichen Kopfe erforderte, wie er von mehreren Goldarbeitern, bei denen er deßhalb Nachfrage gehalten, erfahren hatte, einen so erheblichen Kostenaufwand, daß er sich bisher aus Geiz zu einem Ackord darüber nicht hatte entschließen können. Er war daher eben so hoch erfreut als erstaunt, wie er das Anerbieten des, seiner Meinung nach, einfältig frommen Proscinsky vernahm und händigte demselben, als nach einiger Zeit der goldene Kopf fertig und, über alle Erwartung, vortrefflich gelungen war,

den Splitter ein. Der arme Goldschmied war ein eben so ehrlicher Mann als erfahrener Künstler und hatte den Kopf mit soviel Zierde und Glanz ausgearbeitet, daß jeder Vorübergehende verwundert stehen blieb und durch unwillkührliche laute Beifallsäußerungen die Vortrefflichkeit des kostbaren Kunstwerks anerkannte. So oft die Sonne mit ihren Strahlen den goldenen Kopf beleuchtete, war es, als ob sie ihr eigenes majestätisches Bild abspiegele und absichtlich recht lange an dem Martin Hauptischen Hause verweile. Die feurigen Augen des schönen männlichen Kopfes blickten aus den mattgearbeiteten etwas vorstehenden Brauen so kühn und versengend auf die Vorübergehenden, daß man nur Augenblicke lang die durchbohrenden Gluthstrahlen zu betrachten vermochte. Haupt fühlte sich glücklich in der seinem ungemessenen Geldstolze schmeichelnden allgemeinen Huldigung, welche man dem goldenen Kopfe darbrachte, und that zum Erstenmale seinem übernatürlichen Geize Gewalt an, indem er dem Erzbischof, welcher dem Skandal ein Ende machen und den Kopf für eine sehr hohe Summe kaufen wollte, den Kauf abschlug. Man hätte meinen sollen, bei der Freude über das kostbare Symbol werde der Getreidehändler seinen beispiellosen Geiz und Wuchersinn, wenn auch nicht ganz aufgeben, doch mindestens mildern, allein seit der goldene Kopf an seinem Hause prangte, schienen sich diese bösen Leidenschaften nur um so mehr zu steigern. Die Noth war groß in

Magdeburg, der wohlhabende Bürger durfte es am Abend nicht wagen, allein und ohne Waffen auszugeh en, weil das arme Volk in großen Haufen umherlief, in die Häuser einbrach und die heimkehrenden Bürger auf den Straßen beraubte. Martin Haupt, schon selbst ein verwegener und riesenstarker Mann, ging nur immer von zwei oder drei bewaffneten, handfesten Knechten begleitet über die Straße, und sein mit Gold und Silber reich gefülltes Haus war vor jedem Frevel sicher; man fürchtete es, wie die Höhle eines Löwen, der mit vorgestreckten Klauen im Eingange liegt und seine Jungen bewacht. Diese Furcht brachte einzig und allein der goldene Kopf hervor, der, wie man sagte und gar häufig gesehen haben wollte, des Abends und des Nachts ein so glühendes Feuer ausströmte, daß es Niemand unter demselben hinwegzugehen wagte, ja man erzählte sich, bemerkt zu haben, daß, so oft sich Jemand bei Nachtzeit dem Hause genahet habe, Feuerfunken herabfallen und in furchtbare Gestalten verwandelt, vor dem Hause umhergewandelt wären. Jedermann haßte daher den reichen, stolzen und geizigen Wucherer, der — wie heut zu Tage mancher reiche Schnapshändler — sein Geld über den Scheffel maß, aber Niemand konnte ihn entbehren, denn seine ungeheuern Speicher und Böden waren stets mit großen Lasten Getreide angefüllt, welches, wenn in der Stadt alle Vorräthe aufgezehrt und keine Mittel, den dringenden Bedürfnissen abzu-

helfen mehr vorhanden waren, für enorme Preise gekauft und womit immer auf eine längere Zeit der fortschreitenden Hungersnoth gesteuert ward. Haupt hatte außer seiner Liebe zum Reichthum, außer seiner Freude am Gelde und an dem, an seinem Hause prangenden goldenen Kopfe keine Leidenschaften, wohl aber übte er eine rühmliche Pflicht, welche darin bestand, daß er seinen Sohn Paul — sein einziges Kind, denn seine Gattin lebte nicht mehr — im Verhältniß zu den damaligen Grenzen seines bürgerlichen Standes zu hoch und vornehm erziehen ließ. Da er, wegen seiner Handelsgeschäfte nur selten in Magdeburg und faßt immer auswärts war, so hatte er den Knaben in seinem 12ten Lebensjahre zu seinem Bruder nach Prag gethan, wo ihn dieser, ein unbeweibter schon bejahrter Kriegsmann in allen gelehrten Wissenschaften und ritterlichen Künsten sorgfältig unterrichten ließ. Als Paul 15 Jahre alt war, kehrte er nach Magdeburg, an Geist und Körper ein stattlicher Jüngling, eher einem adlichen, Junker als dem bürgerlichen Sohne eines wuchernden Getreidehändlers ähnlich, zurück.

Aber wie hätte es dem ritterlichen Jünglinge in dem Hause seines Vaters, eines, wie er bald wahrnahm, allgemein verhaßten Wucherers, der zwar der reichste aber gewiß auch der schlechteste Bürger sein mußte, weil ihn alle seine Mitbürger verachteten, gefallen mögen?

Die trüben Jahre der Hungersnoth und der pestartigen Seuchen waren vorüber, Martin Haupt war für Magdeburg eine entbehrliche Möbel geworden, deren man sich recht bald zu entledigen suchte. Täglich ward der goldne Kopf vom rohen Pöbel beschimpft und verunreinigt und Paul suchte den Vater zu überreden, das die Erinnerung an einen Kirchenraub bergende Denkmal einer schmachvollen Zeit vom Hause zu nehmen und der Kirche als ihr rechtmäßiges Eigenthum zurückzugeben, seine Bemühungen hatten aber nur den traurigen Erfolg, daß er sich den Unwillen des harten und in seinem Geldstolze völlig verblendeten auf keine vernünftige Vorstellung achtenden Vaters zuzog.

Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes zu Magdeburg erlebte der junge Paul ein Ereigniß, das seinem, bei allen Bewohnern verhaßten Vater, deren Achtung und Liebe wieder hätte erwerben können, wenn er in christlichen Gesinnungen gegen seine Mitmenschen gehandelt hätte, welches aber sein schmachvolles Ende herbeiführte. In Folge einer großen, sich weit verbreitenden Ueberschwemmung und der dadurch gänzlich verwüsteten Ländereien trat plötzlich wieder ein höchst fühlbarer Getreidemangel ein. Martin Haupt, dessen ungeheuere Getreidespeicher und Kornböden, wie man wußte, noch voll waren, wurde von den Bürgern und der Obrigkeit aufgefordert, zur Linderung der großen Noth seine Vorrathskammern zu öffnen und das Ge-

treide für den zwar enorm hohen Preis, welchen es damals hatte, aber ein Jahr lang auf Kredit der Stadt zu überlassen, er lehnte jedoch, immer noch höhere Preise erwartend, den Antrag ab und konnte, vom Schimmer des Goldes geblendet und vom Geize zu einem Steine verhärtet, weder durch vernünftiges Zureden noch durch ernste Drohungen zum Nachgeben bewogen werden.

An einem Sonntage, gegen Mittag, als gerade das Volk aus den Kirchen nach Hause ging, und mancher Familienvater nicht wußte, wovon er mit Weib und Kinder den wüthenden Hunger stillen, woher er Geld nehmen sollte, um nur ein Brod für seine weinenden Kleinen zu kaufen, um zum wenigsten diese sättigen zu können, saß Martin Haupt vor einem gewaltigen Tische von gebohntem Eichenholz, als Paul, welcher dem Gottesdienste beigewohnt hatte, ängstlich und leichenblaß ins Zimmer stürzte und ihm zurief: „Vater! um Gottes Willen rettet Euch! gebt mir die Schlüsseln zu den Getreideböden! das Volk steht, wie eine graue Wetterwolke, drohend am Krökenthore, und hat es in seiner rasenden Verzweiflung gewiß auf Erstürmung und Zerstörung Eures Hauses, auf Plünderung, wohl gar auf Eure Ermordung abgesehen! Zwar hab' ich Euern Namen nicht nennen gehört, doch können die furchtbaren Schimpf- und Drohreden, womit sie von dem alten Wucherer und Getreide-Juden sprechen, den sie in seinem Raubnest

überfallen und an welchem sie wegen Gegenwart und Vergangenheit fürchterliche Rache üben wollen, nur gegen Euch gerichtet sein! Geht, eilt zum nächsten Nachbar, der Euch für eine Handvoll Goldstücke gewiß eine Zeitlang aufnehmen und verbergen wird, und laßt mich mit den Schlüsseln zu den Vorrathskammern hier! Ich bin den Magdeburgern fremd und hoffe mit ihnen fertig zu werden!"

Wer hätte denken sollen, daß der graue Sünder die vernünftigen Vorstellungen und kindlichen Bitten seines Sohnes überhören, und den wohlgemeinten Rath unbeachtet lassen würde? Aber so ist es noch heutigen Tages mit dem Geize, er ist die Wurzel alles Bösen, das aus derselben so lange wuchernd heraus- und emporwächst, bis es das geblendete Opfer mit seinen starken Aesten und Zweigen umschlingt und endlich vom Sturme herausgerissen, aus dem lockeren Boden von dem glänzenden Goldberge in einen schaudervollen Abgrund geschleudert wird. Der Geizige zittert vor Habsucht, wenn er sich von einem Millionentheile seines zusammengescharrten Vermögens trennen soll und hält seinen übermüthigen Trotz, mit welchem er die sich heranwelzende Gefahr verachtet, für einen rühmlichen Heldenmuth, für eine Stärke des Geistes, mit welcher er von jeher seinen Mitbürgern überlegen gewesen und welche die Quelle seines Reichthums ist. — Auch in unseren Tagen giebt es solche starke Geister, die lieber ihre Vorräthe von den Würmern fressen

als sie um einen mäßigen Preis oder gegen Kredit der Armuth verabfolgen lassen. Wehe ihnen, wenn die Sklaven der Noth und Armuth ihre Ketten brechen und mit den Waffen der Verzweiflung ihre Rechte erkämpfen, die sie auf dem Wege zur blinden Justitia nimmermehr gefunden haben würden, denn diese Rechte sind der Inbegriff des summum jus, welches die strenge Göttin mit dem Schilde der summa injuria, abweiset. — Doch wir kehren in das Haus zum goldenen Kopfe zurück. Der Wucherer Haupt lachte der Aengstlichkeit seines Sohnes, rief seine treuen und handfesten Knechte und zeigte nach dem gold'nen Symbol über seiner Hausthür, welches ihm Achtung und Ruhe verbürge. Doch dießmal hatte sich der kluge Spekulant verrechnet, seine Stunde hatte geschlagen. Noch saß er, seine Goldhaufen zählend, am gebohnten Eichentische, als die Meute des empörten Volks heulend und brüllend vom Krökenthore her sich heranwälzte. Noch einmal beschwor ihn der, die furchtbare Gefahr begreifende Sohn, sich zu retten und ihn nicht zum vaterlosen Waisen zu machen, noch einmal bat er ihn um die Schlüssel zu den Getreidespeichern, womit er den heranziehenden Sturm zu beschwören hoffe. Haupt aber wies dem Ungehorsamen die Thür seines Zimmers und vermaß sich hoch und theuer, daß ihn keine Macht der Erde in dem Entschlusse, zu bleiben, wankend machen solle. — Zu spät änderte er diesen

rasenden Entschluß, zu spät ging sein kühner Muth in die niedrigste Furcht und Verzagtheit über, als eine Schaar wilder Burschen die Hausthür mit einem gewaltigen Stoß erbrach und die ihnen entgegentretenden, bewaffneten Knechte nieder schlug, sodann mit blutigen Augenhöhlen in das Zimmer stürzte und die schweren Knittel über seinem Haupte schwang. — Nehmt — rief er ihnen todtenbleich zu — nehmt diese Haufen Gold! laßt mir nur das Leben! Ihr sollt alles Getreide unentgeldlich haben, welches meine großen Speicher enthalten, seid barmherzig und mordet mich nicht!

„Wir sind keine Räuber, denen nach deinem Golde gelüstet, du herzloses Ungeheuer!" brüllte ihn ein zerlumpter Kerl, mit dürrer aber starker Faust ihn am Kragen packend, an — „wir wollen nur die gerechte Rache üben, welche dein entsetzlicher Wuchersinn, dein unmenschlicher Geiz und deine grenzenlose Habsucht verschuldet haben! die Barmherzigkeit hast du nie gekannt und sollst sie auch im Leben nicht kennen lernen! möge dir Gott ein barmherziger Richter sein!"

Es schien dem Gesindel nicht auf die Ermordung des Wucherers abgesehen zu sein, denn sie hätten ihn sonst ja sogleich zu Boden schlagen können, statt dessen banden sie ihm die Hände auf den Rücken und schickten sich an, ihn fortzuschleppen, der starke, kräftige Mann aber wußte sich mit einem Ruck seiner Fessel zu entledigen und zog rasch einen Dolch aus dem Gürtel, womit er

einem der ihm nahestehenden Burschen verwundete. Das Blut ihres Kameraden galt den Übrigen für das Signal zum mörderischen Angriff, mehr als zwanzig Fäuste fielen nun über den Unglücklichen her, rissen ihm die Kleider vom Leibe und zerstampften den nackten Körper mit den Füßen. Zu spät erschien der junge Paul mit einem Haufen geharnischter Kriegsknechte, welche ihm der Erzbischof zugeordnet hatte, in der väterlichen Wohnung, er fand den gräßlich verstümmelten Leichnam seines unglücklichen Vaters im Zimmer liegend und vermochte nur soviel zu verhindern, daß die wüthenden Meuterer sich nicht auch an ihm vergriffen. Kaum hatten ihn die Geharnischten in ihre Mitte genommen und sich mit ihm entfernt, als der zerstampfte blutige Leichnam auf die Straße geschleppt, in unzählige Stücke zerrissen, das Haus aber von neuem angefallen und in demselben alles Geräth zertrümmert und zerstört ward. Kaum war mit diesem furchtbaren Exzesse der Rachedurst der empörten Volksmenge gelöscht, so begab sich dieselbe nach den gewaltigen Getreideböden, schlug Wände und Thüren ein und schleppte die ungeheueren Vorräthe von dannen. Unter den Tausenden von Menschen, die sich nach und nach vor dem schönen Hause mit dem goldenen Kopfe versammelt hatten, wogte eine Schaar zerlumpter Männer und junger Burschen in geschäftiger Eile hin und her, trug in Säcken und allerhand Gefäßen das Getreide fort, selbst Frauen und Mädchen aus

der Hefe des Volks nahmen an der Plünderung Theil, und Niemand mochte oder wagte die rasende, von Hunger und Verzweiflung gestachelte Meute zu zügeln; es war, als ob die Hölle eine Legion Teufel ausgespieen hätte, vor welcher sich alle Besseren fürchteten, und gegen die sie keinen Kampf wagten. Dennoch hatte man nur Getreide, Roggen, Weizen und andere vorgefundene Fruchtarten geraubt, an dem Gold- und Silberschatze hatte sich Niemand vergriffen.

II.

Verwünschtes Gold, das diese Welt
In seinen Zauberketten hält,
Dem Fürst und Völker dienen!
Dir gnüge dieser eitle Ruhm!
Willst du der Liebe Heiligthum
Zu stören dich erkühnen?

Wohl ist in dieser bösen Zeit,
Durch Fleiß, Talent und Redlichkeit
Das Ziel nicht zu erringen.
Nur Gold bricht überall die Bahn;
Dem Klopfenden wird aufgethan,
Sobald Dukaten klingen.

Doch daß man Herzen wägt nach Gold
Und Wucher treibt mit Minnesold,
Das reget mir die Galle;
Man fragt nicht: wie das Mädchen sei?

Ob häuslich, sittsam, keusch und treu?
Was hat sie? — Fragen Alle.

Besitzt sie klingendes Genie,
Dann nennt man glänzend die Partie,
Der Freier wird beneidet.
Und alle Nachbarn rufen aus:
Ha! der hat wohlbestellt sein Haus,
Der solchen Schatz erbeutet.

Bist du bescheiden, jung und klug,
Schafft dir dein Aemtchen Brod genug,
Um häuslich froh zu leben:
Und ob du noch so redlich liebst,
Wo du nicht gold'ne Bürgschaft giebst,
Wird man den Korb dir geben!

Nur mit des Goldes Schimmer kann
Verscheuchen mancher Ehemann
Die Launen seiner Holden.
Der arme Tropf, er schmeichelt nicht,
Wenn er zu dir: o, Theure! spricht,
Und meint die Zeit sei golden.

Sie irren nicht, geliebte Leser! wenn Sie meinen, diese Reime irgendwo schon gelesen oder gehört zu haben! Der Schreiber dieser Sage hat sie gestohlen und zwar darum als gestohlnes Gut hier eingeschwärzt, weil ihr Inhalt — unserm Zeitalter angepaßt — mit den Grundsätzen und Volkscharakter des 14ten Jahrhunderts, in welchem sich diese Erzählung bewegt, im Widerspruche steht und einen recht sinnigen

Kontrast bildet. — Wenn es auch in jener alten Zeit Reiche und Geizige genug gab, wenn man auch Geld und Gold so hoch schätzte und so gern hatte, als in unserm materiellen Zeitalter, so galt doch damals im Kapitel der Liebe und Ehe das Herz noch etwas, und ließ sich von dem kalkulirenden Verstande nicht leicht aus dem Felde schlagen. Mit andern Worten: Damals schloß in der Regel das Herz, gegenwärtig schließt in der Regel der spekulative Verstand die Ehen, das Herz aber ist der Sitz der Liebe, der Verstand aber hat seinen Sitz im Kopfe.

Damals konnte man sagen: das Herz ist mit dem Kopfe davon gelaufen, heut zu Tage sagt man: er hat eine sehr verständige Parthie gemacht — wenn man, in beiden Fällen eine glückliche Wahl in der Ehe bezeichnen wollte. Wir kehren nach dieser kleinen Abweichung auf das Feld unserer Sagen zurück und nehmen den, mit der schaudervollen Ermordung des Martin Haupt zu Magdeburg abgerissenen Faden wieder auf.

Auf der Stammburg des Grafen Petrus de Bruma bei Lutomischli in Böhmen, lag Paulus, der Page des edeln Burgherrn — es mag in dem Jahre 1380 gewesen sein — zum Tode verwundet in einem dunkeln Zimmer auf dem seidenen Divan und richtete sich nach langem, todtenähnlichen Schlummer, mit dem Kopfe empor und verlangte einen Trunk Wasser, um den brennenden Durst zu löschen, welchen seine ver-

trockneten Lippen deutlich genug ankündigten. Zwei bejahrte Männer, fast Greise, saßen an seinem Lager und sahen sich bei der, mit diesem ausgesprochenen Verlangen verbundenen Kopfbewegung freudig erstaunt an. Was meint Ihr, Doktor? frug der Aeltere. Laßt ihn trinken, gnädiger Herr! soviel und so oft er zu trinken begehrt! antwortete der etwas Jüngere, reichte dem bleichen Jünglinge ein Glas Wasser und fuhr, als dieser getrunken und den Kopf in die seidenen Kissen hatte fallen lassen, fort: Jetzt ist Ruhe das nöthigste Mittel, auf das wir bedacht sein müssen. Der Patient wird in einen festen Schlaf verfallen und morgen im Stande sein, sich mit uns zu unterhalten. Aber das geringste Geräusch im Zimmer muß ich mir verbitten, denn sein Schlaf, welcher die Krisis entscheidet, wird so sanft und leicht sein, daß ihn das leiseste Geräusch im Zimmer unterbrechen kann, und das darf nicht sein!"

Dafür laßt mich sorgen, Doktor! Minka, die Zofe meiner Gemahlin, schwebt wie ein Zephir über den Boden hin und hat mich seit ihrem kurzem Aufenthalte hier, schon manchmal in Versuchung gesetzt, sie für ein geistiges Wesen zu halten, da ich sie immer nur sahe, wenn sie ins Zimmer kam, nie ihre Schritte vernahm.

Ja, s'ist eine Polin, schloß der Doktor, thut das und laßt uns gehen!

Als beide Männer das Zimmer verlassen hatten, schwebte — in der That wie von der Luft getragen —

eine wunderliebliche Frauengestalt herein, setzte sich nicht fern von dem Lager des schlummernden Jünglings an einen Tisch, und begann an einer Art Feldbinde zu sticken. So oft der Page im Schlummer die leiseste Bewegung machte oder etwas lauter und tiefer, als gewöhnlich athmete, ließ sie die schönen Arme sinken und heftete mit großer Aufmerksamkeit die Augen auf den Kranken. Dieser schlief, wie der Doktor richtig prophezeihet hatte, bei der Todtenstille, welche im Zimmer herrschte, so ruhig und fest fort, als ob er nimmer erwachen wolle. Die Nacht war längst hereingebrochen und Minka hatte in einer entfernten Ecke des großen Zimmers zwei Kerzen stehen, wovon sie, um nach der ärztlichen Vorschrift ein mattes Halbdunkel zu unterhalten, nur die eine angezündet hatte. Sie war jetzt dem Lager des Jünglings näher gerückt, hatte ihre Arbeit bei Seite gelegt und schien sich bei der Betrachtung des so ununterbrochen fortschlummernden Kranken innig der zu hoffenden Genesung desselben zu freuen. In diesem Augenblicke trat, die weiß seidenen Schuhe in der Hand, eine noch rüstige Matrone in das Zimmer und winkte mit der Hand das junge Mädchen zu sich. „Ich werde dich — sagte sie — durch Stephan oder Rosa ablösen lassen, gutes Kind! denn du magst wohl hungrig und durstig geworden sein und bei dem stets sorgfältigen Ueberwachen des Kranken Langeweile haben!"

Thut das nicht, gnädige Frau! erwiederte Minka, der Doktor hat Ruhe empfohlen, und leicht könnte beim Wechsel der Wächter ein Geräusch entstehen, das den Schlummernden erwecken möchte!

Dieses Gespräch war zwischen den beiden Frauen so leise geführt worden, daß es selbst ein Wachender nicht gehört haben würde. Die Matrone strich mit mütterlicher Zärtlichkeit dem jungen Mädchen über die blühenden Wangen, und ließ sich von demselben sanft aus dem Zimmer hinausschieben.

„Jesus Maria!“ schrie in dem Augenblicke der kranke Page und machte eine so bedenkliche Bewegung, daß das junge Mädchen nichts anderes glaubte, als sei es der letzte Ruf eines Sterbenden, in dieser Besorgniß an dessen Lager eilte und, weil sie ein fürchterliches Keuchen und Röcheln vernahm, den Kopf des Jünglings, mit welchem er tief in die elastischen Kissen gesunken war, sanft emporhob. Kaum hatte sie den Kranken mit dem Kopfe aufgerichtet, als er zu husten begann, seine Arme krampfhaft um den Nacken des, sich über ihn hinbeugenden Mädchens schlang und einen so ungeheuren Strom von Blut auswarf, daß Minka davon über und über bedeckt ward. Diese gewaltige, von der Natur bewirkte Blutentleerung schien der Wendepunkt der Krisis gewesen zu sein, denn mit einem Male fing der Jüngling an zu sprechen, löſ'te seine verschlungenen Hände von dem Halse des Mädchens und sagte: „Ach! vergebt mir, holde

Jungfrau, daß ich Euch Leid zugefügt habe! aber bei der heiligen Gottesmutter kann ich Euch beschwören, daß ich unwissend gethan habe, was Euch geschehen ist. Ihr habt mir das Leben gerettet, wie soll ich Euch danken?"

Minka bedeutete den Pagen mit wenig Worten, sich deßhalb nicht zu ängstigen, durch Sprechen seinen Zustand nicht zu verschlimmern und sich ruhig zu verhalten, bis sie zurückkehren werde. Paulus richtete sich, als Minka, um sich von dem Blute zu reinigen, aus dem Zimmer gegangen war, von dem Lager auf und sahe sich in dem, nur schwach erleuchteten Gemach um, gleichsam um sich zu besinnen, ob er wirklich lebe und wo er sich eigentlich befinde. Bei dieser Umschau fiel ihm ein dunkler Gegenstand in die Augen, der gerade vor ihm auf der seidenen Bettdecke lag. Hastig griff er darnach und fand, daß es ein kleines, schwarzes, hölzernes Kreuz mit sehr zierlich gearbeiteten goldenen Oehren war, in welchen sich ein schmales, seidenes Band befand, das aber zerrissen war. Gewiß hatte das junge Mädchen dieses Kreuz, vielleicht das Andenken einer frommen Mutter oder eines früh verstorbenen Geliebten, um den Hals getragen und er hatte es während des Blutsturzes derselben herabgerissen. Paulus, welcher die Zofe, die nur erst seit zwei Tagen mit der Gemahlin des Bruders des Grafen Petrus de Bruma, des Grafen Wenzel de Bruma auf der Burg angekommen war,

noch gar nicht kannte, schien auf einmal von einer dunkeln Erinnerung ergriffen zu werden, welche ihm zuflüsterte, daß er das schöne Mädchen, sowie das kleine, schwarze Kreuz irgendwo schon gesehen haben müsse, daß es liebe, alte Bekannte seien, auf die er sich für den Augenblick nur nicht besinnen könne. Er verbarg das Kreuz, als Minka ins Zimmer zurückkehrte, schnell unter der Bettdecke und beschloß, es ihr nicht eher wieder zurückzugeben, als bis sie darnach fragen würde; das Mädchen aber nahm eine der Wachskerzen, zündete sie an der noch brennenden an und frug, sich zum Wiederfortgehen anschickend, den Pagen: „Euch ist doch wohl? Ich werde Euch einen Diener schicken, der Euch umbetten und Eure weitere Pflege statt meiner übernehmen wird!"

„O! bleibt wertheste Jungfrau! mir ist wohl. Ihr habt mir das Leben gerettet und ich fühle es, daß meine Kräfte erstarken, so lange ich Eure Gestalt im Zimmer sehe, die mir wie eine Heilige erscheint, welche mir den frischen Lebenstrank gereicht hat. Gebt mir, wenn ich Euch bitten darf, ein Glas Wasser und setzt Euch, wenn Ihr Euch vor mir scheuet, aus meiner Nähe! ich habe der irdischen Güter viele und werde Euch dankbar sein!"

Minka reichte dem Pagen den Wasserkrug. Als er ihn zurückgab, ergriff er Ihre Hand und fragte: „Wie heißt Ihr doch und wer seid Ihr, daß Ihr so vertraut in der hochgräflichen Familie zu sein scheint?

Bin ich doch schon so lange hier und kenne Euch nicht!“

„Ich heiße Minka — antwortete die Zofe — und bin erst seit kurzem mit meiner Herrin, der Schwägerin Eures Gebieters, hier angekommen. Aber laßt mich, Herr! es will sich nicht schicken, daß ich, da Ihr munter und nicht mehr so krank seid, länger bei Euch bleibe, auch werdet Ihr mancher Pflege bedürfen, die ich Euch nicht angedeihen lassen kann!“

Paulus war in ein tiefes Schweigen versunken, mit einem Male zog er mit Ungestüm das Mädchen an seine Brust, blickte ihr starr in die großen, schwarzen Augen und rief im überströmenden Freudengefühl aus: „Ja, wahrlich! du bist Minka Proscinsky, des Goldschmieds Töchterlein aus Magdeburg, meine kleine, traute Jugendgespielin und dieses schwarze Kreuz — er zog es unter der Bettdecke hervor und hielt es hoch empor — ist der Splitter aus dem goldenen Kopfe meines unglücklichen Vaters!“

Das schöne Mädchen erglühte vor Freude, schmiegte sich traulich an des geliebten Landsmanns klopfende Brust und sagte: „Ja Ihr seid es! Ihr seid Paul, des alten Wucherers — hier erbleichte Minka und fuhr erschrocken fort — ach! verzeiht, wenn mir ein Ausdruck entfuhr, der Euch aus Achtung für den Vater beleidigen muß.“

Paul blickte seufzend aufwärts und tröstete das Mädchen; „Laß das gut sein, Minka! du bist nicht

die einzige Magdeburgerin, die sich dieses Wortes in Beziehung auf meinen Vater bedient hat, ja du kennst vielleicht nicht einmal seine volle Bedeutung! Aber erzähle mir, theure Minka! wie du von Magdeburg hierher, und insbesondere, wie du in den Besitz dieser heiligen Reliquie gekommen bist, nach der man vergebens ganz Magdeburg ausgesucht hat."

„Das will ich mit kurzem Worten, erwiederte Minka, verbiete Euch aber, als Eure hochbestellte Krankenwärterin alles Sprechen, denn Ihr könntet Euch einen neuen Blutsturz zuziehen und dann wüßte ich mir nicht zu helfen. Nun hört:

An dem verhängnißvollen Tage, wo Euer Vater von dem wüthenden Pöbel erschlagen worden war und einige Nichtswürdige sogar das schöne Haus zu demoliren versuchten, von diesem frevelhaften Beginnen aber durch die Konstabler und Stadtsöldner abgehalten wurden, ging die Kunde von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, der Erzbischof wolle sich des goldenen Kopfes an Eures Vaters Hause bemächtigen, ihn wieder in die alte Form des Kreuzes umarbeiten lassen, und habe auf die Herbeischaffung des kleinen, schwarzen Splitters von Holz einen hohen Preis gesetzt. Nun hatte mir mein guter Vater aus dem Splitter das kleine Kreuz, dasselbe, welches Ihr in den Händen haltet, gefertiget und geschenkt, auch, weil ich daran ungemeines Vergnügen fand, mit goldenen Oehren versehen, um es als einen Schmuck am Halse

tragen zu können. An seinem Sterbetage sagte er zu mir: „Ich hinterlasse dir kein Vermögen Minka! denn mein Haus ist dem Martin Haupt verpfändet gewesen und wird uns bald genommen werden. Mir hat aber geträumt du würdest durch diese heilige Reliquie glücklich und —" was er weiter alles gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Als nun einige Tage darauf wirklich nach dem Splitter bei meiner Mutter Nachfrage gehalten und, als diese nicht geläugnet, daß ich im Besitz eines Kreuzes davon sei, bei mir darnach gesucht ward, denn ich hatte weinend vorgegeben, dasselbe verloren zu haben, da verbarg ich, eingedenk der Worte meines geliebten Vaters, das Kreuz in einem Hühnerneste, welches sich in einem Stalle des Hintergebäudes befand und wo ich immer die Eier auszunehmen pflegte. Man suchte, selbst meine Mutter mit, das ganze Haus durch, störte alle Winkel und verborgenen Räume um und warf sogar aus dem Stalle, in welchem sich das Hühnernest befand, das alte Gerülle und den Bodenschutt heraus, weil meine Mutter angegeben hatte, ich sei täglich in dem Stalle, hole die Eier aus den Hühnernestern und spiele darin. Niemand aber dachte daran, daß das Kreuz in einem Hühnerneste versteckt sein könne. Ich war noch zu sehr Kind, als daß man mit Strenge und Härte in mich hätte dringen sollen, man fragte mich, schmeichelte mir und streichelte mir die Wangen, ich aber wußte nichts besseres zu thun, als zu weinen.

Als meine gute Mutter von einer bösen Seuche, welche bald darauf in Magdeburg graßirte, hinweggerafft worden war, nahm mich meine Tante, des Vaters Schwester, welche Pförtnerin in einem Ursulinerkloster zu Prag war, zu sich und hier wurde ich nicht nur sehr sorgfältig erzogen, sondern lernte auch die Schwester der Aebtissin, die Frau Gräfin de Bruma, meine jetzige Herrin kennen, welche mich in ihre Dienste nahm und bei der ich ein frohes und heiteres Leben führe, da sie mir eine gar gnädige Gebieterin, ja fast eine zärtliche Mutter ist, der ich auch den Besitz des Kreuzes und dessen Schicksale aufrichtig erzählt habe." Hier endete die Zofe ihre Erzählung und sagte zu dem Pagen: „Nun laßt mich! ein andermal werde ich Euch bitten, mir zu erzählen, wie Ihr von Magdeburg hierher gekommen und auf welche Art ihr eigentlich so schwer verwundet worden seid. Legt Euch zur Ruhe! ich werde Euch einen Diener herschicken."

Sagte ich's nicht, gnädiger Herr! daß ein ruhiger Schlaf die Krisis entscheiden würde? sprach ganz leise der mit dem Grafen Wenzel de Bruma eben so leise eintretende Arzt. Aber was ist das? fuhr er verwundert fort; ein tète à tète mit der Zofe Eurer Gemahlin! Nun das werd' ich mir merken und allen meinen gefährlichen Patienten ein hübsches Mädchen zum Wärter verschreiben!

Der alte, freundliche Arzt wollte noch weiter sprechen, Paulus aber, der ihn gesehen und die letzten

Worte gehört hatte, zog die Zofe näher an sich und rief ihm heiter und fröhlich zu: „Schwatzt nur, gelehrter Herr Doktor, immer zu! Ihr wißt doch nicht, wer der Engel da ist, der mir das Leben gerettet hat! denn wenn sie nicht meinen Kopf emporgerichtet hätte, als der Bluthusten über mich kam, ich hätte schier ersticken müssen. Nun vernehmt aber, daß mich die Freude gesund gemacht hat, denn Minka ist meine Landsmännin, meine geliebte Jugendgespielin aus Magdeburg." — Kaum aber hatte der entzückte Jüngling diese Worte herausgerungen, als er erbleichte, mit kaltem Schweiß bedeckt ward und als starre Leiche zurück auf das Lager sank. —

Das sind die Folgen von solchen heftigen Gemüthsbewegungen! sagte der Doktor, hier ist nichts zu machen, der ist hinüber, ein Schlagfluß hat das Lebenslicht ausgeblasen!

Minka, die trostlose Zofe, war nicht das einzige Wesen, welches den unglücklichen Jüngling, dessen Tod sie verschuldet zu haben glaubte, beweinte, auch der Burgherr Petrus de Bruma und dessen Bruder Wenzel de Bruma mit seiner Gemahlin konnten sich der Thränen nicht enthalten und standen in tiefem Schmerz vergraben, um das Lager, auf welchem der noch vor kurzem so kräftige und lebensmuthige Jüngling im ewigen Todesschlummer lag. Minka, welche man mit sanften Vorstellungen zu beruhigen gesucht hatte, mußte allen Anwesenden die kleine Begebenheit

mit dem schwarzen Kreuze sowie die Geschichte ihrer in Magdeburg verlebten Kinderjahre erzählen und reisete Tags drauf mit ihrer Herrschaft, dem Grafen Wenzel de Bruma und dessen Gemahlin nach Prag zurück, wo sie den Winter über zubrachten.

Bevor wir uns wieder nach der trauernden Zofe umsehen, wollen wir dem Leser in der Kürze erzählen, wie der junge Paul Haupt aus Magdeburg als Page in den Dienst des Grafen Petrus de Bruma und zu der tödlichen Wunde gekommen war, deren Folgen er in der schönsten Blüthe seiner Jahre erliegen sollte.

Als das Volk zu Magdeburg den reichen Getreidehändler Martin Haupt getödtet hatte, war sein Sohn, Paul, von den erzbischöflichen Trabanten fort und zu dem Erzbischof, Petrus de Bruma, gebracht worden. Dieser gewann den geraden und freimüthigen Jüngling dergestalt lieb, daß er ihn zu sich nahm und, weil er ein großes Vermögen besaß, zu seinem Pagen oder Leibdiener erhob, in der Absicht, ihn durch die Gnade des Kaisers in den Ritterstand erheben und ihn irgendwo mit einer angesehenen Burg, die er bezahlen konnte, beleihen zu lassen. Als de Bruma die erzbischöfliche Würde niederlegte und sich in den Privatstand auf seine Güter zurückzog, nahm er den jungen Paul mit sich und dieser ging gern von Magdeburg fort, da ihm dasselbe wegen seines unglücklichen Vaters nur verhaßt sein und ihm stets traurige Erin-

nerungen wecken mußte. Ein ganzes Jahr lang war er mit dem Grafen Petrus de Bruma in fremden Ländern umhergereiset und freute sich, als er hörte, daß nun die Reise nach dem Stammgute bei Lutomischlia gehe, von wo er nicht weit nach Prag zu seinem Oheim hatte, der den Jüngling wie ein zweiter Vater liebte. Das Reisen war damals weder so bequem noch so sicher, als heutzutage, oft konnte man auf den engen, holperigen Wegen kaum zu Pferde fortkommen und hatte gar häufig Wälder und Einöden zu passiren, wo man sich die ungehinderte Weiterreise von raubsüchtigen Wegelagerern mit Geld erkaufen oder mit solchem kecken Gesindel herumschlagen mußte. Der Graf Petrus de Bruma war mit seinem kleinen Gefolge, aus dem Pagen Paulus und zwei Leibdienern bestehend, nur noch eine halbe Meile von seiner Villa entfernt, als er von einem Haufen Buschklepper angefallen und, da er sich durchaus in einen ungleichen Kampf mit den, ihm zehnfach überlegenen Räubern nicht einlassen wollte, nur gegen ein ansehnliches Lösegeld seines Wegs wieder entlassen. Paul konnte seinen Grimm über das straßenräuberische Verfahren einer Rotte von Menschen, die sich Ritter nannten, nicht bekämpfen; er forderte, den Gegenvorstellungen seines Gebieters ohngeachtet, den Anführer zum Zweikampf, rannte ihn mit der Lanze vom Gaule und würde ihm unfehlbar das Garaus mit dem Schwerte gemacht haben, wenn ihn nicht Einer

von der Bande meuchlings überfallen und ihm den Dolch in die Brust gebohrt hätte. Die Räuber sprengten nach ihrer Heldenthat davon, Paulus aber wurde für todt nach der Villa gebracht, wo er, wie wir eben erzählt haben, durch die zarte Pflege der Zofe der Frau Gräfin, der Gemahlin eines Bruders des Grafen Petrus, zwar wieder genas, bald darauf aber vom Stick= oder Schlagflusse getroffen, scheinbar dem Tode in die Arme sank.

Der Graf Wenzel de Bruma besaß außer andern Gütern oder Burgen eine große Meierei bei Pesth in Ungarn und befand sich nach einer Reise von zwei Jahren, die er größtentheils in Italien gemacht hatte, gerade dort, als ihn sein Bruder der ehemalige Erzbischof zu Magdeburg Petrus de Bruma, besuchte. Graf Wenzel und seine Gemahlin waren hoch erfreut über den unerwarteten Besuch, erstaunten aber nicht wenig und mochten kaum ihren Augen trauen, als sie unter dem Gefolge des Grafen Petrus, dessen ehemaligen Pagen Paulus, den sie als eine Leiche auf der Villa bei Ludomischlia verlassen hatten, lebend und in üppiger Jugendfrische wiederfanden Er war, wie sie hörten, nur scheintodt gewesen, hatte sich bald wieder erholt und, nachdem er seinen Landsleuten, den Magdeburgern, 1395 in einer Fehde wider den Herzog Rudolf von Sachsen mit einer Schaar selbstgeworbener Reisigen rühmlich beigestanden, in die sächsischen Länder gefallen und dem Feinde großen Schaden zu=

gefügt hatte, zum Ritter geschlagen und mit vielen Ländereien und Burgen beliehen worden. Es nagte aber ein ihm unbekannter Schmerz an seinem Herzen, der ihm alle Freuden der Jugend verbittert und ihn auf den Entschluß geführt hatte, einen Zug nach dem gelobten Lande zu machen. Eifrig forschte er nach der ehemaligen Zofe der Frau Gräfin, seiner ihm unvergeßlichen Lebensretterin und Landsmännin Minka, erzählte von der lieben Jugendgespielin mancherlei und brachte so die Frau Gräfin, die auch wohl schon mit weiblichen Scharfsinn die Gesinnungen ihrer Dienerin und deren stille Neigung zu dem ritterlichen Jünglinge erkannt haben mochte, auf den Text ihm von dem Mädchen, das er noch im alten Dienstverhältniß gesucht hatte, zu erzählen. Mit betrübter und leutseliger Miene nahm die Gräfin das Wort und sagte: „Ach! wie freuet es mich Herr Ritter! daß Ihr noch an das gute Geschöpf denkt, welches Euch nicht vergessen konnte, sich immer noch einbildet, es habe Euern schnellen Tod verschuldet und über solchen traurigen Gedanken, den Gebrauch ihres sonst so klaren Verstandes verloren hat! Minka ist noch bei mir und soll, wenn sich ihr unglücklicher Zustand auch nicht verlieren und sie ins Grab stürzen würde, auch immer bei mir bleiben! aber leider kann ich sie Euch weder vorstellen noch Euch zu ihr führen; sie bewohnt — ganz nach ihrem ausdrücklichen Willen — ein auf einer kleinen Insel gelegenes Häuschen und lebt, wie

eine Büßende, wie eine Einsiedlerin, indem sie jede menschliche Annäherung fürchtet und sich überhaupt vor den Menschen scheuet; nur mir und einer jungen Magd gestattet sie, ihr die tägliche Nahrung zu bringen, ohne uns jedoch wenn wir sie anreden, einer Antwort zu würdigen. Ihr sonst so sorgfältiger Anzug ist in wilder Unordnung, ihr schönes, langes Haar hängt lose über die bleichen Wangen herab und nur bisweilen scheint sie leichte Augenblicke zu haben, wo sie dann immer ihr kleines schwarzes Kreuz an den Busen drückt und gar oft Euern Namen nennt!"

Paul gab keinen Wunsch zu erkennen, die Unglückliche zu sehen und sie in ihrer stillen Einsamkeit zu stören, aber aus seinen leuchtenden Augen konnte man das sehnliche Verlangen lesen, die Geliebte — denn daß er Minka liebte, war er sich längst bewußt gewesen — zu beobachten und sich ihr zu nähern. Eines Morgens, als kaum der Tag zu grauen begann, setzte er in einem am Ufer befestigten kleinen Kahn, von welchem er das daran befindliche Tau zerschnitt, unbekümmert, wie und wo er die Heißersehnte finden werde, nach der mit vielen Sträuchern bewachsenen Insel über, in der Absicht, sich irgendwo zu verbergen und das Erscheinen des Mädchens abzuwarten, aber obschon noch eine so tiefe Dunkelheit herrschte, daß man kaum einige hundert Schritte weit einen Gegenstand von der Größe eines Menschen erkennen konnte, so bemerkte er doch schon während der Ueberfahrt mit seinen scharfen

Augen, daß sich eine weiße Gestalt am jenseitigen Ufer bewegte, in der er die arme Wahnsinnige zu erkennen glaubte. Indem er wohl erwog, daß er dieselbe, wenn er gerade auf sie lossteuere, in einen gefahrvollen Schrecken versetzen müsse, nahm er sich vor, ihr seine Gegenwart nur nach und nach und zwar auf eine solche Weise ahnen zu lassen, die mit ihrem gestörten Selenzustande harmoniren mußte. Sie mußte, wenn sie ihn sahe oder seine Stimme hörte, an eine Erscheinung seines Geistes aus der Ewigkeit glauben, mußte vernehmen, daß sie allein nicht ihn, daß er auch sie geliebt habe und noch jenseits liebe und konnte solcher Gestalt, wie er hoffte, ihre Gedanken sammeln und vielleicht wieder zu dem Grade ordnen, daß er sich nach und nach mit ihr verständigen und sie von seinem wirklichen Leben überzeugen durfte. Vorsichtig fuhr er mit dem kleinen Nachen auf dem Wasser, welches die Insel umgab, fort und landete, als er an ihr vorüber war, gerade an der gegenübergelegenen Seite, so daß er ihr in den Rücken kam. Alles gelang nach Wunsch. Paul stieg an das Land und kam dem Mädchen so nahe, daß er sie von der einen Seite ganz genau beobachten konnte. Minka war nur in eine leichte Hülle gekleidet, das schöne, lange Haar hing ungeordnet über die bleichen Wangen herab und in der Hand hielt sie das ihm bekannte kleine schwarze Kreuz. Sie schien außerordentlich bewegt, rang die Hände, seufzte und trat näher und näher

an den jähen Rand des Ufers mit rollenden Augen in den mit Wasser hoch angefüllten Wall blickend. Es war augenscheinlich, daß sie mit einem verzweifelten Entschlusse kämpfte. Immer näher schritt sie zur Strömung, noch ein Schritt und sie mußte in die Fluthen stürzen; — da konnte sich der von Liebe, Sehnsucht und Mitleid gepeinigte Jüngling nicht länger halten, mit einem Satze stürzte er auf die Unglückliche los und wollte sie eben mit ausgestreckten Armen umfangen, als sie vor seinen Augen verschwand und in der Tiefe des Wassers einen leisen Schrei that. Glücklich rettete sie Paul, trug sie auf den Armen nach der nahen Hütte und befand sich nun in äußerster Verlegenheit, wie er ihr helfen, sie von den nassen Kleidern befreien und ihr trockene reichen möchte. Da begann sie mit einem Male zu sprechen, erkannte den jungen Ritter, nannte ihn ihren lieben Jugendfreund und Landsmann und dankte ihm für ihre Rettung und seine Fürsorge mit der Bitte, daß er ja sogleich aufs Schloß eilen und sich umkleiden möge.

Paul traute Anfangs diesen Worten nicht und suchte sie zu überreden mit ihm zu kommen; zu seiner großen Verwunderung leistete sie ihm willig Folge und setzte durch ihr Erscheinen an des Jünglings Hand alle Burgbewohner in das freudigste Erstaunen, denn sie war von ihrer Seelenstörung völlig geheilt und zeigte nur insofern noch ein auffallendes Beneh-

men, als sie unausgesetzt ihre Augen auf ihren Retter heftete, Alles, was ihr dieser thun zu müssen vorstellte, augenblicklich befolgte und ihm heiter lächelnd die Hand reichte, als er ihr Angesichts der Gräfin erklärte, daß er sie liebe, daß er ohne sie nicht leben könne und um ihre Hand bat. —

Zu jener Zeit gab es noch keine so ängstlichen Formen bei einer zu schließenden Ehe, man bot nicht erst die Brautleute von der Kanzel herab auf und brauchte nicht erst Geburts- und Ledigkeitsatteste herbeizuschaffen. Drei Tage nach diesem Ereigniß waren Paul und Minka, welche der Gräfliche Burgkaplan getrauet hatte, ein glückliches Paar und reis'ten nach Magdeburg, wo Paul noch viele Schätze und Reichthümer besaß, über die er verfügte. Den goldenen Kopf verehrte er dem Domkapitel, ließ aber über das Haus einen andern nur vergoldeten Kopf setzen und wünschte, daß dieses Haus für immer zum goldenen Kopfe, das des verstorbenen Vaters seiner Gattin aber das „Hühnernest" genannt werden möchte.

War einst der Name Haupt den Magdeburger Armen verhaßt gewesen, so wurde er ihm jetzt ein gesegneter und heiliger Name, denn der junge Ritter „Paulus vom Kopfe" machte so viele und außerordentliche Spenden und Schenkungen an die Armen und Klöster, daß seiner nur mit Entzücken gedacht und die Geschichte des Vaters darüber vergessen wurde. Viele Jahre waren vergangen, kaum konnte sich ein

Magdeburger noch der alten Geschichte von dem Wucherer Martin Haupt und von seinem Sohne, welcher ganz gegen den Charakter seines Vaters der Wohlthäter der Armen geworden war, erinnern, da trat wieder eine große Theuerung der Lebensmittel ein, die eine hinzugetretene Seuche noch erhöhte. Kaum wußten die Bäcker soviel Getreide für schweres Geld aufzutreiben, um nur ihr Gewerbe fortbetreiben zu können und die Armen mußten hungern oder sich mit elenden und schädlichen Nahrungsmitteln sättigen, da kamen eines Tages auf der Elbe viele große Kähne mit reichen Getreideladungen daher gesegelt; ein junger Mann in fremdländischer Kleidertracht erschien in der Stadt und brachte einen Brief des, in der Moldau lebenden hochbejahrten Ritters Paulus vom Kopf, welcher seiner Vaterstadt mildthätig gedachte und sie mit den großen Getreideladungen beschenkte. Von seiner Gemahlin, Minka, ward dem Besitzer des Hauses „das Hühnernest" ein massiv goldenes Ei geschenkt, welches noch in späteren Zeiten in dem Hause verwahrt worden sein soll und vielleicht noch gegenwärtig vorhanden ist, wenn es im dreißigjährigen Kriege bei Zerstörung der Stadt nicht mit geraubt oder vernichtet worden ist, worüber sich in keinen alten Beschreibungen und Urkunden Nachrichten vorfinden.

Das goldene Schiff.

I.

Zu keiner Zeit sind wohl die Juden in Magdeburg einer grausameren Strenge und Verfolgung ausgesetzt gewesen, als unter der achtjährigen Regierung des Erzbischof Rupert, 1260 — 1268. Dieser Fürst war von einem so tief gewurzelten, persönlichen Hasse gegen alle Bekenner des mosaischen Glaubens erfüllt, daß er ihre Bedrückung, Qual und peinliche Verfolgung für sein höchstes Verdienst, für seine erste und angenehmste Pflicht erachtete. Wo er nur hörte, daß sie Waarenlager hatten und einigermaßen gute Geschäfte machten, legte er ihnen enorme Steuern auf oder ließ, wenn sie diese nicht sofort aufbringen konnten, ihre Kaufhäuser und Waarenspeicher, ihre oft mit großer Pracht erbaueten Lauberhütten zerstören und sie nicht selten, wenn er sie ausgesogen hatte, aus der Stadt treiben. Einmal mußten sie ihm, als er Geld brauchte eine ganze Tonne Goldes liefern, ohne daß er ihnen

die geringste Entgeltung dafür gewährte. Die armen Juden hatten, da sie der Erzbischof so schonungslos drückte und ihnen alle Gerechtigkeit und jeden Schutz versagte, auch im allgemeinen unter den Bewohnern von Magdeburg einen schweren Stand. Der spekulative Handelsgeist ist der Natur dieses Volkes von jeher in einem weit höheren Grade eigen gewesen, als den christlichen Kaufleuten, daher hat es auch in Magdeburg zu allen Zeiten sehr reiche Juden gegeben, ob sie schon von allen Seiten gedrückt und mit Abgaben und Lasten aller Art hart beschwert wurden. Kein Wunder war es deßhalb, wenn das Volk der Juden gegen die christlichen Bewohner immer mißtrauischer und zurückhaltender ward, wenn es die Verstellung bis aufs höchste trieb und sich dadurch mehr und mehr demoralisirte. Im Jahre 1268 starb der Erzbischof Rupert und die eingeschüchterten Israeliten freuten sich seines Todes, da sie nicht ohne Grund hoffen durften, einer mildern Rücksicht gewürdigt zu werden, wenn auch sein Nachfolger sie nicht weiter begünstigen sollte. Einen schlimmeren Herrn konnten sie nicht fürchten. Sie hatten sich aber doch verrechnet, denn der neue Erzbischof Konrad ein böhmischer Freiherr von Sternberg, war lange seines Vorgängers Kanzler gewesen und hatte sich dessen Haß und Verfolgungssucht schon bei seinen Lebzeiten zu eigen gemacht. Als nach Kaiser Friedrichs Tode im Jahre 1273 Graf Rudolph von Habsburg ein-

müthig zum deutschen Kaiser ernannt worden war, wurde der damalige Burggraf von Magdeburg von den Kurfürsten beauftragt, demselben die, in seiner Erhebung getroffene Kaiser=Wahl bekannt zu machen und dieser kehrte von der Sendung mit reichen Geschenken versehen nach Magdeburg zurück. Viele der kaiserlichen Gnadenspenden bestanden in kostbaren Waaren, Ladungen von Wein und seltenen Früchten, welche größtentheils zu Schiffe auf der Elbe herbeigeführt wurden.

Was sollte der Burggraf mit all' den vielen mitunter der Verderbniß ausgesetzten Waaren anfangen, wenn er sie nicht auf der Stelle verkaufen und ihren Werth versilberte? Am Ufer der Elbe hinter dem Werft wurden eines Tages mehrere, größtentheils kleinere, mit dergleichen Geschenken befrachtete Schiffe zum öffentlichen Verkauf ausgestellt und die Juden, kauften dieselben für einen Preis, der ihnen einen reichen Gewinn verhieß. Das letzte, mit edelm Ungarwein beladene Schiff kaufte indeß ein reicher Patrizier, der Ritter Hans von Stein, welcher unter andern in der Nähe der Elbe, in der Gegend des jetzigen Packhofs ein ansehnliches Haus besaß, das er, da er es nicht selbst bewohnte, wegen seiner erheblichen Räumlichkeit zu Waarenspeichern benutzte und dessen bewohnbare Theile er vermietet hatte. Ein im Rufe der größten Armuth stehender Jude, Namens Levi Abraham kaufte ein nur mit Ballast beschwertes Schiff

dessen Fracht verkauft war, und brachte mit unsäglicher Mühe und Anstrengung das alte, morsche Fahrzeug in dasselbe Haus, wo er zufällig mietweise wohnte. Levi wußte wohl, daß der Ballast in weiter nichts bestand, als in einer Parthie Sand, den er nicht versilbern konnte, aber er hatte längst gern ein Schiff haben wollen und hoffte dieses wieder ausbessern und einmal benutzen zu können. Der arme Jude erlebte aber seine Spekulation nicht und starb in tiefer Armuth. Sein ganzer Reichthum, den er hinterließ, bestand in seiner einzigen Tochter, einer mutterlosen Waise von 9 Jahren. Viele seiner Glaubensgenossen wetteiferten nun zwar, sich dieses zarten Kindes anzunehmen, der Ritter Hans von Stein aber ließ es sich dießmal nicht nehmen, ein Werk der Barmherzigkeit auszuüben, er nahm, da er selbst keine Tochter und nur vier Söhne hatte, die kleine Esther zu sich und gedachte, wie man allgemein urtheilte, sie erziehen und zu einer tüchtigen Dienerin oder Wirthschafterin heranbilden zu lassen, denn er war Witwer und bei seinem großen Reichthume als der größte Geizhals verrufen. Die Vorsteher der Judenschaft würden es nicht gewagt haben, den hohen und vornehmen Patrizier in seinem Plane, welchen er auch mit dem Kinde haben mochte, zu stören, wenn dieser nicht gerade von der Art gewesen wäre, wodurch sie sich in der Ausübung ihres religiösen Glaubens beeinträchtiget sahen, denn sie hatten beschlossen, durch eine Sammlung

unter sich eine Summe Geldes zusammen zu bringen, die sie der Jungfrau einst als Mitgift verehrt und womit sie gewiß den Zweck erreicht hätten, daß sie einen ihrer Glaubensgenossen ehelichen, und ein Handelsgeschäft begründen könnte. Jetzt hörten sie aber, daß der von Stein das Kind taufen und als Christin erziehen zu lassen beabsichtige.

Unverzüglich schickten sie einige aus ihrem Volke an den Ritter ab und ließen ihm sagen: wenn er die junge Esther zum Christenthume herüberziehe, so möge er auch für ihr weiteres Fortkommen und Lebensglück sorgen, da sie sich derselben nur insofern annehmen könnten, als sie forthin im mosaischen Glauben erzogen werde! Sie erwarteten nichts weniger, als daß der geizige Ritter sich des Judenkindes sofort wieder entäußern und dasselbe ihnen lieber überlassen, als sich auch nur von einem kleinen Theile seines Reichthums trennen werde, sie verwunderten sich daher nicht wenig, als sie die kurze aber bestimmte Antwort empfingen: er werde das Kind unter jeden Umständen behalten, und mit ihm verfahren, wie er es nach seinem Ermessen für gut finde. Schon hatte die Korporation der sämmtlichen Juden den Beschluß gefaßt, wider den Ritter von Stein bei dem Burggrafen, dessen strenge Gerechtigkeitsliebe ihnen bekannt war, zu klagen, als sie die Nachricht empfingen, das kleine Judenmädchen sei getauft und von dem von Stein, als Pathen, mit dem schönen Hause, worin ihr Vater

gestorben und sie geboren sei, nebst allen darin befindlichen Geräth und Waarenvorräthen beschenkt worden. Der alternde Ritter von Stein hatte das äußerst kluge Judenmädchen lieb gewonnen, lebte ordentlich in ihrem Umgange wieder auf und ließ sie mit seinen Söhnen, der Sitte der damaligen Zeit gemäß, gemeinschaftlich unterrichten; sie war in der Taufe mit dem christlichen Namen Sophie belegt worden. Als sie funfzehn Jahre alt war, konnte sie vollständig lesen und schreiben, sowie insbesondere mit großer Fertigkeit die Laute schlagen, wogegen die vier Junker oder Söhne des Ritters, welche um mehrere Jahre älter waren, in den Wissenschaften keine merklichen Fortschritte machten, indem sie sich, während Sophie zu Hause fleißig lernte, lieber im Freien herumtummelten und sich im Reiten, Fechten und andern ritterlichen Spielen übten. Sophie war, als sie zur mannbaren Jungfrau herangereifet, so schön geworden, daß sie in ganz Magdeburg für die Krone aller Frauen und Mädchen galt, der greise Pflegevater, Ritter Hans von Stein aber liebte sie mit einer solchen Zärtlichkeit, als ob sie seine leibliche Tochter sei, und zwar hatte sie hauptsächlich dadurch seine hohe Achtung und Liebe erworben, weil sie bei allen Huldigungen, die ihr von gar vielen Seiten dargebracht wurden, insbesondere im Umgange mit seinen Söhnen ein so tiefes Gefühl für Tugend und Sittlichkeit bewies, daß er bei seinem festgewurzelten Adelstolze doch manchmal des Wunsches

sich nicht erwehren konnte, sie als die Gattin eines der Söhne segnen, aus ihrem Schooße die Blüthen seines Stammes emportreiben und sich bis an das Ende seiner Tage, in der gewohnten Nähe ihres so mild strahlenden Auges sonnen zu dürfen. Er hatte bisher nicht wahrnehmen können, daß die Jungfrau einen vor den anderen auszeichne oder daß sie vorzugsweise von einem derselben mehr geliebt werde, alle vier Brüder erkannten in ihr ihre würdige Schwester, sowie sie in jedem ihren Bruder liebte und für alle mit gleicher Sorgfalt und Zärtlichkeit diejenigen kleinen Dienstleistungen verrichtete, welche ihr die gleichsam mütterliche Besorgung des innern Hauswesens auferlegte. Im Jahr 1277 traten die beiden älteren Söhne des Ritters, Georg und Kaspar, in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg und schon im folgenden Jahre entspann sich zwischen dem Markgrafen und den Magdeburgern, wegen der Wahl eines Erzbischofs ein verhängnißvoller Zwiespalt, der bald in einen offenen Krieg ausbrach. Des Markgrafen Bruder, Erich von Brandenburg, bisheriger Domprobst zu Magdeburg, machte nemlich Ansprüche auf das Erzbischofthum und erkannte mit seinen Anhängern den, zum Erzbischof erwählten Grafen Günther von Schwalenberg nicht an. Es ist bekannt, wie glänzend und glücklich dieser kurze Kampf für die Magdeburger endete; in dem bei Frohse am zehnten Januar 1278 gelieferten Treffen, wurden nämlich die

Markgräflichen total geschlagen, mehrere hundert Ritter nebst dem Markgrafen Otto gefangen nach Magdeburg geführt und hier zum Theil eingesperrt, zum Theil erst gegen schwere Lösegelder nach langen Unterhandlungen entlassen. Der Ritter Hans von Stein erfuhr lange nichts von dem Schicksale seiner beiden Söhne, die nicht mit unter den Gefangenen, sehr wahrscheinlich aber auch nicht unter denen waren, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, indem sie in diesem Falle dem bekümmerten Vater gewiß alsbald Nachricht von ihrem Leben und Aufenthalte gegeben haben würden. Bald sollte dieser noch einen herberen Schmerz erleiden. Die Markgräflichen belagerten um dieselbe Zeit Staßfurth und hatten das dasige Schloß hart bedrängt; ohnfehlbar würde die schwache Besatzung sich nicht mehr lange haben halten können, da ihnen alle Zufuhr an Lebensmittel abgeschnitten und die Hungersnoth ein schlimmerer Feind von innen als der von außen war, wenn nicht die braven Magdeburger der unglücklichen Stadt zu Hülfe geeilt wären. Sie schlugen die Brandenburger aus dem Felde und befreieten ihre Verbündeten von aller Noth, denn jene erlitten, obschon nach tapferer Gegenwehr eine so vollkommene Niederlage, daß ihrer nur wenige entkamen. Doch auch den Magdeburgern kostete dieser Sieg schwere Opfer, denn viele der Ihrigen waren gefallen und unter diesen auch die beiden jüngeren Söhne des alten Ritters von Stein, welche durch glänzende

Waffenthaten hatten beweisen wollen, daß sie, wenn schon ihre Brüder in den Reihen der Feinde gefochten hatten, treu an der guten Sache ihrer Vaterstadt hingen. So stand nun der kinderlose Greis, wie ein alter entlaubter Eichstamm, allein in der weiten Welt, allein in der Stadt, wo er sein schönstes Mannesalter verlebt und in der aufblühenden Hoffnung seiner vier Söhne fest an dem tröstenden Glauben gehalten hatte, daß der Stamm seines berühmten Geschlechts nimmer untergehen könne, sich vielmehr mit üppig wuchernden Zweigen bis weit über Magdeburgs Grenzmarken ausbreiten müsse. Mit Mühe und schweren Opfern gelang es ihm, die Leichen der beiden Söhne nach Magdeburg bringen zu lassen, wo sie dem hohen Ritterstande gemäß mit vieler Pracht und Feierlichkeit beerdigt wurden. Der Greis war indeß nicht so arm, als er sich einbildete, denn am Tage dieses höchst solennen Leichenbegängnisses fand sich des Ritters noch lebender einziger Bruder, Cuno von Stein, ein, der bisher in Baiern gelebt und von dem der Greis geglaubt hatte, daß er längst verstorben, oder verschollen sei, da sich die beiden Brüder seit 20 Jahren nicht gesehen oder sich nur gegenseitig Nachricht gegeben hatten. Cuno war auch nicht allein gekommen, sondern hatte zwei junge, reizende Töchter mitgebracht die sich ohne weiteres bei dem reichen Oheim einquartirten und sich es angelegen sein ließen, wieder Leben und Freude in das verödete Trauerhaus

zu bringen. Hans von Stein, welcher wohl einsahe, daß der vom Glück weniger begünstigte Bruder, der in Baiern nichts zu verlieren, hier aber eine gewisse Aussicht auf ein baldiges reiches Erbe hatte, nicht sowohl aus inniger Bruderliebe sondern einzig und allein um des Erbanfalls willen gekommen sei, war zu schwach, die Aufnahme der ganzen Familie bei seinem Leben abzulehnen, er ließ sich von den Schmeichelworten des Bruders so wie von den süßlichen Weihrauchkörnern, welche ihm die schönen Nichten streu'ten, bethören und pries sich glücklich, in den Armen so naher und mit treuer Liebe ihm ergebenen Verwandten sterben zu können. Bald setzten sich Hildegard und Adelheid, so hießen die beiden Fräuleins, in der Gunst des alten harmlosen Greises so fest, daß sie ihn ganz nach ihren Launen beherrschten, ihn in keinem Zweige seiner Vermögensverwaltung den Willen ließen und die ihnen verhaßte Sophie, deren sie weit überstrahlende Schönheit ihnen ein Dorn im Auge war, wie eine Magd behandelten. Sie hatte die Hauswirthschaft gleich Anfangs ihnen abtreten müssen und ward jetzt nur zu so gewöhnlichen Verrichtungen benutzt, welche überall der gemeinsten Dienerin zukamen. Es hätte vielleicht nur einer einzigen Beschwerde bei dem greisen Pflegevater, wofür sie den Ritter erkannte, bedurft, um sie wieder in den Besitz ihrer alten Rechte einzuführen, ja sie hätte ihm nur sagen dürfen, wie sehr die zu Luxus und Vergnügungen geneigten, in

hoffährtiger Eitelkeit dahinlebenden Nichten seine Güte mißbrauchten und die aus mancherlei Quellen seines Vermögens ihnen zufließenden Summen verschwendeten, gewiß würde der schwache Alte sich ermannt und ihr die Zügel der Regierung seines ganzen Hausstandes wieder überlassen, die stolzen Damen aber zurecht gewiesen haben, doch ihr seelengutes Herz und ihr sanfter Karakter verabscheueten jeden Schein von Verläumdung bis zu dem Grade, daß sie lieber von der Höhenstufe, auf welcher sie doch nur Mitleid und Wohlthätigkeit gestellt hatte, bis zur Dienstbarkeit herabsteigen, als den Blutsverwandten ihres Herrn in den Weg treten mochte. Sie gewöhnte sich nach und nach an diese Erniedrigung und befand sich nur dann ruhig und glücklich, wenn sie in der Zeit, wo die beiden Fräuleins um des Vergnügens willen außer dem Hause waren, was in der Regel fast täglich geschahe, bei dem geliebten Pflegevater sein und dem sehr hinfälligen Greise diejenige Aufmerksamkeit widmen konnte, an welche er gewöhnt war und ihm angedeihen zu lassen seine, nur immer mit sich und ihrem Putz beschäftigten Nichten keine Zeit hatten.

Cuno, des Ritters Bruder, war wieder nach Baiern gereiset, um seinen einzigen Sohn, der dort in Kriegsdiensten stand, mit sich nach Magdeburg zu führen, wo er des Oheims Landgüter und adlichen Besitzungen übernehmen sollte, denn er hatte ihn den greisen Bruder als einen jungen Mann gerühmt, der

ihn den Verlust seiner Söhne bald werde vergessen machen. Während dieser Periode erkrankte der Ritter sehr ernst und nur der treuen und unermüdeten Pflege der häuslich, stillen Sophie dankte er seine endliche Genesung. Es war ein rauher Wintertag, als des Abends in der 10ten Stunde der Ritter Hans von Stein noch munter und wach im Sorgenstuhle saß, und sich mit der frommen Pflegetochter über die Unsterblichkeit der Seele, über den künftigen Zustand der Seligen und andere christliche Glaubenssätze unterhielt, während Hildegard und Adelheid, ihrer Gewohnheit nach, sich auf einem Zechgelage befanden, welches der Markgraf von Brandenburg im Jahr 1281 dafür, daß die Erzbischöfe Günther und Bernhard nach kurzer Regierung resignirt hatten, den Magdeburger Domherren und Patriziern, um sie sich zu seiner endlichen Wahl geneigt zu machen, veranstaltet hatte. Die nur für den Greis besorgte Jungfrau war mit einem schlechten Haushabit bekleidet und hatte keinen Gedanken daran, daß so spät noch ein Besuch erscheinen könne, da trat auf einmal Cuno von Stein mit seinem aus Baiern angekommenen Sohne Wenceslaus, beide noch in Reisekleidern, ein. Der Junker war, ganz im Gegensatze zu den verstorbenen vier Söhnen des Ritters, die alle in üppiger Jugendblüthe geprangt hatten, der welkende Zweig eines abgestorbenen Baumes, ein hageres, bleiches Männlein mit dünnen Haupt- und Barthaar und vermochte nur mit großer Anstrengung

einige vernehmbare Laute aus der schwachen Brust zu drängen. Als er mit vornehmer Ziererei den Oheim gegrüßt und geküßt hatte, warf er sein mattes Auge mit frecher Lüsternheit auf die auch im schlechten Hauskleide reizende Sophie und geruhete, indem sie sich bescheiden entfernen wollte, sie mit wohlwollender Herablassung in die von züchtiger Schaam gerötheten Wangen zu kneifen. Sophie verzieh ihm diese Unart, da sie sich wohl dachte, daß er sie, mit Rücksicht auf ihre fast zu gewöhnliche Bekleidung, für eine der niederen Dienerinnen halte, welche sich solcher Gunstbezeigung mehr zu erfreuen als zu schämen pflegen; sie zündete eine Kerze an, klingelte dem Bedienten und entfernte sich schweigend.

Als sie am Morgen drauf das Frühstück besorgte und dann, auf einen heimlichen Wink des väterlichen Greises, daran Theil nahm, fand sie den Junker geckenhaft frisirt, den dürren Hals mit einer weißen Krause, und den magern Leib mit einem blauseidenen Ritterwams bekleidet. So wie sie sich der mit allerhand Speisen und Getränken besetzten Tafel näherte, warf ihr der Junker, der sich bisher mit den stolzen Schwestern unterhalten hatte, abermals lüsterne Blicke zu und scheu'te sich sogar nicht, ihren Reizen in solchen Ausdrücken seine Huldigung zu bezeugen, welche abermals ihr Sittlichkeitsgefühl verletzen und sie in dem Glauben bestärken mußten, daß sie ihm von dem Vater in keiner eben ehrenvollen Stellung geschildert

worden sein möge. Genug der geistesarme, körperlich abgelebte und von dem habsüchtigen Vater zum Aufbau eines in naher Aussicht stehenden Zauberschlosses herbeigeholte Jüngling, betrachtete sie als eine gemeine Kreatur, welche sich durch seine faden Schmeicheleien und handgreiflichen Huldigungen ganz besonders geehrt fühlen müsse und ging in seinen lüsternen Unternehmungen von Tag zu Tag weiter. Wollte Sophie, wenn sie auch auf die früher genossene Achtung in der Familie verzichtete, ihre Ehre und ihr hohes sittliches Gefühl, den einzigen unantastbaren Schatz ihres reinen Herzens, ungefährdet erhalten, so mußte sie entweder deßhalb bei dem Ritter Beschwerde führen oder das, durch die Dazwischenkunft dieser stolzen und genußsüchtigen Verwandten für sie zur Hölle gewordene Haus für immer verlassen. Sie benutzte die erste beste Gelegenheit an einem Tage, wo sie mit dem Ritter allein war und bat ihn, ihr Haus am Werft beziehen zu dürfen, um seinen Nichten, denen sie längst ein Aergerniß sei, aus dem Wege zu gehen. Hans von Stein war, wenn er auch ein blödes Gesicht hatte, doch scharfsichtig genug, die sie zu solchem Antrage bestimmenden Gründe zu errathen. Zieh' in Gottes- und der heiligen Jungfrau Namen hin in dein rechtmäßiges Eigenthum sagte der ehrwürdige Greis; ich bin zu alt und schwach, als daß ich dich vor den Thorheiten meiner Verwandten, die ich nun einmal nicht verstoßen darf, schützen könnte! Deine

Tugend ist auch in der Einsamkeit ein besserer Schutz, als es hier mein Mund oder mein kraftloser Arm sein würde. Die zu deiner Einrichtung schon bereit liegende Summe werde ich dir einhändigen und meine herzlichen Wünsche, daß es dir stets wohl gehen möge, begleiten dich mit der Bitte, mir einen Aufenthalt bei dir und unter deiner Pflege gönnen zu wollen, falls ich es nicht länger ertragen könnte, in meinem Greisenalter vor den hochfahrenden Nichten übersehen, wohl gar übel behandelt zu werden!"

Ich werde, erwiderte die Jungfrau, nie vergessen, was ich Euch schuldig bin, Herr Ritter! für die viele Liebe und Güte, so Ihr mehr als ein Vater mir erwiesen habt und wünsche, ob ich schon bedauern müßte, wenn Euch Eure Wohlthaten von den Verwandten übel vergolten würden, nichts sehnlicher, als daß ich Euch fortwährend die Pflege angedeihen lassen könnte, mit der Ihr so zufrieden waret und wobei Ihr Euch immer so wohl befandet. Die Witwe meines mir unvergeßlichen Lehrers, Frau Barbara Weißhaupt, wird zu mir ziehen und mir in der Einsamkeit eine gar werthe mütterliche Freundin sein!"

So geschahe es, und obschon die Nichten des alten Ritters scheel sahen, als Sophie das schöne, große Haus als ihr Eigenthum bezog, so waren sie doch froh, sich einer ihnen verhaßten Fremden entledigt zu wissen.

2.

In den späten Nachmittagsstunden eines heitern Herbsttages 1283 wanderten in einem großen und langen, mit herrlichen Fruchtbäumen bestandenen Garten, welcher sich längs der Stromelbe, dicht an derselben hinzog und bis in die Gegend am Holzhofe und zum Petersförder ausdehnte, zwei Frauen und schienen, ob ihnen schon die Abendsonne freundlich entgegenschimmerte, sich gerade nicht in einer heitern Stimmung zu befinden. Es war der zu dem großen Hause gehörige Garten, welches der Ritter von Stein der getauften Jüdin, seiner ihm theuren Pflegetochter, Sophie übereignet hatte und diese sowie ihre mütterliche Freundin, Frau Barbara Weißhaupt, waren die im Dämmerschein des nahenden Abends sich ergehenden Frauen.

Du hast zwar brav und edel gehandelt, liebe Tochter! sagte Frau Barbara, daß du dem Ritter dein Verhältniß zu Georg verheimlichet, und deinem Geliebten den Kummer erspart hast, mit Vater und Brüdern, welche es für einen unvertilgbaren Flecken betrachtet haben würden, wenn ihr hochadlicher Stammbaum mit dem dürren Reise eines verwelkten Judenstammes verunzieret worden wäre, zu brechen, wenn du aber die wohlwollenden, ja wahrhaft väterlichen Gesinnungen des alten Stein gegen dich, wenn du

deines Georgs edele Liebe und den Umstand betrachtest, daß ihn nur diese durch deine, mit offenbaren Starrsinn ausgesprochene Weigerung, jemals die Seinige zu werden, zur Verzweiflung gesteigerte Leidenschaft zu dem Entschlusse bewogen hat, in Markgräfliche Dienste zu gehen, dann wirst du einsehen müssen, daß du dir den Zustand der Trauer und Betrübniß, in welchem du dich, der Natur deines jugendlichen Alters, deines glücklichen Wohlstandes und deiner Bestimmung als Weib zuwider, bisher befunden hast und woraus du dich mit Gewalt zu reißen keinen Muth besitzest, selbst bereitet hast! Darum laß ab, liebe Tochter! von den ewig trüben Gedanken, mache dich mit der Wahrheit recht vertraut, daß es zwar rühmlich sei, einen geliebten Todten zu betrauern. aber darum nicht minder thöricht, deßhalb jedes Lebensglück, jede heitere Aussicht, welche sich auf dem kurzem Lebenswege bietet, von sich zu weisen!"

Ihr könntet mir, theure Mutter! ergegnete Sophie, rathen wollen, meinen Georg zu vergessen und meine Hand einem Manne zu geben, den ich nimmer lieben werde und nimmer lieben kann, da ich mit Georg beim kurzen Abschiede den feierlichen Schwur tauschte, nie eines Andern Gattin zu werden, sowie er nie der Gatte eines Weibes sein wollte, wenn ich auf meiner Weigerung beharren oder das Schicksal uns sonst in den Weg treten würde?

Aber bedenke doch, mein Kind! redete Frau Barbara ein, daß der Tod alle irdischen Bande lößet, mithin auch Eure gegenseitigen eidlichen Verpflichtungen gelößet hat!

Wer steht mir — fuhr Sophie fast zornig werdend auf — dafür, daß Georg wirklich tod ist? Kann er nicht gefangen auf eine ferne Burg gebracht oder krank sein? Ich will Euch — setzte sie leise und geheimnißvoll hinzu — nur vertrauen, gute Mutter! daß mein Georg noch lebt, daß ich dieß im Traume erfahren und darum Hoffnung habe, ihn einmal wieder zu sehen.

Frau Barbara schwieg, denn sie erkannte jetzt, daß ihre unglückliche junge Freundin an einer festgewurzelten Störung ihres sonst sehr gesunden Verstandes litt und zog sie nicht ohne sichtbare Angst vom nahen Ufer der Elbe, auf welcher Sophie starr ihre Augen geheftet hielt. Es war, während die beiden Frauen noch immer am Elbufer im Garten auf und ab wandelten, düsterer geworden, die Sonne war zu Rüste gegangen und nur ein dämmerndes Abendroth zog über den Riesenspitzen der seitwärts herüberragenden Domthürme hin. Mit dem Sinken des Alles belebenden, Alles erfreuenden Sonnenlichts war auch eine feierliche Stille in der ganzen Natur eingetreten, ja die Stadt selbst, aus der man sonst immer ein fröhliches Gemurmel, den Wiederhall des ununterbrochenen Verkehrs der Käufer und Verkäufer, der Aus-

rufer und Hausirer, welche damals nicht allein Waaren sondern mehr noch Wundermittel und Wunderkuren in der edeln Heilkunst öffentlich ausboten, hörte, schien ermüdet sich einer gemüthlichen Ruhe überlassen zu haben; da drangen mit einem Male furchtbare Töne vom Domplatze herüber und verworrene Menschenstimmen, zuweilen in ein lautes Gebrüll übergehend, ließen sich näher und näher nach der Gegend der Elbe zu, über den heutigen Fürstenwall hinweg, vernehmen. Es war, als ob ein Gewitter im Anzuge sei, dessen von fern herrollender Donner sein verhängnißvolles Nahen verkündige. — Was mag dieses Getöse bedeuten? Frau Barbara! frug erschrocken Sophie, ist es doch, als ob ein Volksaufruhr in der Stadt wüthe; hört Ihr? es kommt vom Dom, gewiß wollen Sie den Magdeburgern den Brandenburger zum Erzbischof aufdringen? Bravo, Ihr Bürger! wehrt Euch, widersetzt Euch! Ist Erich nicht der Bruder des Markgrafen, der Euch Viele Eurer Kinder erschlagen, der mir meinen Georg! — —

Um Gott und der heiligen Jungfrau willen verbergt mich in Eurem Hause! bat auf einmal, wie vom Himmel gefallen, ein Mann die beiden Frauen, der leichenblaß, aber im reichen Kriegesschmucke vor Ihnen stand. Versteckt mich in den tiefsten Winkel Eures Hauses, denn meine Verfolger sind mir nahe und ihr furchtbares Schnauben, das vom Dom herübertönt, sagt Euch deutlich, was ich zu fürchten habe,

wenn sie mich einholen!“ — Der Fremde faßte mit krampfhaft zitternden Händen die beiden Frauen an den bauschigten Aermeln ihrer Kleider und zog sie von der Elbe durch den Garten fort nach dem Hause. Wer seid Ihr? frug ihn Sophie, als sie durch die, aus dem Garten nach dem Hofraume führende schmale Pforte neben ihm herging; — Ihr sehet nicht aus, wie ein Verbrecher, und doch fürchtet Ihr die Magdeburger, die gewiß keinem Ehrenmanne ein Haar krümmen lassen, wenn er in ihren Mauern Schutz sucht!

„Ihr sollt Alles erfahren, holde Jungfrau! sagte der Geängstigte, bringt mich nur erst in ein sicheres Versteck, dann könnt Ihr, wenn Ihr wollt, mein Schicksal anhören, auch soll Euch, wenn ich gerettet werde, ein reichlicher Lohn werden!“

Pfui, schämt Euch Herr! wenn Ihr ein Christ seid, mir einen Lohn zu bieten! ergegnete Sophie gereizt; seid Ihr der Hülfe und des Schutzes werth, so ist das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben, der schönste Lohn. Da kriecht unter dieses alte Schiff da, welches hier in dem Stalle liegt und Raum genug in seinem Bauche hat, um Euch und noch ein halbes Dutzend Flüchtlinge aufzunehmen, wenn Ihr etwa Freunde habt, die Euer Schicksal theilen müßten!

In einem mit einer schlechten Lattenhür verwahrten großen Stalle oder Schuppen, welcher früher

eine Wagen=Remise gewesen sein mochte, lag ein alter umgestülpter Elbkahn mit Stroh und allerhand Gerülle bedeckt, unter welchem man schon um deßwillen keinen Menschen vermuthen konnte, weil es schwer hielt, denselben von der Stelle zu bewegen, ohne Besorgniß ihn zu zerbrechen, da er das alte Schiff war, welches vor langen Jahren der Vater Sophiens für ein Spottgeld gekauft hatte, um es ausbessern und wieder in brauchbaren Stand setzen zu lassen. Die etwas ausgeschweiften Seitenwände ließen gerade soviel Raum zu einer Oeffnung, daß nothdürftig ein Mensch hineinkriechen konnte.

Verhaltet Euch nur ruhig — sprach Sophie dem unbekannten Flüchtling zu, als sie den Stall verließ — ich werde Euch Nachricht geben, wenn die Gefahr vorüber ist, hier habt Ihr nichts zu fürchten, da man Euch nicht in mein Haus hat gehen sehen und der lange Garten Euch Gelegenheit geboten haben kann, auf der Elbe zu entkommen!

Der Abend, wo sich dieses ereignete, schien verhängnißvoll für die trauernde und schwer im Gemüth leidende Sophie werden zu wollen, denn mit der Flucht des unbekannten Fremdlings hatte Frau Fortuna nur den ersten launenhaften Anfang gemacht. Es mochte in der neunten Stunde sein, als beide Frauen im traulich warmen Stübchen saßen und immer noch horchten, ob Jemand komme und nach dem Flüchtlinge Nachfrage halten werde; sie sahen

zuweilen durch's Fenster, um zu vernehmen, ob sich noch ein Getöse vom Domplatze her hören lasse, setzten sich aber, als es überall ruhig war, an den kleinen Tisch, auf welchem das Gebetbuch lag, in welchem sie an jedem Abende abwechselnd laut vorlasen und Sophie griff, bevor dieß geschahe, zur Laute.

Spiele mir doch, mein Kind! sagte Frau Barbara, einmal das Lied von dem blinden Könige vor, der, weil er den Waldgott Pan im Flötenspiel den Vorzug vor Apoll gab, zur Strafe dafür mit Eselsohren beglückt wurde. Es heitert uns doch auf.

Aber Mütterchen! erwiderte Sophie, der König Midas war ja nicht blind, doch es ist eine Fabel, da kann er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn einmal blind sein lassen. Doch horcht, Frau Barbara! was poltert denn da die Treppen herauf? ich glaube gar, unserm vornehmen Flüchtling ist die Zeit unter dem alten Schiffe zu lang geworden und so wird er Friedrichen beredet haben, ihn zu uns zu führen, um eine bequemere Schlafstelle zu haben und uns mit der Erzählung seines Abentheuers zu unterhalten.

Sophie nahm die Leuchte vom Tische und schritt zur Thür hinaus. — Heilige Jungfrau! Herr Ritter, bester geliebter Vater, was ist Euch? schrie sie erschrocken und brachte den, von ihrem einzigen Diener Friedrich geführten Ritter von Stein ins Zimmer. Der Greis wankte mühsam bis zum nächsten Sessel, seufzte tief aus der schwer beklommenen Brust und

ließ aus den hohlen, starr hinblickenden Augen einige Thränen fallen, er zitterte und sein bleiches Gesicht ließ etwas Schreckliches ahnen.

Erholt Euch, Herr Ritter! schmeichelte Sophie, möge Euch noch so Schlimmes begegnet sein, Ihr seid hier gebietender Herr und ich trete jeden Augenblick in das Verhältniß einer Magd zu Euch, wenn ,ich damit auch nur das geringste Ungemach von Euch abwenden kann. Was ist Euch theurer Vater? Ihr waret immer so wohl sonst, und seht ganz anders aus, seitdem ich Euch nicht gesehen habe!

Der Greis faltete seine abgemagerten Hände, schlug sie hoch über seinen kahlen Scheitel zusammen und jammerte: die Zeit ist gekommen, Sophie! wo ich meine Zuflucht zu dir nehmen muß, wenn ich die wenigen Tage, die mir der Herr noch auf Erden gönnen wird, in Ruhe verleben will. Erlaß mir die Erzählung aller der Drangsale und Qualen, welche ich von meinen Nichten erduldet habe und noch täglich zu erdulden fürchten muß. Gottes gerechter Zorn hat mich schwer getroffen. Ich war ein reicher Mann aber ich war auch — man nannte mich mit Recht so — ein Geizhals. Jetzt bin ich von meiner Höhenstufe herabgeschleudert worden und bin ein armer Mann, — ein Verschwender. Mit einem Worte: ich war so schwach, noch bei Lebzeiten mein Vermögen meinen Bruderskindern abzutreten und werde zum Dank dafür gemißhandelt, verachtet und verspottet

ja ich leide Noth, während sie das Meinige verprassen und sich einbilden, ich müsse ihr Gnadenbrod essen.

O! laßt es gut sein, geliebter Vater! sprach Sophie, legte sein welkes Haupt an ihre volle Brust und fuhr, ihn liebkosend und seine Wange streichelnd fort: Es ist ein gütiger, liebevoller Gott über uns, denn er hat mein heißestes Flehen erhöret und gewähret, warum ich ihn täglich gebeten habe, seitdem ich von Euch fortgezogen bin. Ihr seid nun bei mir und keine Macht der Erde soll Euch mir rauben. Seht, Herr Ritter!...

O! nenne mich Vater, meine gute Tochter! daß ich mich wieder heimisch fühlen kann bei dir! Nun seht! wollte ich sagen mein Vater! nahm Sophie wieder das Wort, Friedrich ist ein Schiffer und wird mein Erbe, das alte Schiff wieder in fahrbaren Stand setzen lassen, dann machen wir nächstes Frühjahr kleine Ausflüge und reisen einmal zusammen nach Hamburg, wohin mich eine wunderbare Sehnsucht zieht. Doch erlaubt mir, Vater, daß ich Euch einen Augenblick verlasse! vielleicht bring' ich Euch Gesellschaft mit, labt Euch inzwischen an einem Becher Wein, denn ich wahrlich nur angeschafft habe, um ihn Euch vorsetzen zu können!

Die muntere Dirne flog wie ein Pfeil zur Stube hinaus und stand nach kaum zwei Minuten mit ihrem unbekannten Flüchtling wieder vor ihm. Eben war sie im Begriff, ihn nach Namen und Schicksal zu

fragen, als der alte Ritter von Stein aufstand, den Fremden ehrfurchtsvoll grüßte und anredete: „Hier seid Ihr, gnäd'ger Herr? Nun seid getrost! die Magdeburger sind so böse nicht, schon bereuen Sie, wie ich gehört habe, ihren Haß gegen Euch und bieten gewiß gern die Hand zur Versöhnung.

Sophie zweifelte nun nicht länger, daß der Fremde ein vornehmer Herr sei und hatte keinen Muth ihn auszuforschen, dieser aber benutzte die eingetretene Pause und begann: Ich glaube, daß ich in Eurem Hause, werthe Jungfrau, nichts zu fürchten haben werde, denn der Ritter da ist mir mit Freundschaft zugethan und draußen ist alles ruhig und still, man wähnt mich wahrscheinlich schon in Wolmirstedt und wird meine Verfolgung eingestellt haben. Ich bin Erich, bisheriger Domprobst, und heute von dem Domkapitel einstimmig zum Erzbischof erwählt worden. Als die Bürger meine Wahl erfuhren, stürmten sie in Masse den Dom, droh'ten Feuer anzulegen und mich den Flammen preis zu geben, daher hielt ich es für gerathen, mich ihrer Wuth durch die Flucht zu entziehen. Mittelst eines vorgefundenen Seils ließ ich mich durch das heimliche Gemach bei der Kapitelsstube im Hintergebäude herab und gelangte so an das Ufer der Elbe; einem Kahnführer, der zufällig bereit stand, gebot ich mich die Elbe hinunter nach Wolmirstedt zu fahren, stieg aber, da man mich belauscht hatte, an einer mit Gebüsch bewachsenen Stelle

wieder aus und kam auf Kreuz- und Querwegen in den zu diesem Hause gehörigen Garten. Gönnt mir, werthe Jungfrau, noch ein Stündchen Erholung und laßt mich dann mit Hülfe Eures Dieners von dem alten kleinen Schiff Gebrauch machen, unter welchem ich ein paar Stunden geruhet habe, denn nun kann ich unbesorgt gen Wolmirstedt segeln, weil man gewiß schon Kundschafter dahin gesandt haben wird, die jetzt glauben mögen, ich habe einen ganz andern Weg zu meiner Flucht eingeschlagen!

Während der Erzbischof Erich und der alte Ritter von Stein im traulichen Stübchen bei dem Becher saßen und sich Muth und Trost für ihre zwar sehr verschiedenen aber doch ziemlich schweren Leiden und Bekümmernisse tranken, suchte Friedrich mit Hülfe eines treuen und verschwiegenen Mietbewohners das alte morsche Schiff aufzurichten, um es in der nahen Elbe flott zu machen und den flüchtigen Kirchenfürsten wenigstens ein Stück weit fortzubringen, aber so stark und kräftig auch beide Männer waren, das alte Wrak rührte sich nicht von der Stelle und schien tief in den Boden gesunken, gleichsam damit verwachsen zu sein. Man holte eine Axt und suchte durch kräftige Schläge es nur von der Stelle zu bringen, um es dann fassen und fortschieben zu können, doch auch dieser Versuch mißlang, vielmehr lös'ten sich durch die gewaltigen Schläge einzelne Theile der Planken ab und man sahe sich nun genöthigt, von jedem weiterem

Versuche abzustehen, wenn nicht das ganze Schiff in lose Trümmer zerfallen sollte. Sophie, welche dem Erzbischof versprochen hatte, ihn in der Nacht auf der Elbe fortbringen zu lassen, gab sich zwar alle Mühe einen vertrauten Schiffer in der Nähe auszumitteln, der gegen einen reichen Lohn die Fahrt unternehmen sollte, ihre Bemühungen hatten aber keinen günstigen Erfolg und durften nicht offenbar werden, da sonst leicht der Aufenthalt Erichs verrathen werden konnte. Man kam nun dahin überein, daß Friedrich mit dem frühsten Morgen einen Schiffer besorgen, die Nacht aber durchwacht werden sollte, damit, wenn ja Gefahr nahe, der Erzbischof in einen sichern Versteck gebracht werden könne.

Sagt mir doch, frug Erich den Ritter, wie es Eueren beiden Söhnen einfallen konnte, in die Dienste der Markgräflichen zu treten, da Ihr doch immer ein so guter Magdeburger waret, und wegen Eurer Besitzungen Grund genug hattet, dem Interesse der Bürger treu zu bleiben?

Ihr schlagt zwar mit dieser Frage, antwortete der Ritter, eine Saite in meinem Herzen an, gnädiger Herr! welche mich auf lange Zeit wieder verstimmen wird, aber Ihr habt einmal gefragt und ich werde antworten! Seht! mein älterer Sohn, Georg, gerade mein Liebling und präsumtiver Erbe meiner Güter, war von der Liebe zu einer Dirne bürgerlichen Standes so verblendet, daß er sie zu seiner Gemahlin

erheben und den reinen Stammbaum des adlichen Geschlechts von Stein mit einem unvertilgbaren Schandflecken verunreinigen wollte.

Und wer war — frug der Erzbischof — das Mädchen, in das er sich so verliebt hatte, daß er darüber die Ehre seines Namens vergessen konnte?

Ja, wenn ich das wüßte, antwortete der Ritter, oder vielmehr damals gewußt hätte, als mein Sohn noch lebte, ich würde mich doch wohl entschlossen haben, meine väterliche Einwilligung zu geben, um den geliebten Erstgeborenen von dem Entschlusse abzuhalten, wider die Vaterstadt zu kämpfen und in diesem schmachvollen Kampfe sein Leben zu opfern, allein nie hab' ich den Namen der Dirne erfahren können, die ihn so fest mit ihrem Zaubernetze umstrickt hatte.

Wenn der Greis das bleiche Gesicht seiner lieben Pflegetochter und die Thränen gesehen hätte, welche bei dieser Erzählung über ihre Wangen rannen, er würde keinen Augenblick länger im Zweifel gewesen sein, daß Sophie die Geliebte seines unglücklichen Georgs sei. Der Erzbischof Erich hatte ein schärferes Auge, lange ruh'te sein Blick auf dem reizenden Mädchen, dann sagte er, sich zu dem Greise wendend: Laßt es gut sein, Herr Ritter! reißet Eure alte Wunde nicht wieder auf und legt Euch, wie ich auch thun werde, zur Ruhe! Mich beschäftigen jetzt meine eigenen Angelegenheiten, wie Ihr Euch denken könnet, in einem so hohen Grade, daß ich zu einer gelegeneren

Zeit über einen Gegenstand mit Euch sprechen möchte, der auch mir nicht gleichgültig ist! Er blickte dabei die still am Fenster stehende Sophie mit einer solchen Güte und Herablassung an, daß diese den Wunsch in seinen Augen zu lesen glaubte, mit ihr allein sprechen ihr vielleicht etwas vertrauen zu wollen. Sie suchte daher beide Männer zu bereden, sich zur Ruhe zu begeben und führte den alten Stein schmeichelnd in das für ihn zum Schlafgemach bestimmte Zimmer, der Erzbischof blieb, wie er sich schon vorher ausgebeten hatte, im Wohnzimmer, wo er sich völlig bekleidet, um im Nothfall die Flucht fortsetzen zu können, auf ein Ruhebett setzte. Als Sophie das Nachtlicht in ihrem Schlafgemach ausgelöscht, die Thür, wie gewöhnlich verriegelt und der im Nebenkämmerlein ruhenden Frau Barbara gute Nacht gesagt hatte, legte sie sich ebenfalls mit den vollständigen Kleidern auf's Bett, denn sie fürchtete noch immer, man möge den Erzbischof in ihrem Hause suchen und, ehe die wohlverwahrten Thore geöffnet werden konnten, hoffte sie den Verfolgten irgendwo verbergen zu können. Der Schlaf kam natürlich nicht in ihre Augen. Es mochte gerade Mitternacht sein, als sie ein leises Klopfen an der Thür ihres Zimmers hörte und sich rasch vom Lager erhob, denn sie hatte ihrem treuen Diener Friedrich befohlen, sie augenblicklich zu benachrichtigen, wenn sich irgend etwas Ungewöhnliches ereignen werde. Sorglos und nicht zweifelnd, daß der Klopfende Nie-

mand anders als der Diener sein könne, schob sie den Riegel des Schlosses zurück und redete beim Oeffnen der Thür den Eintretenden an: Nun Friedrich! was giebt es? ist Jemand angekommen? — Aber wie erschrak das einsame Mädchen, als sich nicht ihr Diener Friedrich sondern ein Unbekannter in das Zimmer drängte und den Riegel wieder zuschob! der Fremde war ein kleiner in einem Mantel gehüllter Mann mit einer Leuchte in der Hand und sagte rasch, um Sophie nicht laut werden zu lassen! Fürchtet Euch nicht, werthe Jungfrau! ich bin kein Feind und Verfolger des bei Euch verborgenen Erzbischofs Erich, ich bringe Euch und ihm eine gute Mähr!

Sophie war zu ängstlich und um die Sicherheit ihres Gastfreundes Erich zu besorgt, als daß sie einem Unbekannten hätte vertrauen sollen, sie affektirte daher, obschon im Innern voll Furcht und Schrecken einen kühnen Muth und gab dem Unbekannten stolz zur Antwort: „Ihr irrt wenn Ihr bei mir den Erzbischof sucht, und mögt es Euch selbst beimessen, wenn ich mit Euch nach meinem Hausrecht verfahre! Es ist nicht fein, daß Ihr, wie ein Räuber in die Wohnung friedlicher Bürger dringt! Ihr seid mein Gefangener! Bei diesen Worten griff sie mit der Hand nach einer Glocke, womit sie gewöhnlich ihre Dienerschaft herbeirief, der Fremde aber hatte die Glocke eher erfaßt und fuhr in seiner Rede fort: „Ihr trau't mir nicht, werthe Jungfrau! und meint, ich sei ein Feind des

unglücklichen Fürsten! Glaubt das nicht! seh't dieses Zeichen an und urtheilt, ob ich von Jemand gesandt sei, der Euch Uebels thun könne!" Er langte bei diesen Worten mit der Hand unter den Mantel und zeigte einen Siegelring, bei dessen Anblick das Mädchen von einem neuen, obschon freudigen, Schrecken erfaßt wurde. „Um Gottes Willen!" rief sie aus: täuscht mich nicht! Lebt Georg oder habt Ihr ihm den Ring im Tode entrissen?

Könnt Ihr Euch nicht erinnern, daß der Junker beim Abschiede ausdrücklich gesagt hat: „er lebe und denke Euer in Liebe, wenn er Euch dieses Zeichen sende?"

Ja, das hat er gesagt, aber warum hat er so lange nichts von sich hören lassen und besonders dem greisen Vater keine Kunde von seinem Leben gegeben?

Das wird und möge er Euch selbst sagen, wenn er, wie zu hoffen steht, bald nach Magdeburg zurückkehret! Jetzt darf ich Euch nur vertrauen, daß er nicht fern von hier, in Salze, sich aufhält, wohin er als Gefangener aus weiter Ferne gebracht worden ist, um wieder in Magdeburg einzuziehen und in seine alten Rechte einzutreten, sobald der zum Erzbischof erwählte Markgraf Erich als solcher anerkannt und in sein hohes Amt eingeführt werden wird. Darum ersuche ich Euch: laßt mich in Geheim mit dem Erzbischof sprechen und seid einer fröhlichen Zukunft gewiß!

Sophie nahm dem Fremden den Siegelring aus der Hand, zündete ihre Kerze an und betrachtete denselben von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit, dann rief sie freudig aus: „Ja, ich vertraue Euch, wer Ihr auch sein möget, und werde Euch gleich selbst zu dem Erzbischof bringen!“ Sie that, wie sie gesprochen hatte, und ließ all' ihre Zweifel fahren, als sie wahrnahm, daß Erich den Unbekannten als einen guten Freund empfing und sich mit ihm über seine schleunige Abreise berathete. In derselben Stunde noch reisete der Erzbischof mit demselben ab und drückte beim Abschied der Jungfrau mit den Worten die Hand: „Ich muß bis auf Wiedersehen Euer Schuldner bleiben, seid aber getrost und betet für mein Heil, von welchem auch Euer Glück abhängt! Zu Eurer Freude und Beruhigung kann ich Euch sagen, daß Georg von Stein gesund und munter lebt, Eurer mit Sehnsucht gedenkt und, so Gott will, mit mir in Magdeburg einziehen wird, um sich nie wieder von Euch zu trennen! Sagt dem Alten vor der Hand nichts und laßt es meine Sorge sein, seines Sohnes und Euer Glück nach den Wünschen Eurer Herzen zu befördern.

Einige Tage darauf hörte Sophie, daß der zum Erzbischof ernannte Markgraf Erich in Wolmirstedt sei und von da aus mit den Magdeburgern unterhandle und bald darauf zog er unter großen Feierlichkeiten in der Stadt ein, ward mit fröhlichem

Jubel empfangen und gewann durch seine große Milde, Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit die Liebe der Magdeburger gleich in den ersten Tagen seiner Regierung in einem so hohem Grade, daß die Bürger sich ihres alten Hasses schämten und gar nicht wußten, wie sie ihm nur ihre Liebe und Anhänglichkeit bezeigen sollten, da sie noch nie einen so gütigen und auf ihr Wohl bedachten Herrn in ihren Mauern gehabt hatten. Doch Sophie ward von Tage zu Tage trauriger, denn der hohe Prälat hatte sein Wort, ihr den geliebten Georg in die Arme zu führen, immer noch nicht gelöset und sie zweifelte nicht, daß er über seinen vielen Geschäften ihrer ganz vergessen habe. Sie lebte so eingezogen, als sie nie gethan hatte, und suchte nur immer dem alten Pflegevater v. Stein die Grillen und Sorgen zu verscheuchen, deren sich von Tage zu Tage immer mehr und mehr über dem Haupte des unglücklichen Greises lagerten, denn einmal kam die Nachricht, daß seines Bruders Sohn das ihm abgetretene Stammgut veräußert, dann daß sein Bruder Cuno die Häuser in der Stadt verkauft und dann mit seinen leichtfertigen Töchtern die Absicht habe, in das Judendorf zu ziehen, um dort in Gemeinschaft mit einem schlauen Hebräer ein Handelsgeschäft zu betreiben, bei welchem, voraussichtlich, der Rest von Ehre und Vermögen bald verschwinden mußte. Der Ritter von Stein hatte nur wenige Pretiosen von seinem Eigenthume gerettet und hän-

digte sie eines Tags der geliebten Pflegetochter mit der Bitte ein, dieses als den letzten Beweis seiner väterlichen Gesinnungen anzunehmen, zugleich aber auch sich zu entschließen, ihre Hand dem jungen und reichen Kaufherrn Balthasar zu reichen, welcher so flehentlich um sie geworben, auf jede Mitgift verzichtet und gewiß außer seiner Liebe zu ihr keine eigennützige Nebenabsicht habe, doch Sophie wußte dem um ihr zeitliches Glück so väterlich besorgten Greise immer solche Gründe für ihre Abneigung vor dem Ehestande vorzutragen, daß er, um ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun, nachgeben und, wie er meinte, der Zeit überlassen müßte, ihre Entschließung über kurz oder lang zur Reife zu bringen.

An einem äußerst unfreundlichen Nachmittag, als der Ritter mit Sophie im Zimmer saß und seine Grillen mit Anhörung ihres ihn ungemein bezaubernden Lautenspiels zu zerstreuen suchte, fühlte er sich so außerordentlich froh und weich gestimmt, daß er, während sie ein Lied geendet hatte und die Saiten des Instruments stimmte, im Uebermaße seines Entzückens ausrief: „Ach, wie sehr erheiterst Du mein Leben, mein gutes Kind! möchte nur einer meiner Söhne leben und Dir seine Hand bieten wollen, gewiß Du würdest, ja Du dürftest sie nicht ausschlagen diese Hand, die ich Thor sonst nur für ein ebenbürtiges Fräulein geschaffen glaubte! Ja, Kind Du brauchst nicht zu erröthen, wenn ich es ausspreche,

daß ich in Deiner Seele, in Deinem ganzen Wesen einen Adel finde, der den Werth der Frauen bekundet und vielen adlichen Fräuleins, leider auch meinen unwürdigen Nichten fremd ist, und daß ich stolz bin, Dich erzogen zu haben, aber noch stolzer sein würde, wenn ich Dir mit dem Rechte einer Tochter vergelten könnte; sieh'! darum bin ich oft so traurig und verdrüßlich, daß ich Dich nicht so glücklich weiß, als Du es zu sein verdienst —!

„Das kannst Du, alter Graubart! — antwortete ihm statt Grußes der Domherr v. Seebach, ein alter Freund und lebensfroher Kumpan, welcher ins Zimmer stürmte und die letzten Worte des Ritters gehört hatte. Ja, ja! das kannst Du! wiederholte er dem Freunde die Hand schüttelnd —; gieb den beiden Liebenden Deinen Vaterseegen und lebe wieder auf in Deinen Enkeln!

Der Ritter kannte den stets heiter und launig gestimmten Domherrn als einen argen Witzbold und Spaßmacher und wollte ihm eben eine schlagende Antwort geben, als sein todt geglaubter Sohn Georg ins Zimmer trat und an seinem Halse hing.

Wir wollen uns nicht bei einer Scene aufhalten, die sich, wie sie wirklich folgte, jeder Leser leicht selbst denken kann und begnügen uns zu bemerken, daß Junker Georg, der lange Zeit schwer verwundet in der Gefangenschaft gewesen war, wenige Wochen darauf der glücklichste Gatte der schönen Sophie

ward, denn der lustige Domherr v. Seebach war im Auftrage des Erzbischofs gekommen und hatte das glückliche Verhältniß mit Begleitung eines fürstlichen Geschenks für Sophie eingeleitet. Leider mußte Georg mit seiner Gattin in dem Hause derselben wohnen, da das väterliche Vermögen zerstoben und zu dessen Wiedererlangung keine Hoffnung vorhanden war. Das junge Ehepaar hatte aber mit Hülfe der erzbischöflichen Freigebigkeit und Dankbarkeit zu leben, und Georg von Stein begann das an sich schon große und schöne Haus seiner Gattin in einen Feenpalast zu verwandeln. Was sich darin und daran nur verjüngen und veredeln ließ, das wurde versucht und Glück und Geschmack boten sich freundlich die Hände. Gerade befand sich eines Tags Georg in dem Seitengebäude, um aus einer Schuppe das alte halb zerfallene Schiff herausschaffen zu lassen, weil sich ein Liebhaber dazu gefunden hatte, als Sophie hinzutrat und ihren Gatten bat, dieses alten Geräths, als des einzigen Erbstücks ihres Vaters, zu schonen. Da nimm es hin! sagte Georg, und mache Lustfahrten damit; laß es aber vergolden, da sonst an den faulen Planken schwerlich eine Farbe halten würde! uns Beide und den Vater wird es ja wohl noch tragen!

Es mußte mit großer Anstrengung auf den Hof geschafft werden, und um das liebe und einzige Vatererbe nicht zertrümmern zu lassen, stellte sich Sophie zur Seite und griff mit ihren zarten Händen selbst

mit an. Da! mit einem Male ließen die ungeschickten Träger das schwere Fahrzeug fallen und auf beiden Seiten borsten die morschen Planken. Alle blieben starr und steif vor Schreck und Verwunderung stehen, Eins sahe das Andere, Jeder mit Erstaunen das alte Schiff an, denn aus künstlich verborgenen Fugen rollten unzählige Goldstücke und bedeckten weithin die reine Fläche des großen Gehöftes. Was ist das? frug Junker Georg. Der alte Stein, welcher daneben stehend dem Geschäft zugesehen hatte, zog frommgläubig das sammtne Barett vom kahlen Scheitel und rief: So segnet Gott die Seinen, welche ihm vertrauen und sich auch mit Wenigem begnügen. Wie das Geld in dieses alte Schiff gekommen sein mag wer könnte das ergründen? Dein Vater war rechtmäßiger Besitzer und so ist der reiche Schatz Dein Erbe, meine Tochter!"

In der That aber war es wunderbar, wie die Menge der Goldstücke in das alte Schiff gekommen sein mochte. Man vermuthete, daß bei den damaligen Kriegen, welche fast überall stattfanden, ein flüchtiger Feind seine Schätze, etwa die Kriegskasse, oder ein Räuber die gemachte Beute in den künstlichen Fugen verborgen, daß ihm ein Anderer das Fahrzeug abgenommen und daß dieses, seine mit dem Inhalte unbekannten Besitzer lange Zeit gewechselt habe. Dem mochte sein, wie ihm wollte, der viele Tausende betragende Schatz war rechtmäßiges Eigenthum des

Schiffseigners mithin gehörte er mit allem Recht der jungen Gemahlin des Junker Georg. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß ließ Sophie das alte Schiff wieder ausbessern und die äußeren Seiten der Planken, wie ihr Georg im Scherz geäußert hatte, vergolden. Jenes Haus hieß seitdem „zum goldnen Schiff," und führt, wenn schon das Schiff längst nicht mehr vorhanden, vielleicht erst bei dem Magdeburger Sturm 1631 mit verbrannt ist, noch heutigen Tages diesen Namen. —

Ein ganzes Jahr und darüber hatte Georg mit seiner Gemahlin und seinem alten Vater in dem Hause zum goldnen Schiff gewohnt, ein Söhnlein schmückte schon als frische Blüthe den Steinschen Stammbaum und hatte den alten Vater wieder mit frohen Hoffnungen und neuen Kräften belebt, da trat eines Morgens, als Georg mit dem Vater beim fröhlichen Imbis saß und die letzten Becher leerte, welche die Feier seines Geburtstags mit ihrem Namens-Vetter, dem edeln Steinwein, gefüllt hatte, Sophie in das Zimmer, legte ihrem Gatten eine große Papierrolle über die Hände und sagte: „Da, trauter Georg! Wenig mit Liebe, aber doch Etwas, wonach Dein Herz sich lange im Stillen gesehnt hat!" Sie gab ihrem Gemahl einen herzlichen Kuß und eilte wieder aus dem Zimmer.

Was soll das? frug Georg; stand aber, nachdem er die Rolle entfaltet und eine Seite herunter

gelesen hatte, rasch vom Stuhle auf, rieb sich die thränenfeuchten Augen und sprach tief gerührt zum alten Ritter: „Ach, Vater! welche Perle haben wir an unserer Sophie! Ihr wißt, daß ich keinen Theil an dem Golde haben wollte, welches sich in dem alten Schiff vorgefunden hat. Nun hört, wie das brave Weib darüber verfügt hat!

Nun — fiel ihm der alte Ritter in die Rede — sie wird doch das viele Geld nicht etwa zu milden Stiftungen verwendet oder den Armen geschenkt haben, wie sie uns, thun zu wollen, droh'te, wenn wir es ihr nicht abnehmen würden!? Etwas zu solchen guten Zwecken würde schon brav genug sein. —

Hört, Vater! was sie gethan hat! Euer schönes Haus, das durch die zügellose und verschwenderische Lebensweise unserer nobeln Verwandten verschuldet war, hat sie wieder angekauft, das Innere wieder so, wie es zu der Zeit war, als Ihr es besaßet, ausmöbliren und einrichten und Euch als Eigenthum verschreiben lassen und — aber hört doch nur! — und für mich hat sie das schöne große Haus am Markte gekauft, das mir immer so in die Augen stach, wenn ich vorüber ging und welches bisher Eigenthum des Domkapitels war. (Dem Leser machen wir bemerklich, daß dieses Haus das vormalige Seidenkramerinnungshaus, jetzt die Börse, war.) Für die Stadtarmen hat sie ein Kapital von tausend Gülden bewilliget und sich vorbehalten, außerdem in

ihrem Hause zum goldenen Schiff, wöchentlich armen alten Frauen eine Geldspende zu verabreichen.

Die beiden Männer hatten sich noch nicht von ihrem Staunen gesammelt, als Sophie mit einem jungen Manne eintrat, den sie ihrem Gemahl als einen Schiffer vorstellte, welcher sich vor Kurzem in Halle verheirathet und deßhalb die Absicht habe, sein altes, baufälliges Haus an der Elbe (gegenwärtig der Sitz einer höhern Töchterschule) zu verkaufen. Sie nahm ihres Gatten Hand und sagte: „Heute darfst du mir nichts abschlagen, lieber Georg!" Dieser gute Mann hier muß schleunig sein Haus verkaufen, kann aber keinen Käufer finden, du wirst es ihm, mir zu Liebe abkaufen und es dann nach deinem Geschmacke umbauen. Der Handel wurde geschlossen und der arme verschuldete Schiffer ging seelenvergnügt von dannen, denn er empfing doppelt so viel, als die alte Hütte werth war. In demselben Jahre noch ließ es Georg von Stein geschmackvoll umbauen.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen, der alte Ritter wiegte in jedem Jahre einen frischen Enkel auf seinen Knieen und wohnte mit seinen Kindern wieder im alten, durch den Umbau von innen und außen, verschönertem Hause, denn so lange er lebte, mochten sie das große Haus am Markte nicht beziehen und benutzten es nur, wenn sie dem Adel und der angesehenen Kaufherrnschaft ein Fest gaben, da hörten sie eines Tags, daß Cuno von Stein gestorben sei, dessen

Sohn, Wenceslaus, aber in der tiefsten Armuth lebe und die beiden Schwestern desselben, Hildegard und Adelheid mit ihm zusammen in dem Judendorfe wohnen sollten, der Erstere hatte die ihm durch die allzugroße Gutmüthigkeit und übel vergoltene Freigebigkeit des alten Ritters empfangene Burg, welche in die Hände des Erzbischofs Erich gekommen war, verpraßt, hatte sogar die Wohlthaten, welche ihm der fürstliche Prälat in Berücksichtigung seines Ritterstandes zuwendete und wovon er immer noch anständig leben konnte, durch eine höchst rohe und sittenlose Lebensart vergeudet und überdem noch den kleinen Vermögensbestand, welchen die beiden Schwestern besaßen, auf betrügerische Wege an sich gebracht. Er saß, hieß es, seit längerer Zeit wegen Wegelagerung in strenger Haft und die beiden Schwestern, von welchen die Aeltere einen fahrenden Ritter geheirathet, der sie aber bald nach ihrem Vermögensverfall verlassen hatte, nährten sich nothdürftig von den Almosen, die sie von einigen Kaufherren und adlichen Familien empfingen. Man sahe sie häufig in armseliger Bekleidung durch die Straßen wandeln, wo sie sich nicht scheueten, die ihnen zufließenden Wohlthaten persönlich in Empfang zu nehmen. Der alte Ritter wendete jedesmal seine Augen ab, wenn er die sonst so adelstolzen und hochmüthigen Dirnen, welchen in seinem Hause nichts gut genug und in deren Blicken seine geliebte Schwiegertochter Sophie eine verachtete Jüdin gewesen war,

in ihren vergelbten Fahnen und mit bleichen abgemagerten Wangen vorübergehen sahe. Auf einmal waren die beiden unglücklichen Geschöpfe verschollen, man sahe sie nirgends mehr in der Stadt, und auf eingezogene Erkundigungen hieß es, sie wären mit dem Bruder, welcher nach seiner Entlassung aus der Stadt verbannt und in seine Heimath, nach Baiern, gewiesen worden, fortgezogen. Als Sophie ihr sechstes Kind, eine Tochter, geboren und nach dessen Taufe in ihrem Hause am Werft eine Nachfeier dieses frohen Ereignisses veranstaltet hatte, brachte sie, während Vater und Sohn — die beiden Ritter von Stein — mit einigen bewährten Freunden an der Tafel saßen und der Speisen warteten, zwei anständig gekleidete Frauen in das Zimmer und stellte sie den Gästen als ihre lieben Verwandten, die in dem Hause (zum goldenen Schiff) wohnten, vor. Ihr Gemahl sowohl als der alte Ritter von Stein nebst allen übrigen Freunden konnten die Großmuth und zarte Rücksicht, womit Sophie ihre sonst so lieblosen Peinigerinnen bedacht hatte, nicht genug bewundern, denn sie hatte ihnen in dem schönen Hause eine sehr geschmackvoll eingerichtete Wohnung eingeräumt und sorgte mit schwesterlicher Liebe und Theilnahme für ihren Unterhalt; sie hatten endlich, leider zu spät, erkennen gelernt, daß auch der Reichthum und zeitliche Wohlstand in der Hand des Thoren und Verschwenders spurlos verschwinden und nur Reue und nie zu

bekämpfenden Schmerz als traurige Erinnerungen zurücklassen. — Noch ein, aber ein furchtbares Ereigniß, sollten die guten Menschen, Ritter Georg und seine geliebte Gattin erleben. Kaum war nämlich der alte Vater von Stein gestorben, so trat eines Tages ein zerlumpter, einem Todtengerippe ähnelnder Gesell ins Zimmer, stellte sich den beiden Ehegatten als ihr Vetter Wenceslaus von Stein vor und machte Ansprüche an den Nachlaß des Verblichenen. Georg mußte ihn mit obrigkeitlicher Gewalt aus dem Hause weisen und erfüllte die letzte Verwandten-Pflicht dadurch, daß er die Leiche des Unglücklichen, welcher einige Tage darauf im Siechhause starb, anständig beerdigen ließ.

Wo ist das Schiff? wo ist das Gold
  Aus jener Zeit geblieben?
Der Feind hat sie vertrieben. —
  Dem Hause doch
Bleibt immer noch
  Des gold'nen Schiffes Name hold.

Nie wird der Name untergeh'n,
  So lange Stadt und Elbe
Sich küssen, wird derselbe
  Dem Hause hold
Auch ohne Gold
  In allen Zeiten fortbesteh'n.

Dem, der das gold'ne Schiff besitzt,
  Wird einst aus seinen Mühen

Ein gold'ner Baum erblühen.
Nur unverzagt
Und frisch gewagt!
Wenn's über dir auch kracht und blitzt!

Richmodis.
(Aus der Vorzeit von Köln.)

Um das Jahr 1400, zu einer Zeit, wo verheerende Seuchen über die Erde zogen und auch im Erzstift Köln eine große Sterblichkeit herrschte, lebte in einem Hause am Markt in Köln, der edle Ritter Mengs von der Aducht mit seiner Hausfrau Richmodis. Ihre Ehe war überaus glücklich, jedoch nicht mit Kindern gesegnet. Da sahe Richmodis sich plötzlich von der allgemeinen Krankheit ergriffen und starb auch wirklich zur größten Trauer ihres Gatten und ihrer Verwandten, sowie zum Leidwesen der zahlreichen Armen und Hülfsbedürftigen, die von ihrer Wohlthätigkeit sich milder Spenden erfreut hatten. Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe der Apostelkirche begraben. Nun schlich in der Nacht der Todtengräber dahin, um

die Verblichene der Kleinodien die man ihr gelassen hatte, zu berauben. Er grub die Leiche aus; indem er aber den Sarg öffnet und ihr den Trauring abziehen will, erhebt sich die todte Frau in ihren Leichentüchern; Grausen erfaßt den Räuber, er läßt Spaten und Laterne zurück und nimmt die Flucht.

Frau Richmodis nahm hierauf die Laterne, und schritt auf der ihr wohlbekannten Straße nach dem Hause ihres Gatten zu. Sie klopfte so lange an, bis der Ritter ein Fenster öffnete und nach ihrem Begehr fragte. Als sie nun sagte, daß sie seine begrabene Ehegattin sei, wollte der Ritter dies nicht glauben und ließ sie stehen. Richmodis pochte stärker um Einlaß. Da kam der Ritter nochmals ans Fenster, hörte ihr Flehen und glaubte die Stimme seiner Gemahlin zu erkennen. Immer noch zweifelnd, sagte er jedoch: „du kannst so wenig mein Ehegemahl sein, als meine Rosse die Treppe hinauf auf den Söller steigen." Kaum hatte er indessen diese Worte ausgesprochen, als er auf der Treppe schon das Gestampfe der Rosse hörte, welche hinauf zum Söller liefen. Entsetzen ergriff ihn und er eilte die Pforte zu öffnen.

Noch lange lebte das Ehepaar; aber kein Lächeln schwebte mehr um Richmodis Lippen. Sie gebar ihrem Manne drei schöne Kinder. Mit kunstgeübter Hand hatte sie ein großes Tuch gewebt und es der Kirche zu den heiligen Aposteln geschenkt, wo es lange aufbewahrt wurde. Nach dem Tode der beiden Ehe-

leute wurden sie in der Kirche zu den heiligen Aposteln begraben und der Stein, unter welchem das fromme Paar schläft, hauchte liebliche, wehmüthige Töne.

Die Geschichte selbst wurde in den Vorhallen der Apostel-Kirche durch eine schauerliche Malerei verewigt, und noch jetzt sagt man in Köln, er macht ein Gesicht, wie der Todtengräber in St. Aposteln. Jetzt ist die Vorhalle und mit ihr die Schilderei zerstört. Die Pferde waren in Holz geschnitzt und standen in den Söllerfenstern des Hauses; auch sie sind verschwunden, wie man denn selbst das Haus nicht mehr genau kennt, in welchem jene Begebenheit sich ereignete.

Bewundernswürdig ist es jedoch, daß die Vorzeit mit den Städten Magdeburg und Bolkenhayn ein ähnliches Ereigniß mit Köln hat.

Die alten Sachsen, ihr Götzendienst und dessen muthmaßliche Beziehung auf den Namen Magdeburgs.

In den urältesten Zeiten haben, wie der römische Geschichtsschreiber Tacitus berichtet, im nördlichen Deutschland Suevische Volksstämme gewohnt, die unter dem Namen der Chaucen bekannt waren. Um die Zeit nach Christi Geburt kamen über die See, längs der Elbe herauf die Thüringer und breiteten sich von da bis an die Unstrut aus. Sie theilten die Länder, welche sie eingenommen hatten und denen sie den Namen Thüringen gaben, in zwei Theile und nannten diese Nord- und Südthüringen. Die Länderstriche zwischen der Elbe, Saale, dem Harz, der Aller bis zur Havel gehörten zu Nordthüringen, folglich auch die Gegend um Magdeburg. Im nordwestlichen Deutschland wohnte, mit Viehzucht und Ackerbau beschäftiget, ruhig und seßhaft das Volk der Sachsen, während die Bewohner des südöstlichen Deutschlands, die

Sueven, ein wanderndes Leben führten. Die Sachsen, ein deutscher Volksstamm, hatten lange mit Betrübniß gesehen, wie ihre Brüder, die Deutschen am Rhein von den übermüthigen Römern bekämpft und geknechtet worden waren, da hörten sie auf einmal, daß sich dieselben nicht nur tapfer gewehrt, sondern sogar den Rhein überschritten und sich von dem Joche ihrer Feinde völlig frei gemacht hatten, sich deßhalb auch die Franken, d. i. Freien nenneten. Ihr kriegerischer Muth erwachte, sie zogen den Franken zu Hülfe und setzten sich in Westphalen fest. Von nun an drangen sie immer weiter vor und breiteten sich von dem Harz, dem Thüringer Walde, dem Rhöngebirge, dem Speßart und Taunusgebirge, zwischen der Elbe und dem Rhein bis nach der Nordsee aus. An der Elbe bekämpften sie die Thüringer, besiegten sie mit Hülfe der Franken und nahmen 534 n. Ch. den König der Thüringer, Hermanfried, gefangen, worauf sie, in Folge eines Vergleichs mit dem Frankenkönige Theodorich, das ganze Nordthüringen in Besitz nahmen. Bald überschritten sie auch die Elbe und theilten die eroberten Länder.

Die Thüringer mußten ihnen zinspflichtig werden. Bis ins 11te Jahrhundert blieb aber der Name Nordthüringen. Im 5ten Jahrhunderte waren die Sachsen schon so weit vorgedrungen, daß ihr Fürst Odoaker, mitten in Nordthüringen, und zwar in Rosenburg, ohnweit des heutigen Magdeburgs, seinen

Sitz nahm. Ihre Kämpfe mit den Thüringern dauerten fort und diese wurden endlich mit Hülfe der Franken ganz aus Nordthüringen von der Elbe verdrängt.

Nun theilten die Sachsen die eroberten Länder in Ostphalen, Engern und Westphalen und in dieser Verfassung traf sie im 8ten Jahrhundert Karl der Große. Der Ländertheil an der Elbe in der Gegend des heutigen Magdeburg hieß also Ostphalen, doch tauchte nach Bekämpfung der Sachsen durch Karl den Großen der alte Name Nordthüringen wieder auf und blieb, wie wir schon oben bemerkt haben, bis zum 11ten Jahrhunderte. Ob der große Karl an der Stelle, wo unser Magdeburg liegt, schon eine Stadt oder Burg dieses Namens vorgefunden habe, ist eben so geschichtlich ungewiß, als ob er den daselbst wohnenden Sachsen die Wohlthat des Christenthums gebracht und sie aus dem finstern Heidenthume errettet habe. Wahrscheinlich war schon vor ihm das Christenthum bis an die Elbe gedrungen, denn Karl fand bei seinem Erscheinen den Mönch Ludger, der mit seinem treuen Hunde Helmin in der bruchigen Waldgegend des alten Norddeutschen Gaues, sich eine Hütte gebaut und, wegen seines frommen Wandels vielleicht mehr noch wegen seiner Kenntniß der Kräfte der heilenden Kräuter und Pflanzen, mit den alten Sachsen einen innigen Verkehr hatte. Viele Sachsen waren im Stillen von ihm zum Christenthum bekehrt

und Karl fand an ihm und seinem Bruder Hildegrün ein paar tüchtige Werkzeuge zur Verkündigung und Befestigung des, gegen das rohe Heidenthum, zu wunderbarer Begeisterung hinreißenden, milden, Christusglaubens. Ludger konnte sehr bald nach Karls Erscheinen in Helmstedt ein Kloster gründen. Wenn Magdeburg nicht schon vor Karls Zeiten gegründet worden ist, so ist es gewiß in dieser Periode geschehen, und muß, so klein und unbedeutend es immer gewesen sein mag, schon einen Namen gehabt haben, besonders wenn man erwäget, daß schon im 5ten Jahrhunderte ihr Fürst in Roseburg residirte. Hat es vor Karl und Ludger bestanden, so ist es wahrscheinlich. daß es seinen Namen einer Burg oder Feste verdankt. welche die Sachsen zur Abwehr ihrer Feinde an der Elbe erbauet und die sie einer ihrer Gottheiten geweihet hatten, sollte es erst nach Ludgers und Karls Erscheinen und Wirken gegründet worden sein, so kann eben sowohl in der angelegten Grenzburg ein, der heil. Marie Magdalena geweiheter Tempel oder Altar errichtet worden sein, waran man den Namen Marien Magdalenen-Burg und in der Abkürzung „Magdeburg" abgeleitet hat.

Heinrich der Finkler, welcher um die Zeit von 919 – 936 regierte, muß Magdeburg schon als einen bedeutenden Ort vorgefunden haben, da er auf dem Elbwerder Turniere halten ließ. Hiernach müssen alle Meinungen der alten Geschichtsschreiber, welche

den Namen „Magdeburg" aus der Mythologie der Römer herleiten und die alte Burg zu einem Venustempel machen wollen, als leere Hypothesen in sich zusammenfallen, und dies um so mehr, als gewiß die, dem Römervolke so feindlichen alten Deutschen keinen ihrer Sitze nach, einer Römischen Gottheit fortgenannt haben würden, wenn sie auch einen Venustempel und einen nach demselben benannten Ort vorgefunden haben sollten. Wenn, was am wahrscheinlichsten ist, die alten Sachsen an der Elbe eine Burg angelegt und ihr einen Namen gegeben haben, so kann man wohl mit aller Zuversicht annehmen, daß der Name von einer, ihrer vielen heidnischen Gottheiten hergenommen sei und diese würde dann keine andere gewesen sein, als die Freia, die Göttin der Liebe und Eintracht, welche auch Magad oder Magath genannt wurde.

Dem sei nun, wie ihm wolle; wir haben Veranlassung, einen Rückblick in das Leben unserer Urväter zu thun und uns in dem Götterreiche der alten Sachsen ein wenig umzuschauen. Die Sachsen waren auch ein unserer Erinnerung würdiges Volk, aus welchem nach dem Erlöschen des Carolingischen Stammes, das Kaiserthum neu erblühte und gar kräftig empor wuchs. Die Namen Heinrich und Otto werden unvertilgbare Zierden in der Geschichte des sächsischen Volks bleiben!

Wenn auch die alten Deutschen und insonderheit auch die alten Sachsen vor ihrer Sittigung durch

Karl den Großen im 8ten Jahrhunderte dem finstern Heidenthume anhingen und in Wäldern, Hainen, in Büschen und auf Bergen einzelne Gottheiten anbeteten, ihnen Tempel und Denkmäler errichteten und ihnen opferten, so lebte doch in ihnen ein Gefühl, das sie zu dem Glauben an einen einzigen großen Gott, an ein einziges höchstes, unsichtbares Wesen hinzog und sie gewiß zur Annahme des Christenthums vor vielen anderen Völkern empfänglicher gemacht hat. Ihre Götter oder Götzen galten ihnen als unsichtbare Geister, denen sie außerordentliche Kräfte zuschrieben, die sie sich in Bildern versinnlichten, nach welchem sie gewisse Zeitabschnitte berechneten und von denen sie glaubten, daß sie gewisse Naturereignisse hervorbrächten, deren Entstehung, Ursache und Wirkung sie sich nicht zu erklären wußten. Die alten Deutschen oder Sachsen hatten auch nicht allgemeine, sondern fast jeder Stamm hatte seine eigenen Gottheiten. Als allgemeine, allen Völkern deutschen Stammes heilige Gottheiten waren:

Die Sonne, der Mond, das Wasser, das Feuer, die Luft und die Erde, sowie der Donner.

In ihren Helden und berühmten Altvordern verehrten sie Nebengötter ohngefähr so, wie die Katholischen Christen noch heutigen Tages ihre zahlreichen Heiligen anbeten oder wie die Mythologie der alten Griechen und Römer lehrt, daß deren Götter und Halbgötter verehrt worden seien. Der „Thor" war

die höchste, gewaltigste Gottheit, er hatte, nach der Lehre ihrer Priester, Donner und Blitz in seiner Gewalt, konnte Sturm und Ungewitter erregen und regierte mit seiner allvermögenden Kraft die ganze Welt.

Die Sachsen insbesondere, hatten sieben große und mehrere kleine Götter; nach den ersteren, welche: Die Sonne, der Mond, Tuisko, Wodan, Thor, Freia und Soter waren, benannten sie die sieben Tage der Woche. Allen hatten sie an gewissen Orten Tempel oder Säulen oder andere Denkmäler errichtet, Bäume, Wälder, Berge und Flüsse geweihet und verehrten in diesen Bildern ihren Götzen, denen sie auch besondere Gestalten gaben.

Die Sonne verehrten sie am Sonntage und stellten sie bildlich in der Gestalt eines halbnackten Mannes dar, dessen Kopf mit feurigen Strahlen und die Brust mit einem flammenden Rade umgeben war. Dem Monde dienten sie am Montage und bildeten ihn in der Gestalt eines Weibes ab, mit kurzem Rocke und einer Kappe mit langen Eselsohren, die Mondscheibe in der Hand tragend. Vielleicht wollten sie mit diesem Gebilde auf die Unbeständigkeit des Wetters hindeuten und einen Vergleich mit der Natur des weiblichen Geschlechts bezeichnen.

Dem Tuisko oder Teut war der Dienstag geweihet. Er wurde als ein Mann mit einer Thierhaut bekleidet und ein Scepter in der Hand tragend dargestellt. Er war der Gott der Gerechtigkeit, daher

sie am Dienstage Gericht hielten; auch das Wort „Ding" und den Namen Teutanen oder Deutsche von ihm ableiteten. Ein Gericht oder ein Sitz der Gerechtigkeitspflege hieß davon der „Dingstuhl". In dem Dorfe Teutleben bei Wettin (Dudeleben), soll vor Alters ein Tuisko oder das Bild des Götzen Teut gestanden haben. Dem Wodan war der Mittwoch gewidmet, er war der Gott des Krieges und ward als ein geharnischter Mann mit Helm, Panzer, Schild und Schwerdt dargestellt. Der Mittwoch hieß auch Wonstag oder Wodenstag. Dieser Götze hieß auch Gote, Gnode, Godan oder Guodan und soll dem, bei Halle gelegenen Dorfe Gutenberg, welches sonst Godanburg, Godemburg geschrieben wurde, den Namen verliehen haben; es liegt nemlich die dasige Kirche mitten im Dorfe auf einem hohen Berge und soll, der noch immer dort gangbaren Sage nach, ein dem Wodan geweihter Götzentempel gewesen sein. Der Thor wurde am Donnerstage angebetet; er war der alten Deutschen und Sachsen Jupiter und wurde in der Gestalt eines ehrwürdigen, kräftigen Greises auf einem Throne sitzend mit Krone, Scepter und Donnerstrahl abgebildet. Donner und Blitz hielt man für die Wirkungen seiner gewaltigen Kraft, der Donnerstag hieß ursprünglich Thorstag. In dem ebenfalls ohnweit Halle gelegenen Dorfe Tornau, Tarnow, soll ein Tempel des Thor gestanden haben.

Die Freia, welche von andern Stämmen auch

Ostor, Astar, Astarde genannt wurde, verehrte man am Freitage. Sie war die Göttin der Liebe und wurde als ein schönes, gewappnetes Weib mit Schwerdt und Bogen abgebildet. Ein Tempel der Freia soll in Magdeburg gestanden haben.

Der Sator, auch Crodo genannt, wurde am Sonnabend verehrt. Sein Bild wurde in der Gestalt eines alten Mannes dargestellt, mit einem langen Rock, langem Haar und Bart, mit den bloßen Füßen auf den scharfen Floßfedern eines Barsches stehend, in der linken Hand ein Rad, in der rechten einen Wassereimer mit Blumen und Früchten tragend. Er soll den Deutschen der Saturn der Römer, also der Gott der Zeit, noch Andern ein Bild der Sonne gewesen sein, welche die Sachsen und andere nordische Völker unter dem Namen des Wodan oder Odin verehrten. Ein solches Götzenbild unter dem Namen Crodo, soll auf der Harzburg nicht weit von Goßlar gestanden haben und von Karl dem Großen zerstört worden sein.

Außer diesen sieben großen oder Hauptgötzen gab es noch, wie oben bemerkt, mehrere andere, z. B. Die Irmen-Säul, Jodutte, Ostar, Harta, Püsterich ꝛc.

Die Irmen- oder Ermen-Säul war eine Statue, welche zu Ehren des tapfern Armin oder Hermann, welcher die Römer schlug, errichtet und für den Kriegsgott der Sachsen gehalten wurde. Er stellte einen geharnischten Mann vor, in der linken Hand eine

Waage in der rechten eine Fahne mit einer darauf abgezeichneten Rose haltend, bis an den Leib in Blumen stehend führte er auf seinem Helme einen Hahn und vor der bloßen Brust einen Bär, unter derselben aber einen Schild, in welchem oben eine Waage und unten ein Löwe abgebildet war.

Die Hertha, von der schon Tacitus sagt, daß sie von den Angelsachsen verehrt worden sei, war die Göttin, welche die Egyptier unter der Isis, die Phrygier unter der Cybele und die Römer unter der Ceres verehrten, also unser Aller Mutter, die Erde oder die Göttin der Fruchtbarkeit und des Getraides. Sie wurde unter verschiedenen Gestalten, immer als ein Weib mit Sichel und Garbe, vorgestellt.

Der Püsterich oder Püster ward personificirt als ein männliches Bild von Metall mit kurzem Haar, dickem Kopf und Bauche, nur zwei und einen halben Fuß hoch und inwendig hohl, so daß der innere Raum 9 Maaß Wasser faßte und 76 Pfund wog. Oben auf dem Kopfe und an dem Munde sind zwei kleine Löcher, welche, wenn das Bild mit Wasser gefüllt und aufs Feuer gesetzt worden war, mit hölzernen Pflöcken zugeschlagen wurden. Wenn sich das Wasser erhitzt hatte, fing die Figur an zu schwitzen, stieß die eingeschlagenen Pflöcke mit einem starken Knall heraus und warf aus den Löchern das Wasser in glühende Strahlen von sich. Was dieser Götze, von welchem noch heutigen Tages ein solches Bild

in Sondershausen auf dem fürstlichen Kunst= und Antiquitätenkabinet zu sehen ist, das sonst in Rothenburg auf dem Kiffhäuser stand, den alten Sachsen gewesen sein, darüber schweigen alle Geschichtsschreiber, wahrscheinlich hat er einen bösen Geist repräsentirt, der, wenn ihm keine, oder nicht gnügende Opfer dargebracht worden waren, seinen Zorn zu erkennen gegeben hat — also ein Trugbild der heidnischen Priester, um von dem abergläubischen Volke Opfergaben zu erpressen.

Unter Jodutte oder Jedutte auch Zedut verstand man eine Gedächtnißsäule, welche Herzog Lothar von Sachsen, nach der **1115** wider Kaiser Heinrich V. am Welfelsholze im Mannsfeldischen gewonnenen Schlacht auf dem Wahlplatze zum Andenken an solchen Sieg hatte errichten lassen. Das Wort Jedutte oder Jodutte war in der alten deutschen Volssprache soviel als „Gedeute" d. h. Bedeutung; das unwissende Heidenvolk aber sahe jede Statue, jedes ihm Bewunderung erregende oder ihre Vorstellung übersteigende Bild für ein Götzenbild oder für das Bild einer Gottheit an, daher die alten Sachsen auch jene Jedutte wie ein Heiligthum betrachteten und ihr göttliche Verehrung bezeigten. Außerdem kannten und verehrten die Sachsen oder überhaupt die alten Deutschen noch viele andere Gottheiten und hatten ihre besonderen Haus=, Feld=, Wald= und Wassergötzen. Sie bauten gern an die Flüsse und glaubten in dem Brausen der Fluthen wie in dem Rauschen der Bäume die Stim

men der Götter zu hören. Wohl mag die nahe Elbe, wohl mögen die Hügel, welche sich im fetten Boden an der Elbe erhoben, und bei Ueberschwemmungen Sicherheit versprachen, oder die an der Elbe liegenden Inseln, vielleicht die dichten Eichenwälder in dem schwarzen Marschboden, die der Viehzucht und dem Ackerbau geneigten Sachsen bestimmt haben, sich in der Gegend von Magdeburg seßhaft zu machen und an der Elbe eine Burg zu bauen, in welcher sie den heidnischen Ueberfällen trotzten und wo sie ruhig und in friedlicher Eintracht leben konnten. Wenn dies mehr als wahrscheinlich, obschon nicht geschichtlich erwiesen ist, so läßt sich mit gleicher Wahrscheinlichkeit denken, daß sie einer ihrer Gottheiten einen Tempel errichteten oder ihr Götzenbild in der Nähe ihrer Niederlassung, vielleicht in der an der Elbe angelegten Burg oder Feste verehrten.

Und dann könnte diese Gottheit keine andere als die Göttin der Liebe und Eintracht, die oben genannte Freia, welche sie auch Magada, Magath oder Meid nannten, gewesen und es würde dann leicht zu begreifen sein, daß der Name Magdeburg nicht von der Venus der Römer entlehnt, sondern deutschen Ursprungs wäre. Unter König Heinrich I., dem eigentlichen Städtegründer und Beglücker Deutschlands dadurch, daß er die Ungarn schlug und den öfteren Einfällen und Verheerungen derselben ein Ende machte, bestand unser Magdeburg schon und kann kein unbedeutender Ort

gewesen sein, weil er, wie schon oben bemerkt, worden, daselbst Kampfspiele oder Turniere hielt. Heinrich, welcher im Jahre 936 starb, hinterließ seinem Sohne, Otto dem Gr. ein wohl geordnetes Reich, aber keineswegs ein Land, in welchem nur Christen wohnten. Man muß überhaupt nicht glauben, daß mit der Gründung von Bisthümern auch die christliche Religion in allen deutschen Gauen verbreitet worden sei. Auf den Dörfern und einzelnen Höfen lebten noch bis in das 12te und 13te Jahrhundert hinein fast lauter Heiden, denn als 1161 das Kloster Disdorf im Salzwedler Kreise gestiftet ward, befand sich noch keine christliche Familie in der Umgegend und noch 1246 befahl der Bischof von Halberstadt dem Probst von Disdorf, die heidnischen Wenden von den Höfen zu vertreiben und sie mit Christen zu besetzen. Der Götzendienst hat sich daher weit über die Einführung des Christenthums unter den Sachsen hinaus erhalten und die heidnischen Götzenbilder der Sachsen und Wenden mögen auf den mit Wald bewachsenen Höhen, in den Schluchten, Thälern und Dörfern noch lange Zeit gestanden, und in Stillen eine göttliche Verehrung genossen haben, denn wer trennt sich gern von alten, liebgewordenen Gewohnheiten, von Denkmälern und Bildern, die eine heilige Erinnerung an alte ehrwürdige Zeiten in sich tragen? So sind bis auf den heutigen Tag noch Ruinen, Wahrzeichen und Bruchstücke von alten Götzen übrig, die

mit hoher Sorgfalt in den Kunst, und Antiquitätensammlungen erlauchter Personen oder Behörden verwahrt und womit die religiösen Gebräuche unserer Vorfahren auch bildlich erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht gelehrt werden. Vielfältig werden nur hie und da die Namen solcher Denkzeichen unrichtig angegeben und häufig mit der Benennung der alten Wendischen Götter und Götzen verwechselt. Es wird darum nicht überflüssig sein, unsern geehrten Leser in der Kürze auch die Gottheiten der alten Wenden näher zu beschreiben.

Die alten Wenden beteten eine gute und böse Gottheit an, die Erstere nannten sie Jüterbog oder auch Belbeg, die Andere Zernebog. Die Städte Jüterbok und Belberg bei Halle sollen diesen Götzen ihre Namen verdanken.

Außerdem verehrten sie: den Swantewith, Trigla, Flins, Radegast, Prave oder Prano, den Zuttibur, Borawit, Farawit, Rugewit und Siwa oder Seba.

Der Swantewith, eine Figur mit 4 Köpfen, in der rechen Hand einen in Form eines Horns gestalteten Becher, in der linken einen Flitzbogen haltend, stellte die Sonne oder das heilige Feuer vor.

Trigla war nakt, mit 3 Köpfen und hatte einen halben Mond in der Hand, er repräsentirte den Mond.

Flins war ein mit einem langen Mantel bedecktes Todtengerippe, er hielt in der Hand einen Stock

mit einer Fackel oder Blase und trug auf der Schulter einen Löwen; er war der Todesgötze.

Der Radegast ward dargestellt mit einem Schild auf der Brust, in welchem sich ein Ochsenkopf zeigte, auf dem Kopfe einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und eine Hellebarde in der Hand. Die Stadt Radegast im Anhaltschen sowie die Dörfer Ride und Rideburg bei Halle sollen von ihm ihre Namen haben. Auch dieser Götze stellte das Sonnenlicht vor.

Der Prove oder Prano hielt, auf einer Säule stehend, in einer Hand eine Pflugschar, in der anderen einen Spieß mit einem Fähnlein; auf dem Kopfe hatte er eine Krone mit langen Ohren und an den Beinen Stiefeln. Wahrscheinlich war er der Götze des Landbaues..

Die Siwa oder Seba war die römische Venus und ward als ein naktes Weib mit langen fliegenden Haaren und einem Kranze auf dem Kopfe, in der rechten Hand einen Apfel in der linken eine Weintraube haltend dargestellt. Außerdem verehrten die Wenden, gleich den alten Sachsen, noch viele andere Gottheiten, hielten mancherlei Thiere für heilig und bauten und wohnten gern an Flüssen und in Wäldern, wo sie häufig Götzenbilder aufstellten. Im 8ten sowie im 9ten Jahrhundert sind, bei Verbreitung des Christenthums durch den heil. Bonifazius, welcher Erzbischof zu Mainz war, ingleichen durch Karl den Gr. viele wendische Tempel und Götzen zerstört worden,

es haben sich aber auch viele Ueberbleibsel gar lange erhalten. Die Wenden bezeigten sich hartnäckiger in der Annahme des Christenthums als die Sachsen, opferten noch lange nach dem 10ten Jahrhundert ihren in dunkeln Hainen oder Wäldern stehenden Götzen-Menschen und verließen in der Regel lieber das Land, als daß sie sich bekehren ließen.

Wenn man die Aehnlichkeit der alten sächsischen und wendischen Götzen in ihrer bildlichen Darstellung erwägt, wenn man die Betrachtung festhält, daß die Sachsen und Wenden sich häufig in ihren Wohnsitzen gegenseitig überfallen und bekämpft haben, so darf man mit Rücksicht auf den Namen Magdeburg auch die Möglichkeit nicht ausschließen, daß vielleicht die Wenden den ersten Sitz an der Elbe gegründet und dem Orte von einem ihrer Götzen den Namen gegeben haben. Die Siwa oder Seba der Wenden kann eben so wie die Freia der Sachsen, wenigstens mit mehr Recht als die Venus der Römer, der angelegten Schutzburg oder Feste an der Elbe den Namen verliehen haben; insofern man auf das Wort Magd oder „Magde" kein so großes Gewicht legen will. Denn Magd oder Maid ist ein deutsches Stammwort und kann erst in späterer Zeit, als gleich mit der Gründung der alten Burg, gegen ein anderes altes, deutsches oder wendisches Wort vertauscht worden sein. Zum Schluß wiederholen wir, daß die alten Wenden wie die alten Sachsen von ihren heidnischen Götzen,

dienste den Glauben an ein einziges höchstes Wesen, an einen einigen Gott nicht ausschlossen und daß ihre Götzenverehrung neben dem Glauben an eine einzige Gottheit wohl bestehen konnte, da ihnen die Götzen als ihre Heiligen oder Schutzgeister galten. —

Wir knüpfen an diesen geschichtlichen Ueberblik eine Sage, deren Inhalt die gewiß nicht unwahrscheinliche Vermuthung enthält, daß Magdeburg seinen Namen eher, wenigstens mit derselben Glaubwürdigkeit, einer ursprünglich wendischen als sächsischen Burg oder kleinem Elbfeste verdanken mag.

In einer stürmischen Frühjahrsnacht, als nicht lange erst die Elbe von ihrem Treibeise befreit war, stand auf dem Vorsprunge eines kleinen Kastells oder festen Schlosses ein Mädchen, jung und schön, mit einer ungegerbten Ochsenhaut um die Schultern und nakten Arme geschlungen und schau'te, still lauschend, über den nur wie ein grauer Bandstreifen vorüberrauschenden Elbstrom. Es war in der Gegend, wo später das Burggrafenschloß gestanden haben mag und heute das Magdalenenstift steht. Die Nacht mußte rauh und kalt sein, denn das Mädchen fror, daß ihr die Zähne im Munde klapperten und sie sich die äußerste Gewalt anthun mußte, um vor diesem Geklapper und dem Klopfen ihres Herzens nur irgend ein Geräusch, das Nahen eines Elbkahns oder sonst eines Zeichens, worauf dasselbe zu warten schien, zu vernehmen. Lange, wohl über eine Stunde hinaus-

mochte sie gewartet haben, als stromabwärts auf der Elbe leise doch vernehmlich ihr Name „Hinda!“ gerufen ward. Sogleich trat sie um einige Schritte weiter vor und antwortete mit halbleisen Rufe fragend: „Olav?“

Ich bin es, tönte es eben so leise herüber, komm herab! dort an dem Weidengebüsch werd' ich landen! Hinda, so hieß die junge Sachsin, flog wie vom Sturme getragen, rückwärts, stieg mehrere Stufen herab und eilte zum bekannten Weidengebüsch am Elbufer. Olav, ein junger Wende, war eben aus dem Kahne gestiegen, als Hinda ankam und Beide lagen sich freudetrunken in den Armen. Dich hat wohl gefroren, trautes Herz? sagte der Jüngling, komm wärme dich an meiner Brust und stärke dich aus meiner Flasche! Er nahm das immer noch zitternde Mädchen in den linken Arm und langte mit der Rechten ein großes Horn aus seinem warmen Pelze, aus welchem Hinda trank. Ich danke dir, Olav! sagte sie, mir war da oben gar nicht wohl, dein Getränk hat mir Feuer in die Adern gebracht.

Schon gut! nahm Olav das Wort, — bist du noch entschlossen, zu thun, was du mir gestern versprachst? Wie? du zögerst mit der Antwort! Willst du meine Geliebte, mein herziges Weib sein? Hast du deine Schwüre vergessen, oder bereuest du es, einen Wenden zu lieben? O, sei nicht gleich so stürmisch, Olav! Laß uns hier überlegen und plaudern, denn

ich bin ja sicher vor jeder Entdeckung, da mich Meta zu Bett gebracht und gewiß keinen Gedanken daran hat, daß ich so verwegen sein und durch die Mauerluke entschlüpft sein könne. Sieh, lieber Olav, nur mein guter Vater dauert mich, denn wer steht mir dafür, daß er im Getümmel des Ueberfalls und noch dazu in so finsterer Nacht von deinem Volke erschlagen werde? Ich, Hinda! ich, Geliebte! stehe, ja ich bürge dir mit meinem Leben dafür, daß ihm kein Haar gekrümmt werde.

Aber, Olav! ist es nicht Unrecht, ist's nicht Sünde, daß ich an meinem Volke zur Verrätherin werde?

Kann das Unrecht, kann es Sünde sein, Hinda! wenn du über den Besitz eines Gutes Recht sprichst, welches Eigenthum der Wenden, von diesen redlich erworben und ihnen mit Unrecht, durch List und Waffengewalt entrissen worden? Ach, wie oft soll ich dir es wiederholen, daß dieses Haus, das dein Volk in eine Kriegsfeste umgewandelt hat, ursprünglich von uns erbaut und der großen Seba als ein heiliger Tempel geweihet worden ist? Sieh Geliebte! diese Seba ist den Liebenden hold, sie haßt den blutigen Kampf und wird uns beistehen, wenn wir sie wieder einführen wollen in die ihr geweihete Stätte! Weißt du nicht, oder glaubst du nicht, daß wir es einzig ihrem mächtigen Schutze verdanken, wenn wir so oft schon ungestört, ja ungehört von den Deinen, uns in

dunkler Nacht hier getroffen haben? Seba liebt uns, weil sie die Göttin der Liebe ist und wir in unserer Liebe nur leben, und mit dieser heiligen Gluth ihr ein angenehmes Opfer bringen.

Ach, theurer Olav! die Liebe zum Vaterlande schilt mich eine Verrätherin, eine Sünderin! Zürne mir nicht, Geliebter, weiß ich doch nicht, wie ich recht handle.

Bist du eine Christin geworden, daß du an ein Vaterland, wie an einen Himmel glaubst? oder ist dir das Gefühl der Rache des gemißhandelten Wendenvolkes nichts werth? Hast du einen andern Glauben als wir Wenden? Haben wir Wenden und ihr Sachsen nicht denselben großen Geist, den wir als Weltenschöpfer verehren und sind Euere Götter andere Wesen als unsere, weil sie andere Namen haben? Sieh! Hinda, die Erde ist das Werk eines einzigen Schöpfers, dieser ist der Vater aller Geschöpfe, folglich ist das ganze Weltal aller Menschen Vaterland; unsere Heiligen sind Puppen, mit welchen wir zur Unterhaltung spielen müssen, damit wir den Priestern nicht hinter den Vorhang sehen, wenn sie säen und erndten! So ist es auch bei Euch Sachsen. Willst du eines Wenden Weib sein, so suche dir auf keiner Erdscholle ein Vaterland. Sag'! wann können meine Leute kommen? und wie viel Köpfe zählt die Feste? —

Hinda legte ihr blondes Lockenhaar an des jungen Wenden-Kriegers Brust und sagte: Wann zwei

Kerzen im Fenster meines Kämmerleins brennen, ist der Eingang am Elbufer offen. Aber noch einmal, Olav! schone des Vaters und gelobe mir, daß ihm kein Leid geschehe!

Ich gelobe es — sprach feierlich der Jüngling und preßte die Sachsin näher an sich — aber du hast mir noch eine Frage zu beantworten: wie stark ist Euer Volk in dem Kastel? Etwa dreißig Männer, antwortete das Mädchen, aber viele Frauen. Doch was ist das? setzte sie erschrocken hinzu — du steckst ja ganz in Eisen.

Laß das, Hinda! dafür bin ich ein wendischer Führer, morgen ruht er in deinem Kämmerlein der schwere Panzer, wenn Alles gut geht. Jetzt eile zurück! noch diesen Kuß! Mit einem raschen Sprunge schwang sich Olav in den Kahn und ruderte eilig von dannen; er hatte nicht weit zu fahren, denn am jenseitigen Ufer standen seine Leute, eine Schaar tapferer Wenden ihres Führers wartend.

Als Hinda die Stufen wieder hinaufschritt, hörte sie etwas sich ihr nahen und glaubte dunkle Gestalten zu bemerken, welche aus der Gegend des Weidenbusches kamen, wo sie mit dem Wendenhäuptling gestanden hatte. Sie hatte sich nicht geirrt. Ihr Geheimniß war belauscht worden und nach wenig Augenblicken sahe sie sich als ertappte Verrätherin in einem finstern Thurme.

Die Sachsen spielten nun die Rolle der Wenden.

Alles, selbst die Frauen nicht ausgenommen, schlich sich wohl bewaffnet aus der kleinen Feste, stellte sich am Ufer der Elbe zum Angriff bereit in Schlachtordnung und erwartete die Feinde. Man hatte in Hinda's Schlafkammer zwei brennende Kerzen aufs Fenstergesims gestellt und betrachtete nun die wendischen Krieger, wie sie in ihren langen und schmalen Kähnen heranzogen. Es mochten etwa hundert Wenden sein, welche, nachdem sie mit den Kähnen an's Land stießen, geräuschlos und sich sicher glaubend, ausstiegen. Die Sachsen hatten sich niedergelegt und fielen über die größtentheils noch wehrlosen Wenden, welche erst ihre Waffen ausladen mußten, her. Der größere Theil ward erschlagen, der junge Häuptling Olav befand sich mit vielen Wunden bedeckt unter den Gefangenen.

Mehrere Wochen lang hatte Hinda in ihrem Gefängnisse zugebracht und auch Olav lag noch immer krank an seinen schweren Wunden, der Leib war wohl durch den Eisenharnisch, welchen er getragen hatte, beschützt, allein durch Schläge der gewaltigen Streitkolben der Sachsen, war der Kopf mit vielen Verletzungen und Schwielen bedeckt worden, so daß er bewußtlos auf einer Stelle gelegen hatte. Als er soweit wieder genesen war, daß er aufstehen und in dem kleinen Gefängnisse, worin er verwahrt ward, umhergehen konnte, trat eines Tages Wanfried, Hinda's Vater, welcher Befehlshaber der sächsischen Besatzung in der kleinen Elbfeste war, zu ihm ein, grüßte ihn

freundlich und redete ihn an: „Ihr seid frei, Olav! und mögt von dannen ziehen, wenn Ihr wollet, nur sollt Ihr zuvor versprechen, meiner Tochter zu entsagen, und fernerhin nichts wieder zn unternehmen, was uns in dem ruhigen Besitz des kleinen Kastells hier stören könnte! Wollt Ihr das?

Ich bin — entgegnete stolz der junge Wende — Befehlshaber einer Schaar Krieger, welche die Aufgabe zu lösen hat, diese Burg, das von den Wenden ihren Göttern errichtete und von dem Volke der Sachsen ihnen widerrechtlich entrissene Haus, zu erobern. Entnehmt daraus meine Antwort!

Wie aber dann — frug Wanfried von neuen — wenn Ihr mit meiner Tochter, die Ihr liebt, abziehen und sie als Euere Gattin mit Euch nehmen dürfet?

Was kann die Liebe eines Einzelnen mit dem Interesse des Volks gemein haben?

Ihr wollet also der Geliebten, nicht aber dem Unternehmen auf unsere Feste entsagen?

Euere Feste? Ich will meine Freiheit mit keiner Entsagung erkaufen! sagte trotzig der Wendenhäuptling.

Nun so will ich Euch auch nicht weiter zureden und verkündige Euch hiermit Euere Freiheit, ohne alle Bedingung! Ihr seid von heute an nicht mehr mein Gefangener, sondern mein Gast und als Euer Wirth lade ich Euch freundlich ein, noch einige Tage bei mir

zu verweilen, bis Euere Wunden völlig geheilt sein werden.

Und ich werde Hinda sehen, mit ihr sprechen könen? frug der Wende.

Nein, das steht nicht in meiner Macht, sagte Wanfried, sie ist eine Verrätherin und hat das Leben verwirkt, wird aber, da wir Eure Unterredung mit ihr belauschten und ihre Gesinnungen kennen lernten, die Freiheit erhalten, denn ein liebendes Weib ist leicht zu verführen. Der Wendenhäuptling knirschte unwillig mit den Zähnen und schloß, sich abwendend, die Unterhaltung: Ich will nicht Euer Gast sein! bin ich frei, so laßt mich ziehen.

Er ward an demselben Tage noch entlassen und Hinda enthielt gleichzeitig ihre Freiheit gegen das ihr abgedrungene Versprechen, fortan keinen Verkehr weiter mit Olav zu unterhalten! doch was kümmert sich die Liebe um ein solches Versprechen, wenn sie mit der Nichterfüllung desselben auch nur einen Augenblick der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand erkaufen kann?

Wir müssen hier einen Rückblick in die Geschichte thun, um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich, wenn auch nur ohngefähr, in die Zeit hineinzudenken, wann sich die der Sage untergelegten Ereignisse zugetragen haben mögen.

Außer den Sachsen, welche sich um die Elbe herum ausgebreitet hatten, rückten diesem Strome auch

die Wenden, ein slavischer Volksstamm, der aus Servien herübergekommen zu sein scheint, näher, drangen nach Böhmen, in die Lausitz, nach Meißen bis in die Mark vor und setzten sich hauptsächlich im Anhaltischen sowie im Saalkreise fest. Sie theilten sich in die Wilzer- und Sorben-Wenden und beunruhigten die Sachsen und Thüringer so lange, bis sie von Karl dem Großen wenigstens gedemüthigt wurden. Als ihnen später ihre Feinde, namentlich die Sachsen, zu überlegen wurden, verbanden sie sich mit den Hunnen oder Ungarn, mit welchen sie Deutschland zu vielen Malen überflutheten, bis auch diese von Heinrich dem Vogelsteller, dem Vater des großen Otto, in den Schlachten bei Merseburg und Keuschberg aufs Haupt geschlagen und ganz aus Deutschland vertrieben wurden. Die Wenden kamen aber auch nach dieser Zeit wieder zum Vorschein und beunruhigten namentlich bis ins erste Jahr der Regier. Otto's I. die Umgegend von Magdeburg, bis sie dieser mit sammt den Hunnen nach mehreren siegreichen Gefechten völlig verjagte. Die Zeit, in der sich die unserer Sage zu Gegenständen der geschichtlichen Uebertragung dienende Materie bewegt mag also die letzte Regierungsperiode Heinrichs, des Finklers oder Vogelstellers, gewesen sein, wo sich nur noch schwache und nur bisweilige Einfälle der Wenden und Hunnen geltend machten, die aber stets zum Vortheil der Sachsen abgeschlagen wurden. Wir nehmen den Faden wieder auf. —

Hinda setzte, ihres Versprechens ohngeachtet, die nächtlichen Zusammenkünfte mit dem Wendenführer Olav fort, sie hatten sich eine andere Zeit so wie eine andere Stelle gewählt und waren vorsichtiger als vorher, indem die kluge Dirne ihre alte Magd Wlasta, eine Böhmin, in ihr Geheimniß eingeweihet und diese stets als Wächterin und Aufpasserin bei Seite hatte. Es war ein rauher Herbsttag, als die kleine Besatzung der Feste, welche die Sachsen — als die von den Wenden eroberte der Göttin Seba geweihete Stätte — Maideburg nannten, ausgezogen war, um gen Halle aufzubrechen, wo die Wenden die sächsischen Krieger verdrängt und sich festgesetzt hatten; nur wenige Männer, meist Krüppel und Verwundete, waren daheim geblieben und bildeten die schwache Wache. Niemand dachte daran, daß an dem Tage, wo alle Sachsen und Wenden zu der bevorstehenden Schlacht in die Gegend von Halle gezogen waren, dem kleinen Kastell ein Ueberfall zugedacht sein könne, und Alles überließ sich der Ruhe und Heiterkeit um so sicherer, als Wanfried, der Hauptmann der Sachsen, eben so streng im Haus- als Kriegs-Regiment nicht daheim und Hinda, seine Tochter, zu gut war, als daß sie den Burgbewohnern nicht hätte einen fröhlichen Tag gönnen sollen, der ihnen außerdem selten zu Theil ward. Die Männer setzten sich zusammen in ein großes Zimmer der Burg und zechten, Hinda sorgte für Meth und Wein aus dem mit solch geistigen Getränken

reichlich versehenen Keller ihres Vaters und forderte die jungen Dirnen und Weiber auf in dem ohnweit der Burg gelegenen alten Seba= oder Magad=Tempel (an der Stelle der heutigen sogenannten Eselskirche) sich mit Spiel und Tanz zu vergnügen. Um die neunte Abendstunde, bis wohin sie mit den übrigen Frauen, wider ihre Gewohnheit, ungemein lustig gewesen war, ward ihr auf einmal unwohl, daher sie Wlasta zu Bett bringen mußte. Aber kaum mochte eine Stunde vergangen sein, als das Kastell sowohl als der Magad=Tempel von wendischen Kriegern wimmelte. Sie fanden die schwache Besatzung der Sachsen berauscht und wehrlos und bemächtigten sich eben so ohne Schwertstreich des Tempels. Die Mädchen und Frauen der Sachsen sollten eingeschift und als Gefangene fortgeführt werden, die Wenden aber hatten keine Eile und labten sich erst an den eben aufgetragenen Speisen und Getränken, da stürmte der Wendenführer Olav in die Burg und schrie zornglühend: Seid ihr deßhalb hieher gezogen, um Euch verbrennen zu lassen in dem Neste? Heraus und nieder mit den verrätherischen Dirnen, die, während ihr schlemmt und zecht, Feuer unter die großen Holzstöße gebracht und eine Flamme angefacht haben, die euch den Ausgang gehemmt haben würde, wenn ich nicht wachsam und Zeuge ihres teuflischen Unternehmens gewesen wäre. Er hob den gewaltigen Streitkolben und befahl seinen Kriegern, ihm in festgeschlossener

Reihe zu folgen. Die Wenden drangen in den kleinen Hofraum und fanden, zu ihrem Schrecken, denselben mit einem erstickenden Dampf und Rauch angefüllt, an den beiden Ausgängen, welche zur Elbe führten, schlug ihnen die Lohe der brennenden Holzhaufen entgegen und durch den hintern Ausgang, durch welchen die Frauen der Sachsen entronnen waren, stürmten sächsische Krieger herein. Die Wenden mußten, um nicht auf der Flucht erschlagen zu werden, zur verzweifelten Gegenwehr greifen und waren, während sie vor wenig Augenblicken noch als Sieger eingezogen, auf einmal von Denen, die sie nur erst überfallen hatten, in einen schmachvollen Zustand der Vertheidigung versetzt worden. Wie grimmige Tiger stürzten sie, Olav an der Spitze, auf die Sachsen los, schlugen mit ihren schweren Streitkolben und Aexten dieselben zurück und rannten dann durch die verrätherischen Flammen der Elbe zu, um sich in ihre Kähne wieder einzuschiffen und das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Der Tag schien ihren Untergang an eine rettungslose Flucht zu knüpfen, denn fort waren ihre Kähne und keine ihrer Wachen gab auf das weit über den Strom hinbrausende Feldgeschrei Antwort. Nur zu gewiß war es, daß die Wenden verrathen, daß die Kähne, nach Niedermetzelung ihrer Wachen, versenkt oder weit fortgetrieben, die großen Holzstöße, welche jetzt überall brannten, aber absichtlich dort auf-

gestellt und gleich nach ihrer Landung in Brand gesteckt worden waren. Was war in der verzweiflungsvollen Lage, in der sie hinter sich die Feinde, vor sich die Elbe hatten, zu thun? Zum Glück erleuchteten die brennenden Holzstöße die Umgebung der Burg, sowie einen großen Theil der Elbe so hell, daß die Wenden mindestens sich zum Kampfe ordnen und die Sachsen, wenn sie naheten, erkennen konnten. Wie ein grimmiges Löwenpaar, dem seine Beute oder seine Jungen entreißen worden, stand die kleine Schaar der Wenden mit hochgeschwungenen Streitkolben dem gewissen Tode geweihet, am Elbufer und blickte trotzig nach Magdeburg, einem damals nur aus wenigen Hütten bestehenden Flecken, in der Erwartung, die Sachsen würden sich nahen und den Ueberfall mit ihrer Vernichtung im Kampfe oder in den Fluthen der Elbe rächen; doch Alles blieb still und ruhig, nur das Knistern und Prasseln der brennenden Holzstöße um die hell erleuchtete, den Flammen trotzende Feste hörte der kleine Haufe und schloß nach längerem Verweilen in diesem Zustande, nicht ohne Grund, daß es den Feinden an Kraft und Muth zu ihrer Verfolgung fehle. Olav, den um die geliebte Hinda bangte, schlich sich in tief gebeugter Stellung zurück bis nahe an die Feste und ließ, hart am Gemäuer stehend, ein der jungen Sachsin bekanntes Zeichen, den gellenden Ton des Nachtigallenschlages vernehmen, da ward es hell in Hinda's Kämmerlein eine weibliche Gestalt mit

langen, fliegenden Haaren und einem Kranze auf dem Kopfe nahete dem Fenster, öffnete dasselbe und rief mit laut und lieblich tönender Mädchenstimme herab: „Wendische Krieger! Euch haben Frauen in Männerkleider gehüllt überfallen, kehret muthig zurück und rettet Eure Götter! Seba wird Euch schützen, aber eilt dann in Eure Kähne, die Ihr wiederfinden werdet, und gebt jeden Gedanken, diese Burg zu erobern, auf! Das Volk der Sachsen wird siegreich aus der Schlacht zurückkehren und Hertha, die große Sachsengötttin wird ihnen beistehen, denn sie hat sich diese fruchtbare Gegend zum Wohnsitz erlesen und ihrer Macht vermögen Eure Götter nicht zu widerstehen.

Olav eilte im Sturmschritt zu seiner Schaar und verkündigte den harrenden Kriegern, was er gehört und gesehen, sie zum nochmaligen Sturme ermunternd. Seba stand noch immer im hell erleuchteten Kämmerlein Hinda's und mit tollkühner Verwegenheit und Begeisterung drangen die Wenden in die Feste. Niemand begegnete, Niemand widerstand ihnen. Das Götzenblild der Seba ward im Triumph voran getragen und ebenso der blutige Leichnam der im Kämmerlein erschlagenen Hinda, die sächsischen Frauen hatten sie als eine Verrätherin getödtet, weil sie fürchteten, der zurückkehrende Häuptling Wanfried, ihr Vater werde abermals seinen Einfluß aufbieten, um die geliebte, einzige Tochter zu retten. Ruhig zogen die Wenden von dannen und kehrten seitdem nie wieder

nach Magdeburg zurück, denn sie waren bei Halle besiegt und hatten im Frieden mit den Sachsen nur soviel erwirket, daß sie in dortiger Gegend wohnen durften. Die Zeit, in welcher dieser letzte Versuch der Wenden, an der Elbe bei Magdebueg wieder festen Fuß zu fassen, sich bewegte, mag um das Jahr 935, also ein Jahr vor der Regierung Otto's I., gewesen sein. Magdeburg war damals noch ein offener Ort ohne Mauern und Thore, und wurde größtentheils von Fischern bewohnt, die sich in kleinen Häusern oder Hütten an der Elbe aufhielten. Im Norden der Stadt stand das Burggrafenschloß und gegen Süden, da wo jetzt die Regierungsgebäude stehen, lag ein großer Meierhof, von verschiedenen anderen Gebäuden umgeben. So fand Otto der Große die Stadt und erst unter seiner Regierung konnte man ihr den Namen einer Stadt beilegen.

Die heilige Eiche in der Kreuzhorst.

Ohnweit Magdeburg zwischen der alten und neuen Elbe, dem Dorfe Salpke gegenüber, liegt der, allen Magdeburgern bekannte, eben so schöne, als romantische Forst, die Kreuzhorst genannt, mit alten deutschen Eichen geziert, von welchen gar Viele, wenn sie reden und sich uns mittheilen könnten, wunderbare Begebenheiten aus dem grauen Alterthume erzählen würden. Nicht nur rauhe Winde und furchtbare Stürme haben zu Zeiten den harmlosen Wanderer in diesem sonst undurchdringlichen Walde in Schrecken gesetzt, sondern mehr noch Räuber und Wegelagerer, welche oft unerwartet aus dunkelm Hinterhalt über die mit Geld und Gütern belasteten Reisenden herfielen und ihnen meistentheils mit den Schätzen auch das Leben nahmen. Schon längst hat die Weisheit der Regierungen mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit

der Landstraßen jede Erinnerung an die Gefahren des rohen Mittelalters verbannt und wenn auch in der neuern Zeit Mord und Raubanfälle daselbst zuweilen vorgekommen sind, so können solche Fälle nur als seltene Ausnahmen betrachtet und niemals ganz verhütet werden. Aber nicht nur Räuber machten in jener Zeit der allgemeinen Finsterniß die Kreuzhorst unsicher, sondern mehr noch wunderbare Erscheinungen und Begebenheiten, wovon sich bis zum heutigen Tage die Spuren in den noch nicht gänzlich untergegangenen Volkssagen ziemlich lebhaft erhalten haben. Unter allen Sagen, welche noch geisterhaft in den Wipfeln der alten Eichen rauschen, wehet am schauerlichsten die Sage vom heiligen Eichbaum, deren Mittheilung nach den uns sich darbietenden Quellen der Gegenstand der in diesen Blättern vorzutragenden Erzählung sein soll. Vom Erzbischof Gero 1022 gestiftet wurde das Kloster U. L. F. von ihm mit einem großen Einkommen an Gütern und Pfründen beliehen, welche der Erzbischof Norbert, als er es 1126 mit Prämonstratenser Mönchen besetzte, noch bedeutend vermehrte. Auch die große Waldstrecke der Kreuzhorst, ward ein solches Klostergut. Es ist bekannt, wie Norbert, welcher von 1125 bis 1134 regierte, sich durch seine allzustrenge Zucht bei den Geistlichen sowohl als bei den Bürgern so viele Feinde machte, daß er seines Lebens nicht mehr sicher sich oftmals verbergen, ja sogar flüchten mußte, bis man endlich seinen frommen Sinn achten und ihn um so inniger

und aufrichtiger lieben lernte, als man ihn vorher gehaßt und verfolgt hatte. Er starb am 6ten Juni **1134** und ward in gedachtem Kloster begraben, erst im Jahr **1626** sollen seine Gebeine von Magdeburg nach Prag gebracht und dort in der Kirche zum Strohhofe beigesetzt worden sein, denn Norbert war nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt worden, daher man die evangelische Stadt Magdeburg solcher heiligen Reliquien nicht mehr werth hielt.

Dieser Erzbischof Norbert nun war nicht nur ein frommer und redlicher dabei aber auch äußerst strenger Kirchenfürst, sondern eben so einfach im Privatleben und streng gegen sich selbst. Sein Leben brachte er mit Studiren und Wohlthun, mit der gewissenhaftesten Sorge für sein hohes Amt und die wenigen Musestunden, welche er sich täglich gönnte, mit einsamen Spaziergängen oft in ziemlicher Entfernung von der Stadt nicht selten, ja am liebsten ganz allein zu, weil er ein Freund der stillen freien Natur, und wie er gegen seine Freunde oftmals geäußert hatte, der schöne blaue Himmel sein liebstes Bethaus war. Einst kam er zu Wagen von einer kurzen Geschäftsreise zurück und stieg, da es mitten im Sommer und erst am Spätnachmittag war, am Kreuzhorst aus, um unter den schattigen Buchen und Eichen, die angenehme Kühlung des nahenden Abends zu genießen. Mit mancherlei ernsten Gegenständen im Geiste beschäftigt, war er, der sicheren Heimkehr unbekümmert, ein großes

Stück fortgegangen und befand sich auf einmal an einer Stelle, die ihn so außerordentlich bezauberte, daß er aus seinen tiefem Nachsinnen erwachte und sich der überaus reizenden Umgebungen, die ihn gleichsam freundlich anlächelten, kindlich freuete. In der Mitte eines ziemlich großen, freien Platzes, umgeben von schlanken Eichen und Buchen ragte eine kolossale Eiche, die Königin des Waldes, mit ihren gewaltigen Aesten und Zweigen, mit dem seinem blöden Gesicht nicht erreichbaren Gipfel hoch über die weite Waldstrecke empor, nnd überschattete unter sich einen zauberischen Blumengarten. Dichte Rosen- und Fliedersträuche, kleine bunte Beete von duftenden Levkoien und Reseda, von feuerrothen Nelken und weißen Lilien ergötzten das überraschte Auge des frommen Prälaten, und würzten die ihn umhüllende Luft mit den angenehmsten Wohlgerüchen. Norbert stand in tiefer Betrachtung lange vor dem reizenden Zaubergarten, und sahe bald die üppig blühenden Blumen, bald den majestätischen Eichbaum an. Wer mag, fragte er sich, dieses kleine Eden in dem sonst unfreundlichen Walde geschaffen, wer kann hier solchen Sinn für stille Naturschönheit haben? Er setzte sich nieder auf eine weiche Moosbank neben der Linde, und schwelgte mit allen Sinnen in den ihn umhüllenden Genüssen, denn auch das Ohr sollte befriedigt werden durch ein sanftes Säuseln, das wie harmonischer Saitenklang aus den Blättern und Zweigen der Eiche her-

abrauschte. Die Sonne begann zur Ruhe zu gehen und warf nur noch matte Strahlen durch den dichten Laubwald, kein Lüftchen regte sich, und kein Vogel, kein anderer Waldbewohner ließ sich hören. Der Erzbischof fühlte sich so sehr ergriffen vom gewaltigen Zauber der Natur, daß er sich niederwarf auf die Kniee vor der gewaltigen Eiche, daß er innig und laut ein frommes Gebet begann, und mit solch' einer erhebenden, sein tiefstes Gefühl ergreifenden Andacht betete, als er bekennen mußte, lange, selbst an geweiheter Tempelstätte, im erhabenen Dom, nicht gebetet zu haben. War es die Wirkung der großen, heiligen Natur, war es die nur von einem sanften Säuseln des Windes durch die Blätter der mächtigen Eiche leise berührte Stille, das grauende Dunkel des sich nahenden Abends, oder war es der große Geist des überall gegenwärtigen Weltenschöpfers, wie er in die Herzen der Gläubigen dringt, und die Seele emporzieht zu der Grenze des Schauens, genug, Norbert fühlte sich der Erde entrückt, umflossen von einem lichten seine Sinne betäubenden Glanze, sank nieder auf sein Angesicht, und überließ sich demjenigen überirdischen Gefühl, welches für alle äußern Eindrücke unempfindlich und unempfänglich wird, und sich gleichsam vom thierischen Körper loslöset, und diesen als außer Verbinduug mit sich, ganz unbeachtet läßt. Sein Leib ruh'te, wie die leere Hülle einer Puppe, aus welcher der junge Falter sich eben herausgewunden, und mit

bunten Fittigen emporgeschwungen hat, am Stamme des Eichbaums und war sich keines Lebens, keines Daseins mehr bewußt, der geheimnißvolle Schlummergott hielt ihn umfangen und er war wie jeder Schläfer, eigentlich für die Gefühls- und Sinnenwelt nicht mehr da; — da ereignete sich Etwas, was recht absichtlich den tiefen Schläfer oder den der Erde entrückten Geist zu erwecken oder den entflohenen Genius in die leere Körperhülle zurück zu drängen schien; denn es erhob sich mit einemmale ein so gewaltiger Sturm, welcher die starken Aeste der mächtigen Eiche bis zur Erde beugte, ein furchtbarer Donner machte die Erde erbeben und die unaufhörlich vom Himmel herabströmenden Blitze schienen wie mit feurigen Zungen den starren Leib des greisen Erzbischofs zu beleben. Erschrocken raffte er sich, zum Bewußtsein gelangt, vom Boden auf und glaubte, ein Ungewitter sei, während er geschlummert habe, herangezogen. Eben war er im Begriff die gefahrvolle Stelle unter dem Eichbaume zu verlassen und sich beim Scheine des immer noch fortdauernden Wetterleuchtens aus dem Walde zu begeben, als er einen leichten Schlag auf seiner Schulter fühlte und wie er sich vom Baume abwandte, einen ehrwürdigen Greis mit silberweißem langen Bart- und Haupthaar, in eine Löwenhaut gekleidet und in der rechten Hand einen kurzen Stab haltend vor sich sahe, der ihm zwar mit ernstem aber doch freundlichem Blick den Weg vertrat und ihn an-

redete: „Fürchte dich nicht, Christ! du stehst unter dem Schutz der heiligen, mir geweiheten Eiche und bist hier sicherer als unter deinem Volke, das du mit frommen Eifer zu beglücken suchest, welches dich aber nicht eher erkennen wird, bis deine Seele den verweslichen Leib verlassen und in die Räume der Seligen, woher er gekommen, zurückkehren wird! — Der Greis hob seinen kurzen Stab hoch empor, beschrieb mit ihm einige unserm Norbert unverständliche Figuren und fuhr — als sich mit diesen Bewegungen Sturm und Ungewitter augenblicklich legten — fort: erkenne in diesem Zauber, der uns umgiebt und dem ich gebieten kann, meine Macht, Christ! Sieh ich könnte dich mit der Kraft der mir gehorchenden Elemente tödten, doch du bist ein armer, schwacher Mensch und ich bin der mächtige Thor, der den Donner rollen und die Blitze leuchten läßt, der die Welt regiert und die Wenschen liebt und sie beschützt. Mein Volk hat sich, verführt durch Euch und Euere Priester, von mir gewendet und betet den Gott der Christen an. Ich zürne ihm nicht deßhalb, denn es liebt, einem spielenden Kinde gleich, die Veränderung und wird, mögen auch Jahrtausende vorüberrauschen, einst zur Erkenntniß kommen und unter meinen schützenden Scepter zurückkehren, aber Dir rathe ich, deinem undankbaren Volke nicht zu vertrauen und deine Priester, welche dich zu verderben trachten, mit aller Strenge zu überwachen! Solltest du, wie ich fürchte, von den

Deinen verfolgt und verstoßen werden, so fliehe in diesen mir heiligen Hain, segne den mir geweiheten Eichbaum und vertraue dich, wenn auch deine Freunde dich verlassen, seinem Schutze an! —

Der ehrwürdige Greis, in welchem Norbert ein überirdisches Wesen, eine Gottheit der alten heidnischen Sachsen erkennen sollte, schwieg, aber die Blätter der gewaltigen Eiche begannen wieder zu rauschen, und melodische Töne, wie die sanften Akkorde einer Aeolsharfe, umweheten den Erzbischof, der sich, während er in stummer Betrachtung des unbegreiflichen Ereignisses vor dem Baume stand, vergebens nach jenem umschauete, eine dichte, schwarze Finsterniß senkte sich nieder und Norbert stand allein unter dem Baume, nur ein kleiner weißer Stab lag am Boden. Es war ein schlimmer Zustand, in welchem sich der hohe Prälat befand, denn wie sollte er sich bei der finstern Nacht welche ihn umgab, aus dem großen, ihm unbekannten Walde finden? Unwillkührlich griff er nach dem kleinen Stabe und hob ihn von der Erde empor. Da glüh'te des Stabes scepterähnliche Spitze wie eine brennende Kerze, und weit umher ward der Wald mit seinen Bäumen und Büschen erleuchtet, und der glatte, weißgraue Weg wurde sichtbar, auf welchem Norbert, wie er sich jetzt erinnerte, gekommen war. Nun segnete der fromme Erzbischof die Stätte, wo er sich befand, und berührte der heiligen Eiche gewaltigen Stamm mit den drei Fingern seiner

Rechten und sprach: „Du ehrwürdiger, heiliger Eichbaum, welchen der Herr schuf und wachsen und stark werden ließ und mit unerforschlichen Kräften ausrüstete, stehe fest an dieser Stelle, bis ein himmlischer Blitzstrahl Dich zermalme und sei unzerstörbar durch jede Menschengewalt! Tod und Verderben dem Sterblichen, dessen Hand sich erheben sollte, Dich zu fällen! Sei ein schützendes Asyl den um des Glaubens willen Verfolgten und sei ein Schrecken ihrer Verfolger, wenn sie es wagen, in Deinem Schatten zu freveln!"

Eine tiefe, feierliche Stille war, während Norbert diese Worte laut aussprach, wieder eingetreten, aus der Ferne ließ sich das Brüllen wilder Thiere hören, und er fand nicht für gut, länger zu verweilen, fand glücklich geleitet von der leuchtenden Kerze den Rückweg, und kam wohlbehalten zu dem seiner in einiger Entfernung wartenden Wagen. Am nächsten Morgen erschien ihm das nächtliche Abentheuer wie ein täuschender Traum, um sich daher darüber in Gewißheit zu setzen, begab er sich in Begleitung eines treuen Dieners wieder nach der Kreuzhorst, wo er zwar gar viele große und gewaltige Eichbäume, nirgend aber die heilige von einem reizenden Blumengarten umschlossene Eiche fand. Ein Jahr war vergangen, die Erinnerung an jene Begebenheit war in der Seele des frommen Erzbischofs, wenn auch nicht erloschen, doch tief in den Hintergrund getreten und er zweifelte nicht, daß er das ganze Ereigniß nur geträumt habe.

Da sandte ihm eines Tags der Abt des Klosters U. L. F. einen frommen Bruder, den Prämonstratenser Mönch Augustin, mit der wunderbaren Anzeige: im Kreuzhorst stehe eine gefeierte Eiche, der sich Niemand mit Säge oder Axt nahen dürfe, wenn er nicht augenblicklich des Todes sein wolle, es hätten schon mehrere verwegene Männer ihr Leben zum Opfer gebracht und nun wage sich kein Mensch mehr daran, obschon der Eichbaum zum Fällen bestimmt und von dem Klostergutsverwalter mit dem gewöhnlichen Zeichen versehen sei. Norbert befahl die Eiche zu schonen und versprach sie selbst in Augenschein zu nehmen. Er ward zu ihr geführt, fand aber mitten im dichten Strauchwerk eine zwar große und schöne, sonst aber ganz gewöhnliche Eiche. Um den Aberglauben der Zeit keinen Vorschub zu leisten, ließ er sich eine Axt reichen um damit den ersten Hieb zu thun, aber kaum hatte er das scharfe Eisen zum schneidenden Schlage geschwungen, als es, noch ehe der Eichbaum berührt ward, schwirrend und klingend von dem hölzernen Stiele flog und spurlos verschwand. Norbert bezeichnete nun die Eiche mit einem Kreuze und befahl, sie für immer unberührt zu lassen und ihrer bei jedem künftigen Schlage zu schonen. Seitdem kannte Jedermann die heilige Eiche im Kreuzhorst, aber Niemand wußte ihren geheimen Zauber, denn der Erzbischof Norbert war längst gestorben, und keiner seiner Nachfolger hatte der Eiche eine besondere Aufmerksamkeit

gewidmet. Nach langer, langer Zeit, unter der Regierung des den Magdeburgern eben so feindlichen als verhaßten Erzbischofs Burkhardt, etwa im Jahr 1324 wanderten eines Morgens zwei junge Leute, ein unglückliches Liebespaar, von Magdeburg aus, um außerhalb der Stadt das Glück und die irdische Seligkeit ihrer Gefühle zu suchen, die ihnen hier zu finden nicht vergönnt wurde. Rosa, die einzige Tochter des reichen Seidenhändlers Wilbrand war dem ebenfalls reichen aber schon bejahrten und wegen seines Geizes verrufenen Lederhändler Wahrfeld schon als zartes Kind verlobt; als sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, sahe sie den schönen, jungen Ritter Bruno von Eichelberg, welcher bei seinem Oheim, einem reichen Patrizier in Magdeburg lebte, und sich, nebst andern ritterlichen Spielen und Kurzweilen, häufig mit der Jagd vergnügte, der Klostervoigt zu U. L. Fr. war lange im Dienst seines Vaters gewesen nnd mit diesem pflegte Junker Bruno öfters in der Kreuzhorst zu jagen. Die beiden jungen Leute wohnten einander gerade gegenüber und wenn des Morgens der schlanke Junker im eng anliegenden Jagdhabit aus dem Hause schritt, war gewiß Rosa schon am Fenster und nickte ihm einen freundlichen Gruß zu. Lange war ihre stille Liebe ein Geheimniß geblieben, als sie aber von einem neidischen Nachbar verrathen worden war, da mußten sie auf Mittel sinnen, sich auf solchen Wegen zu treffen, die entfernt, von der Stadt und außer dem

Bereich ihrer geheimen Späher und Verräther lagen. Die Liebe ist eben so schlau als erfinderisch. Rosa's Vater, Herr Wilbrand, hatte in seinem Geschäft einen Arbeiter aus Salpke, der sein volles Vertrauen besaß und dessen Tochter als Magd bei ihm diente. Diese Dienerin, Sophie, war bald Rosa's Vertraute und brachte es bei ihrer Herrschaft bald soweit, daß sie des Sonntags, wenn sie zur Mutter nach Salpke ging, Rosa begleiten durfte, denn diese kränkelte seit einiger Zeit und eine fromme Klosterschwester hatte der Jungfrau fleißig Bewegung in der freien Natur gerathen. Bald verschlimmerte sich dieser Krankheitszustand und ließ nur dann eine Spur von Besserung wahrnehmen, wenn Rosa in Salpke gewesen war. Es mußte dieselbe daher, nach dem Rathe der Klosterschwester, eine Zeitlang ganz dahin ziehen, um die Reize des Landlebens an frischer Quelle zu genießen. In dieser Periode nun war es, wo sie öfters mit Junker Bruno zusammen kam und in der waldbedeckten Kreuzhorst lustwandelte. Eines Sonntags früh war Rosa, nachdem sie Tags zuvor bei den Eltern in Magdeburg übernachtet hatte, fortgegangen und hatte, der Verabredung gemäß, ihren geliebten Bruno in einiger Entfernung von der Stadt getroffen. Beide Liebende nahmen ihren Weg, bevor sie nach Salpke zu gehen beschlossen, vorerst nach der Kreuzhorst, wo Bruno jeden Steg und Weg, jeden Baum und Strauch kannte und schon manche glückliche

Stunde mit der geliebten Rosa genossen hatte. Diesmal war Letztere ziemlich traurig und verstimmt, und erzählte dem Geliebten, wie ihr der Vater verkündiget habe, daß sie binnen längstens vier Wochen mit dem ihr verhaßten Wahrfeld ehelich verbunden werden sollte. Einen Versuch, des Vaters Willen zu beugen, durften die Liebenden nicht wagen, da schon mehrere gewagt aber stets an dem eisernen Willen des unerbittlichen Kaufherrn gescheitert waren. Man machte daher allerhand Pläne, wie die beabsichtigte Verbindung zu vereiteln, wenigstens solange hinzuhalten sei, bis Bruno sein Stammgut in Thüringen übernehmen würde, wo er dann die heißgeliebte Jungfrau mit List oder Gewalt zu entführen dachte. In tiefes Sinnen und Nachdenken versunken waren sie unter eine mächtige Eiche gekommen, wo sie still standen und sich der schattigen Kühle freuten, welche der schöne, dicht belaubte Baum über sie ausgoß. Die Stunden flogen dahin, wie kurze Augenblicke und nicht achtend des Hungers und Durstes standen sie fest umschlungen, als schon die Schatten der nahen Bäume sich verlängerten und der dämmernde Abend nahete. Sie hatten sich noch so Vieles, so Wichtiges zu sagen, aber sie mußten scheiden und der nächstfolgende Tag sollte, so ward es besprochen, sie wieder in der Kreuzhorst vereinigen. Die letzte, innigste Umarmung wiegte sie eben im seligsten Wonnetaumel, da drangen aus den nahen Büschen, hinter den dicht belaubten Bäumen

und starken Eich- und Buchenstämmen furchtbare Gestalten, Männer mit Stangen und Spießen und mit schwarz gefärbten Gesichtern hervor, rissen den Junker zu Boden und geboten ihm, nieder zu knien und seine Seele dem barmherzigen Gott zu empfehlen, da er sterben und sich auf ewig von der ehrvergessenen Braut eines Andern trennen müsse. — Bruno hatte zwar sein Schwert an der Seite, von dem er aber zu Boden gedrückt keinen Gebrauch machen konnte. Er versuchte den furchtbaren Männern Mitleid abzugewinnen, auch bot er ihnen einen reichen Lohn für sein Leben, die rohen Gesellen in Teufelsgestalt kannten aber kein Erbarmen, sie drangen auf den unglücklichen Jüngling ein und würden ihn ohnfehlbar durchbohrt haben, wenn nicht Rosa dazwischen getreten wäre und den blutdürstigen Mördern zugerufen hätte, daß sie ihren geliebten Bruno beschützen und sich lieber tödten als zulassen werde, daß diesem ein Leid geschehe.

Diesen Moment, welcher die gedungenen Schergen stutzig machte, benutzte der Junker, raffte sich auf und mit der Linken sein Mädchen, mit der Rechten sein gutes Schwert fassend, schwang er sich hinter den schützenden Eichenstamm, und erwartete in diesem Zustande der Vertheidigung die Angriffe seiner Feinde. Diese säumten ihrerseits auch nicht, ihr blutiges Vorhaben zu erneuern, umringten den dicken Stamm der gewaltigen Eiche, und drangen mit ihren langen Spie-

ßen auf den Jüngling ein. Ihr fluchwürdiges Beginnen ward aber ihr eigenes Verderben, denn sobald sie mit der Spitze ihrer Lanzen, welchen sich Bruno durch geschickte Wendungen zu entziehen suchte, den Eichstamm berührten, sank einer nach dem andern entseelt zu Boden, so daß am Ende der Junker Raum fassen, und die Mörder, deren nur noch zwei waren, mit dem Schwerdte angreifen konnte. Ein rasch ausgeführter Stoß streckte den Einen nieder, der Letzte suchte sein Heil in der Flucht. — Jetzt war das verrathene Liebespaar gerettet, fünf fremde starke Männer lagen todt auf dem Rasen, der sechste von Bruno's Schwert Durchbohrte wälzte sich in furchtbaren Windungen im eigenen Blute und mit Schrecken und Entsetzen erkannten die Liebenden in ihm den verhaßten Verlobten Rosa's, welcher noch sterbend der Jungfrau fluchte und in den letzten Lauten seines Todesröcheln das Bedauern aussprach, daß die blutige That nicht gelungen sei. Bruno und Rosa hatten nun nichts eiligeres zu thun, als nach Magdeburg zurückzukehren, das wunderbare Ereigniß zur Anzeige zu bringen und den Seidenhändler Wilbrand um seinen Segen zu der so sichtbar von der Vorsehung gut geheißenen Verbindung zu bitten. Dieser war durch den entflohenen Mörder schon hinlänglich unterrichtet und dankte Gott, daß sein einziges, geliebtes Kind nicht die Gattin eines Mannes geworden war, welcher sich bis zum vorsätzlichen Mord hatte erniedrigen können. Bruno

und Rosa wurden bald ein glückliches Ehepaar, bei erfolgter Aufhebung der um die Eiche in der Kreuzhorst liegenden Leichname aber fand man am Stamme der Eiche das vor langer Zeit vom Erzbischof Norbert gemachte Zeichen des Kreuzes und erkannte nun, daß jener Baum die alte heilige Eiche sei, welche vom großen Sachsengott Thor beschützt werde, der sich einst jenem frommen Kirchenfürsten offenbart habe. Noch soll diese heilige Eiche vorhanden und unter ihren dichten Zweigen ein leises Säuseln, wie das harmonische Rauschen einer Aeolsharfe, zu vernehmen sein.

Die gold'ne Hand.

Die vormalige Koquische Zuckersiederei, gleichsam eine Insel bildend, da wo sich gegenwärtig das Militairbekleidungs-Depot befindet, ein Platz, auf welchem die Hellenstraße, die kleine steinerne Tischstraße, die

grüne Armstraße und die Trönsbergstraße zusammenstoßen, hat den Namen „zur gold'nen Hand, einem eben so wunderbaren als merkwürdigen Ereigniß zu verdanken gehabt, wenn man der dunkeln Volkssage glauben darf, die noch heute über dem dortigen Boden schwebt. Wir theilen sie unsern Lesern nach den uns zufließenden Quellen ohne Rücksicht auf Glaubwürdigkeit in den folgenden Blättern mit, es für ein Verdienst haltend, sie für die Nachwelt zu bewahren.

An der Stelle wo gegenwärtig das Militairkleider-Depot, vorher die Koquische Zuckersiederei, steht, befand sich im grauen Alterthume, wo Magdeburg bei weiten den heutigen Umfang nicht hatte, ein ansehnliches Haus, über dessen Eingangsthüre eine in Stein gehauene goldene Hand prangte, die noch Jahrhunderte lang daselbst gesehen worden ist und wovon sich der Name „bei der gold'nen Hand" bis heute erhalten hat.

Es war im Jahre **1058**, als die Kaiserin Agnes, Witwe des am **5.** Oktober **1056** verstorbenen Kaisers, Heinrich **III.** und Mutter des damals nur 7jährigen Kaisers Heinrich **IV.** sich in Magdeburg befand und daselbst das Osterfest feierte. Sie wohnte in dem erzbischöflichen Palast, wo der damalige Erzbischof Engelhardt alles Mögliche that, um der hohen Gebieterin, welche die Zügel der Regierung in Vormundschaft ihres Sohnes, des jungen Kaisers, führte, den Aufenthalt so angenehm als interessant zu machen.

Engelhardt war von Person ein schöner Mann, damals in seinen besten Jahren und wegen seiner anerkannten Rechtschaffenheit, so wie wegen seines äußerst gutmüthigen und leutseligen Charakters von Jedermann geliebt und geachtet. Wenn die Vornehmsten und Niedrigsten seine Tugenden priesen und überall unerschöpflich waren in seinem Lobe, so vermochten sie daneben den Wunsch nicht zu unterdrücken, daß er seine übergroße Neigung zum weiblichen Geschlecht, die ihm schon manchen unangenehmen Auftritt zugezogen und seinen sonst lobenswerthen Wandel vielfältig befleckt hatte, mehr zügeln möchte. Sein Ruf würde indeß weniger gelitten haben, wenn er bei seinen Liebschaften nicht allzusehr die Veränderung geliebt, vielmehr einem Gegenstande im Stillen ausschließend seine Besuche gewidmet hätte. Im Gefolge der Kaiserin befand sich unter ihren Frauen ein Fräulein Namens Helene von Zamora, zwar von einem alten böhmer Adel stammend, aber eben so arm als genuß- und vergnügungssüchtig. Helene war bezaubernd schön, kannte die Allgewalt ihrer Reize und schien es sich wohl angelegen sein zu lassen, der um sie herum schwärmenden Verehrer und Anbeter soviel als möglich, ohne Rücksicht auf Alter und Schönheit, in ihrem Zaubernetze zu fangen, nur Reichthum und hoher Stand waren die unerläßlichen Bedingungen, auf welche sie mit schlauer Vorsicht hinblickte. Wenn sich nun auch keiner ihrer begünstigsten Liebhaber eines größeren Vorzugs

als eines gewissen, zwar vertraulichen, aber immer in den Schranken der Keuschheit und des höchsten Anstandes sich bewegenden Umgangs rühmen konnte, so hatte dennoch ihr guter Leumund einen so erheblichen Schaden erlitten', der sich, so lange sie in Magdeburg war, nicht wieder heilen ließ. Sie ward von der Kaiserin Mutter zwar reich beschenkt, doch in großer Ungnade entlassen.

Es war an einem trüben Herbstmorgen, als die neunzehnjährige Jungfrau mit verweinten Augen in ihrem Zimmer saß und darüber nachsann, wohin sie sich wenden und wie sie ihre künftige Lebensweise einrichten möge, denn sie war, wie schon oben bemerkt worden, blutarm, und hatte in Böhmen eine ebenso arme Mutter, welche von ihrer und ihrer beiden Brüder, die sich in Militairdiensten befanden, Unterstützung lebte und die sie nur ungern aufgenommen, auch wohl mit verdienten Vorwürfen überhäuft haben würde, wenn sie die Ursache ihrer Entlassung vom kaiserlichen Hofe erfahren hätte. In dieser trüben Gemüthsstimmung wurde sie höchst unerwartet vom Erzbischof überrascht.

Der galante, im Umgange mit gebildeten Frauen routinirte Engelhardt trat vorsichtig bei ihr ein und redete sie an: „Wollet meinen raschen Eintritt entschuldigen, holdes Fräulein! und von mir den Trost und die Hülfe annehmen, deren Ihr in diesem Augenblicke wohl bedürfen werdet! Trost bring' ich Euch

mit der Erinnerung an das Euch gewiß bekannte Sprichwort: „daß Fürstengunst einem heitern Sonnenblick gleiche, welcher gar leicht von einem vorüberziehenden Gewölk getrübt werde," darum darf man deßhalb den Muth nicht verlieren, denn das beglückende Sonnenlicht leuchtet überall und die Erde ist überall des Herrn. Aber der augenblicklichen Hülfe bedürft Ihr und diese biet' ich Euch nicht allein mit meiner Freundschaft, sondern mit einem Antrage, dessen Erfüllung von Eurer Seite mich entzücken würde. Seht! Ihr werdet, wie ich mir leicht denken kann, für den Augenblick in Verlegenheit sein, wohin Ihr Euch wenden, welche Lebensbahn Ihr betreten könnet. Dafür hab' ich, wenn Ihr mir vertrauet, gesorgt. Bezieht mein freundliches Sommerhaus im Osten der Stadt, das Ihr oft gesehen, und an welchem Ihr, wie ich mich mit Vergnügen erinnere, oft schon Gefallen gefunden habt. Nehmt Euch eine treue Dienerin, wohnt darin, so lange Ihr wollt, sehet es als Euer Eigenthum an und laßt — damit Ihr einen Nothpfennig behaltet — mich auch für Euern standesmäßigen Unterhalt sorgen! Nur einen freundlichen Blick, nur die Erlaubniß, mich bisweilen persönlich nach Euerm Wohlsein erkundigen zu dürfen, verlange, nur darum bitt' ich Euch, und dieses Interesse soll mein höchster Lohn und wird weder Eurer Ehre noch Eurer Lebensweise, die Ihr Euch bestimmen werdet, gefährlich sein! —

Helene kannte wohl den Charakter und die ge-

wohnte Lebensweise des in der Liebe zu schönen Frauen so leidenschaftlichen als veränderlichen Erzbischofs und mußte folglich seine Absichten auf sie errathen, aber sie war eines Theils wirklich in augenblicklicher, großer Verlegenheit, andern Theils zu spekulativ und zu klug in ihren feinen Berechnungen, als daß sie die ihr dargebotene Gelegenheit, sich noch einige Mittel zu ihrem anständigen Fortkommen zu verschaffen, hätte vorbeigehen lassen sollen. Sie stellte sich zwar, als ob sie den Antrag ablehnen müsse, schützte den gar bösen Leumund vor, welchem ihr guter Ruf blosgestellt werde, und schalt dabei unter vielen Thränen auf die Undankbarkeit der Kaiserin Mutter, der sie so treu gedient und daß sie sich nie etwas vergeben habe, was ihren Tugendspiegel nur einigermaßen zu trüben vermöge, wobei sie den Entschluß aussprach, ohne allen Anstand gen Böhmen aufzubrechen und sich ihrer Mutter in die Arme zu werfen, allein der verliebte Erzbischof war auf diese und alle andern Einwendungen schon vorbereitet, er nahm eine Schriftrolle aus der Tasche seines faltigen Gewandes und las der erstaunten Jungfrau eine Urkunde vor, nach welcher er sie als eine nahe Verwandte in Schutz genommen und ihr das oben genannte schöne Haus geschenkt hatte. Die Schenkung war mit allen damals üblichen Rechtsformen abgefaßt und sogar von der Kaiserin Agnes, welche ihren Wunsch ausgesprochen hatte, daß Helena in Magdeburg bleiben möge, vollzogen. —

Eine so zarte, eine so für ihr Wohl durchdachte Fürsorge hatte die überraschte Jungfrau nicht erwartet. Sie schämte sich ihrer Verstellung, ward von dem innigsten Gefühl der Dankbarkeit übermannt und benetzte die Hand des hochherzigen Engelhardt sie an ihre Lippen pressend, mit heißen Thränen, ja sie war so von Wehmuth und Dankbarkeit ergriffen, daß sie demselben nicht wehrete, sie zu umarmen und die schöne Stirn und die von perlenden Thränen befeuchteten Wangen mit Küssen zu bedecken. Am Nachmittage desselben Tages noch zog sie mit einer bejahrten Dienerin, für welche Engelhardt ebenfalls väterlich gesorgt hatte, in das geschmackvoll eingerichtete Haus ein. Nun begann für sie ein ganz neues, ein wider aller Erwartung, mit Ehre und Achtung wie mit stets abwechselnden Freuden durchflochtenes Leben, denn aus allen höheren Ständen empfing sie Besuche, welche sie als die Nichte des allgemein geliebten Erzbischofs begrüßten und in dem Bestreben sie angenehm zu unterhalten und ihr stets Freude und Vergnügungen zu schaffen wetteiferten. Nur selten besuchte sie der Erzbischof, hatte aber mit so geheimnißvoller Weise für die nöthigen Mittel zu ihrer standesmäßigen Unterhaltung gesorgt, daß sie gar nicht wußte, woher ihr Alles so reichlich zufloß und daß sie ihren angebornen Hang zur Pracht und Luxus in und außer dem Hause nach Herzenslust befriedigen konnte..

Sie hatte bei ihrem Einzuge ein niedliches Schmuck-

kästchen vorgefunden, in welchem sich außer verschiedenen Pretiosen eine Partie Goldstücke befanden, wovon sie ihren kleinen Haushalt immer bestritt, bevor diese Summe verbraucht sei, wollte sie von dem väterlichen Freunde kein Geld annehmen und Engelhardt zürnte nicht selten, wenn er sich mit seinen Unterstützungen, die er ihr anbot, zurückgewiesen sahe, Helene aber beruhigte ihn mit der kindlich offenen Versicherung, daß sie es aufrichtig bekennen werde, wenn der Fall eines neuen Bedürfnisses eingetreten sei. Sei es nun, daß der Erzbischof diesen Fall abzuwarten Willens war, ehe er es wagen mochte, die Tugend der sittig schönen Jungfrau zu versuchen, oder hatte er einen andern vor ihr noch geheim zu haltenden Plan, kurz er hatte bisher noch nichts unternommen, was das Vertrauen seines reizenden Pfleglings in seine ehrenhaften Gesinnungen erschüttern konnte. Eines Morgens war Helene früher als gewöhnlich aufgestanden, um mit einer Freundin eine Landparthie über die Elbe zu machen, als sie wegen einer wunderbaren Erscheinung in Furcht und Schrecken gerieth. Auf einem kleinen Tische neben ihrem Bette stand nämlich ihr den Abend vorher wohl verschlossenes Schmuckkästchen, es war geöffnet, und alle Pretiosen lagen lose und frei daneben. Gewiß — so dachte sie, — hatte ein Dieb das Geld daraus gestohlen und aus Furcht entdeckt zu werden absichtlich den Schmuck liegen gelassen; — aber wie erstaunte sie, als sie die Börse, in der nur noch we-

nige Goldstücke befindlich gewesen waren, wieder frisch gefüllt und das Doppelte derjenigen Summe vorfand, die sich Anfangs darin befunden hatte. Sie rief ihre Dienerin und machte ihr den Vorwurf, daß sie wahrscheinlich im Einverständniß mit dem Erzbischof und mit dessen Beihülfe die Börse gefüllt habe, aber die redliche, keiner Lüge und Verstellung fähige Alte wieß diese Beschuldigung mit den heiligsten Versicherungen zurück und war noch mehr erstaunt, als ihre Herrin, da diese ihr Schlafzimmer von innen verschlossen und das Schmuckkästchen in einem festverwahrten Schranke stehen gehabt hatte. Demohngeachtet wurde Engelhardt, als er einige Tage darauf erschien, von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt, wobei ihm Helene die vielen Goldstücken zeigte und sie ihm, unter der Beschuldigung, daß nur Er und kein Anderer der geheime Geber sein könnte, zurückgeben wollte. War aber schon die alte Dienerin wegen solcher Beschuldigung gereizt gewesen, so wurde es der Erzbischof um so mehr, ja er beheuerte nicht nur, daß er der geheime Geber dieser Goldstücke nicht sei, sondern auch daß er die gleich Anfangs in dem Schmuckkästlein vorgefundene Börse nicht gefüllt, daß er deßhalb auch jetzt, wie immer, eine Summe Geldes bei sich habe, die er ihr einhändigen wolle, da er sich nicht erklären könne, wie sie stets die ihr von ihm angebotenen Unterstützungen abgelehnt habe. Engelhardt würde bei alledem wenig Glauben gefunden haben, er ward

aber jetzt auf einmal von einem Mißtrauen in die Tugend Helenens, sowie von einer Art Eifersucht gegen sie dergestalt ergriffen, daß er sich nicht länger mäßigen und sich der schneidensten Vorwürfe und Beschuldigungen geheimer Verständnisse mit anderen reichen Männern nicht enthalten konnte. Das unglückliche Mädchen konnte nur mit Thränen antworten, sie fühlte sich dem ehrwürdigen Fürsten mit zu großer Dankbarkeit verpflichtet, als daß sie einer Verstellung hätte fähig sein können und dieser schien endlich auch durch ihre Versicherungen und heiligen Schwüre so weit beruhiget, daß er den Gedanken festhielt, es müsse irgend ein reicher Lüstling Absichten auf die schöne Pseudo=Nichte haben, und durch glänzende Goldspenden auf geheimen Wegen ihre Gunst zu erwerben trachten. Es ward von beiden Theilen, dem Erzbischof und Helenen, beschlossen, die noch vorhandenen Goldstücke aufzubewahren und, wenn sich der Geber nicht ermitteln lasse, sie zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden.

Mit eigener Hand zählte der Erzbischof die vielen Goldstücke durch und legte sie in ein kleines Schubfach des Schmuckkästleins, wogegen er die Börse mit anderen Goldmünzen füllte und, nachdem er der Jungfrau mancherlei Rathschläge gegeben hatte, wie sie dem geheimnißvollen Goldspender auf die Spur kommen könnte, sich fröhlich und wohlgemuth entfernte. Von nun an war er öfterer bei der schönen

Nichte und wußte ihr durch kleine Feten, welche sie auf seine Kosten in den schönen Gemächern arrangiren mußte, so wie durch werthvolle Geschenke an Putz und Juwelen, die er ihr von Zeit zu Zeit verehrte, so an sich zu kirren, daß die eitle Dirne täglich mit Verlangen seinem Besuche entgegen sahe. Gold ist der Prüfstein der Tugend und an der glänzenden Klippe reicher Geschenke ist so manches Keuschheitsschiff gescheitert, ja manches arme und grundsätzlich tugendhafte Mädchen würde die schönste Zierde eines Weibes, den unentweih'ten Jungfrauenkranz bewahrt haben, wenn nicht der schlaue Götze, Gold, ihre Eitelkeit bethört und sie in den finstern Hallen seines Tempels irre geführt hätte. Helene war, wie wohl sie nie lasterhaft gewesen, im Gegentheil fest in den Grundsätzen reiner Sittlichkeit, nur aber leichtsinnig und eitel, ihrem Falle nahe und würde ohnfehlbar in den fein gelegten Schlingen hängen geblieben sein, zwischen welchen sie leichten Sinnes und harmlos umherwandelte, wenn sie nicht in Zeiten ein wunderbares Ereigniß gerettet hätte. Eines Tags besuchte sie, als sie in der Abendämmerung sinnend am Rocken saß — denn zu jener Zeit spannen die Frauen Wolle und wußten noch nichts vom Strumpfstricken — und auf die mit einer weißen Schneedecke belegte Straße schaute, der Erzbischof, um, der Gewohnheit nach, ein Stündchen mit ihr zu plaudern; ein Diener, welcher ihn begleitete, brachte allerhand Leckereien an feinen

Speisen und Getränken mit, und Helenen hätte an dem kalten unfreundlichen Tage, wo sie weder ausgehen noch eine ihrer Freundinnen erwarten konnte, nichts gelegener kommen können, sie aß und trank und war, wider alle Gewohnheit, so überaus heiter und munter, daß sie der Erzbischof zum ersten Male in seine Arme schloß, und sich glücklich prieß, sein freudeloses Leben, in welchem ihn sein Stand zur Ehelosigkeit verurtheile, wenigstens bisweilen durch ihren Umgang mit den Blumen der irdischen Glückseligkeit schmücken zu können. Helenen that es in der Seele weh, daß der lebensfrische, gesunde und kräftige Mann, wie ein blühender Fruchtbaum in der dürren Wüste, verschmachten müsse und ohne Beziehung auf sich ließ sie seinen etwas frivolen Grundsätzen volle Gerechtigkeit widerfahren, ja sie schmeichelte der Sinnlichkeit des eiteln Mannes mit dem Lobe seiner schönen Gestalt und allen Frauen imponirenden Männlichkeit in einem solchem Grade, daß der vom Genuß des Weins erhitzte Kirchenfürst die Maske der Bescheidenheit und bisher beobachteten Enthaltsamkeit fallen ließ, die nicht minder vom Geist des süßen Traubensafts der Spähre jungfräulicher Sittsamkeit entrückte und einem bedeutenden Sinnenrausche zugewandte Nichte näher an sich zog und ihr im traulichsten Gekose seine Liebe erklärte. Schon breitete der Genius der Unschuld seine Flügel um sich aus dem Tempel der Sünden emporzuschwingen und nie wieder zu kehren, schon mischte sich die

rohe Feuergluth der brennenden Küsse, — da klirrten schwere Rittersporen vor dem Zimmer, die Thür ward geöffnet und ein vom Kopf bis zu den Füßen Geharnischter schritt stolz und kühn näher. Erschrocken u. zornentbrant erhob sich Engelhardt, vermochte aber nicht dem Gewaltigen ein unfreundliches Wort zu sagen, denn dieser leuchtete, wie die sengende Mittagssonne, und strömte so feurige Strahlen aus, daß der bleiche Sünder betäubt auf den Sessel zurück sank und nichts weniger fürchtete, als daß ein höheres Wesen erscheine, dessen aussprühende Flammen ihn verzehren würden. Auch Helene zitterte und glaubte in der glänzenden Erscheinung einen Engel oder einen von Gott gesandten Retter zu sehen, welcher den Erzbischof vor ihren Augen vernichten und ihr, im mildesten Falle eine schwere Buße auferlegen werde. Beide aber staunten als der feurige Ritter weiter nichts gegen sie unternahm, als daß er sich zwischen sie hinstellte, seinen Blechhandschuh von der Rechten streifte, auf den Tisch legte und sich dann ebenso lautlos, als er gekommen war, entfernte. Engelhardt war der Erste, welcher sich ermannte; er lachte u. erklärte die Erscheinung des Unbekannten für einen eben so tollen als ungeziemenden Scherz und war eben im Begriff die immer noch vor Furcht zitternde Jungfrau wieder in seine Arme zu schließen, als er auf einmal einen so gewaltigen Schlag auf die Wange empfing, daß er zu Boden fiel und regunslos liegen blieb, Helene

aber sahe ganz deutlich, wie eine kräftige Mannesfaust den Blechhandschuh ergriffen und den Erzbischof damit niedergeschlagen hatte, dieser mußte, als er sich wieder etwas erholt hatte, von seinem Diener emporgehoben, und dann in einer Sänfte nach Hause getragen werden, Helene aber war so von Schreck bewegt, daß sie sich augenbicklich aufs Lager warf, ihre Zofe herbeirief und dieser an ihrem Bette zu wachen befahl. In der Nacht fing sie an irre zu reden und gebot der Dienerin die goldne Hand vom Tische wegzunehmen und fortzutragen, die ehrliche Alte aber sahe weder eine Hand noch einen Blechhandschuh und hielt ihre junge Gebieterin für krank oder in Folge des vielleicht zuviel genossenen Weines für berauscht. Erst nach Mitternacht konnte jene einschlummern und glaubte am Morgen drauf selbst, daß sie geträumt oder einen Rausch gehabt habe, da sie den Tisch leer fand und weder eine Hand noch einen Blechhandschuh erblickte. Mehrere Tage vergingen, ohne daß Helene vom Erzbischof wieder besucht ward, sie hörte, daß er bedenklich krank u. erfuhr bald darauf aus dem Munde seines teuen Dieners, der ihn aus ihrer Wohnung nach Hause geschafft hatte, daß er an der Wange, worauf er den Schlag erhalten, mit dem Zeichen einer vollständigen Männerhand versehen, daher außer Stande sei, sich öffentlich sehen zn lassen. So leid es der dankbaren Jungfrau that, daß der Mann, welcher sich bisher ohne Eigennutz und Interesse als ihn Beschützer

und Wohlthäter gezeigt hatte, um ihretwillen Schmerz tragen und leiden mußte, so wenig konnte sie sich verheimlichen, daß sie ohne Dazwischentritt des ihr so unerklärbaren aber gewiß von höherer Hand geleiteten Ereignisses ein Opfer der Sinnenlust desselben geworden sein würde; sie dankte daher dem lieben Gott recht aufrichtig für die Errettung aus der großen Gefahr, in der sie geschwebt hatte, betete zum Erstenmale aus der Tiefe ihres Herzens um Stärke um Kraft zur Tugend und gelobte täglich dem himmlischen Vater, sich wahrhaft zu bessern, das bisher bewohnte Haus der Sünde bald zu verlassen und auch von dem Erzbischof keine Geschenke mehr anzunehmen. Sie hatte einen Bruder in Prag, den sie unter allen ihren Verwandten am meisten liebte und dem sie ihr Schicksal mit der Bitte meldete, sie bald von Magdeburg abzuholen und ihre künftige Laufbahn zu bestimmen. Eines Nachts, als sie mit dem Gedanken an diesen geliebten Bruder und mit dem festen Vorsatze, jeden Umgang mit dem Erzbischof abzubrechen, eingeschlafen war, erwachte sie in der Mitternachtsstunde von einem Geräusch ermuntert, welches sich in ihrem Zimmer hören ließ. Es ließen sich Männertritte vernehmen, die Thüren und Fenster flogen auf und ein heulender Sturmwind pfiff durch alle Räume des Hauses. Als sie sich vom Lager emporrichtete und umherschau'te, erblickte sie einen weißgekleideten, wunderschönen Jüngling, der im Zim-

mer emsig umherlief und Alles, was er mit den Händen fassen konnte, ergriff und zum Fenster hinaus warf. Es war zwar mitten in der Nacht und brannte kein Licht im Zimmer, dem ohngeachtet war es so klar und hell um sie, daß sie alle Gegenstände deutlich erkennen konnte, insbesondere sahe sie das schöne, ausdrucksvolle Gesicht des Jünglings und bemerkte ebenso, daß das Licht, durch welches das Innere so hell erleuchtet ward, von der Hand des jungen Mannes ausströmte, die wie pures Gold glänzre und einen solchen Gluthstrahl verbreitete, daß ihre Augen, schmerzhaft geblendet sich abwenden mußten. Der in jener alten Zeit auch unter den höheren Ständen noch tief gewurzelte Aberglaube ließ sie nicht zweifeln, daß der schöne Jüngling ein Engel und in der Absicht erschienen sei, um ihre Wohnung von den Sündenspenden und Geschenken des frivolen nach ihrer Unschuld lüsternen Kirchenfürsten zu säubern, auch schien sie sich in diesem Glauben nicht geirrt zu haben, denn als schnell vor ihren Augen die Erscheinung verschwunden und sie nach kurzem Schlummer vom Lager aufgestanden war, fand sie bei näherer Untersuchung, daß alle Geschenke, die sie vom Erzbischof erhalten hatte, Geld sowohl als Pretiosen, Schmuck- und Putzsachen sowie viele andere Luxusgegenstände entweder zertrümmert oder fortgeworfen waren, nur die früher auf geheimnißvolle Art zugebrachten und unberührten Goldstücke waren noch vorhanden und auf dem kleinen

Tische neben ihrem Bette lag wieder der räthselhafte Blechhandschuh, welcher aber diesmal wie pures, gediegenes Gold glänzte und aus welchem der Theil eines über dem Handgelenk abgeschnittenen Arms oder vielmehr eine Hand mit einem kurzen Armstumpfe hervorragte. Das Ereigniß war also weder ein Traum noch waren Diebe oder Räuber im Hause gewesen, welche gewiß der schönen Goldstücke sich bemächtiget und in der Vernichtung der Sachen keine solche Auswahl gemacht haben würden. Lange betrachtete sie den schönen blankpolirten Blechhandschuh ohne daß sie Muth hatte, ihn zu berühren, als sie aber bedachte, daß dieses leblose Instrument ihr keinen Schaden zufügen könne, hob sie ihn empor und war erstaunt über sein nngeheueres Gewicht, das im Verhältniß zu ihren Kräften viel zu schwer war, als daß sie ihn hätte handhaben könnnen, sie mußte ihn fallen lassen und erfuhr nun erst, daß nicht der Blechhandschuh sondern sein Inhalt, eine so große Schwere hatte. Dieser Inhalt, welcher auf die Diele fiel, war nämlich nichts anderes, als eine schön geformte Manneshand von puren massivem Golde, mit Fingern und Nägeln, Gliedern und Gelenken so kunstreich gearbeitet, daß man auf der äußeren Fläche die Adern, in der innern oder holen Hand aber die feinsten Striche uud Linien unterscheiden konnte. Nur mit der größten Anstrengnng vermochte die starke und kräftige Jungfrau diese goldene Hand aufzuheben und zu regieren; sie

ließ beide Stücke, die goldene Hand und den Blechhandschuh, auf dem Tische liegen und war jeden Tag, jede Nacht neuer Ereignisse gewärtig, denn sie glaubte fest, daß der schöne Jüngling oder Engel wiederkehren und diese Zeichen seiner gewaltigen Kraft wieder abholen werde. Doch die Zeit verstrich in vergeblicher Erwartung, der Blechhandschuh und die gold'ne Hand blieben auf dem Tische liegen und wurden von vielen Neugierigen besehen und bewundert, besonders betrachteten sachverständige Goldarbeiter und andere Künstler die schön gearbeitete Hand mit vielem Interesse und schätzten sie zu einem überaus hohen Werthe ab.—

Es war in demselben Jahre (1058) noch, als ein Benediktiner-Mönch aus Florenz den neuen Mönchsorden zum schattigen Thale, **Ordinem vallis umbrosae** gestiftet und Pabst Gregor **VII.** denselben bestätigt hatte. Noch ehe dies allgemein bekannt und als in Magdeburg noch kein solcher Ordensbruder gesehen worden war, trat eines Morgens in das Zimmer Helenens ein in eine graue Mönchskutte gekleideter Mann mit langen, eisgrauen Barte ein; er trug eine spitze ebenfalls graue Mütze, an den Händen graue Handschuhe von groben Filzgewebe, an den Füßen graue Socken von Haartuch. Gelobt sei Jesus Christus! redete er die Jungfrau an, laßt Euch es nicht befremden, wenn ich ein paar ernste Worte mit Euch sprechen werde, die ich nicht für mich sondern im Auftrage eines meiner Oberen vorzubringen habe!

„Sprecht! sagte Helene — zuvor, aber sagt mir, von welchem Orden Ihr seid, da ich Euer Kleid nicht kenne und wohl wissen darf, welcher Mönchsorden ein Recht oder ein Interesse haben mag, mit mir Worte zu wechseln! — Ich bin ein Bruder des erst vor Kurzem gestifteten Ordens „vom schattigen Thal" fuhr der Mönch fort, und bring Euch Antwort auf das Schreiben an Euern Bruder, den Schirmvoigt unsers Klosters zu Prag. — Hier unterbrach das Fräulein den grauen Mönch mit freudigem Erstaunen und sagte: o! dann seid mir tausendmal willkommen, frommer Bruder! was macht mein geliebter Bruder und wie ist er zu der Schirmvoigtei des Klosters gekommen, der tapfere Kämpe? Er ist gesund und wohl, sprach der Mönch weiter, das Uebrige werdet Ihr von ihm selbst hören. Jetzt vernehmt meinen Auftrag, da ich Eile und noch mancherlei mit dem Erzbischof zu besprechen habe! der Herr Schirmvoigt, Euer Bruder läßt Euch grüßen und durch mich, seinen vertrauten Freund fragen: ob Ihr nach dem, was, wie Ihr ihm gemeldet, mit Euch in Magdeburg vorgegangen und wodurch Euer guter Name gar sehr gefährdet worden, entschlossen wäret, seinem Rathe, der auf Euer künftiges Wohl gerichtet sei, unbedingt Folge zu leisten? — Hier hielt der Mönch einige Augenblicke inne und fuhr dann fort: Euer Schweigen soll mir ein einfaches Ja sein, darum entledige ich mich meines Auftrags! Ihr sollt Euch erklären, ob

Ihr es vorziehet, Eure Tage in den Mauern eines Klosters zu zubringen oder einem Manne die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, den Ihr nicht eher sehen werdet, als bis er kommen und Euch als seine Hausfrau mit fortnehmen wird. Diesen Mann sollt Ihr daran erkennen, daß er die gold'ne Hand, in deren Besitz Ihr Euch befindet, an den Stumpf seines rechten Armes passen und mit ihr gleich wie mit einer ordentlichen Hand greifen wird. Also erklärt Euch edles Fräulein! das Kloster oder die Welt mit einem Gemahl der Euch lieben und ehren wird, das Kloster in welchem Ihr Euer Leben lang in jungfräulicher Keuschheit nach dem himmlischen Bräutigam trachten und Euern Leib kasteien und beten müßt, oder einen Gemahl, an dessen starker Brust Ihr in den rauhen Lebensstürmen Schutz finden und in dessen reizenden Schlössern Ihr des Weibes schönste Bestimmung, die Erziehung Eurer Kinder erfüllen könnt! —

Der graue Mönch hatte geendet und wartete unruhig auf Erklärung, Helene aber sahe ihn zweifelnd mit den schönen, blauen Augen an und sagte: Warum malet Ihr, frommer Bruder! das frische Lebensbild an der Hand eines Gemahls schöner als das stille Klosterleben, zu welchem mich von Jugend auf ein inneres Gefühl hingezogen das aber das in diesem Hause geführte ungebundene Weltleben schier erstickt hat? Seid Ihr auch beauftragt, mir mit Eurem Rathe an die Hand zu gehen? O! dann sprecht ihn

aus diesen Rath! bei der heiligen Gottesmutter! ich werde nimmer bereuen, ihn befolgt zu haben, denn Euer Stand und ehrwürdiges Alter sind mir sichere Bürgen, daß Euer Rath gut sein und mein Wohl glücklich bestimmen werden.

Das darf ich nicht, meine Tochter! sagte hierauf der Mönch, doch steht es bei mir, Eurer Erklärung Aufschub zu bewilligen bis zu dem Augenblicke, wo Ihr den Mann, der mit dem Verlangen nach der gold'nen Hand um Euch werben wird, sehen werdet! aber dann habt Ihr keine Zeit mehr Euch länger zu besinnen, müßt Euch vielmehr sogleich dem Manne auch dem ungeliebten, oder dem Kloster ergeben, welches Euch seinen Repräsentanten senden wird! Ehe dieser Moment erscheint, wird die Sonne noch dreimal ihren Lauf vollenden, und Ihr könnt diese Zeit benutzen um Euch zu prüfen und einen bestimmten Entschluß zu fassen! —

Der Mönch nahm, indem er sich entfernte, die Erklärung Helenens mit, daß sie seinem nur gethanen Ausspruche Folge leisten und in der ihr gegönnten dreitägigen Frist eine gewiß feste und unabänderliche Entschließung fassen werde. Aber es war nicht so leicht, als es sich die im freien Waldleben auferzogene, an Freude und Genuß am üppigen Hofe der prachtliebenden Kaiserin Mutter gewöhnte Jungfrau gedacht hatte. Sie hatte zwar in früher Jugend eine ganz absonderliche Neigung zu der schönen, heiligen Stille

in der einsamen Klosterzelle, zu dem Umgange mit frommen ehrwürdigen Schwestern gehabt und die Vergänglichkeit des freien Weltlebens mit seiner Eitelkeit begriffen, der lebensfrohe genußsüchtige und für die unerschöpflichen Reize der Liebe empfängliche und täglich darnach haschende Erzbischof Engelhardt hatte aber mit seinen Grundsätzen diese Neigung nach und nach niedergekämpft, daher konnte Helene in der Wahl und Bestimmung ihres Entschlusses nicht länger zweifelhaft sein. Wozu schuf Gott der Herr — frug sie sich — die Geschlechter? Schuf er nicht das Weib ganz besonders, daß es die zarten Keime der Menschheit in seinem Schooße erwärme, sie pflege und zu stets forttreibenden, sich vermehrenden und vervollkommenden Pflanzen erziehe? Was würde aus der Welt werden, wenn das Weib dem Triebe der Fortpflanzung entsagen und auch der kräftige Mann in der düstern Klosterzelle zur Mumie vertrocknen wollte? Nein die Natur aller Geschöpfe ist unsere große Lehrerin und weiset uns auf die wahren und richtigen Pflichten hin, mit deren Nichterfüllung wir das heilige Naturgesetz übertreten und uns, in thörichter Verblendung, an dem Willen des Weltenschöpfers versündigen! und ach! wie schön, wie groß, wie selig muß das Gefühl der Liebe sein, das ich bis jetzt nur geahnet, noch nie wahrhaft empfunden habe! Ach! wie glücklich würde ich in der Liebe eines Mannes sein, der so schön, so bezaubernd wäre, wie jener Engel, der sich mir als

ein holder, blühender Jüngling offenbarte, als er mein Zimmer von sündhafter Eitelkeit reinigte!

So philosophirte die Schwärmerin, flocht in alle Kränze ihrer stillen Betrachtungen das noch frisch in ihrer Erinnerung ruhende Bild des engelschönen Jünglings und war entschlossen auch lieber den weniger oder unschönen Gatten zu wählen, als ihr Liebe verlangendes Herz in kalten Klostermauern verschmachten zu lassen. Vielleicht ist es ein schöner kräftiger Ritter — dachte sie — der um dich wirbt, darauf deutet ja schon der kriegerische Schmuck des Blechhandschuhes, wie] sehr wahrscheinlich die „gold'ne Hand" auf seinen Reichthum, auf schöne Burgen und Schlösser, vielleicht gar auf Scepter und Krone hin! Am Abende vor dem dritten Tage legte sie sich, nach einem längeren und innigern Gebet unerschüttert in dem einmal gefaßten Entschlusse nieder, träumte die halbe Nacht über von dem engelschönen Jünglinge der sie als zärtlicher Gatte in seinen Armen hielt und mit ihr auf eine liebliche Gruppe blühender Kinder herabsahe, die lallend und lachend zn ihren Füßen spielten, da weckte sie ein tosendes Geräusch auf der Straße vor dem Hause, Fackeln loderten empor und wiehrende Rosse stampften den Boden, das gewaltige Rasseln geharnischter Männer verkündete die Ankunft des erwarteten Bräutigams, der gewiß ein edler Ritter mit seinem reisigen Gefolge sein mußte. Zwar wollte die vor freudigen Beben und ängstlichen Ent-

zücken zitternde Jungfrau nicht glauben, daß man sie in der Ruhe stören werde, und hatte den Empfang des Erwarteten erst für den Morgen vorbereitet, allein das nun bald beginnende Schmettern der Trompeten und Fanfaren ganz unter ihren Fenstern ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß der Besuch der gehoffte sei, und ihrer Person gelte.

Eilig sprang sie aus dem warmen Bett, rief die Dienerin und öffnete, als sie rasch angekleidet war, das Fenster. Noch ehe sie im Stande war, nach dem Begehr zu fragen, verstummten die rauschenden Hörnertöne und eine kräftige Männerstimme rief vom schnaubenden Rosse hinauf: „Wollet uns Eure Pforten öffnen lassen holdes Fräulein, und unsern so ungewöhnlichen Besuch mit der Zeit entschuldigen, die uns gemessen ist! Unser kurzes Geschäft wird bald beendigt sein! — Helene hatte dem Sprecher nicht im Gesicht gesehen, denn ein glänzender Helm mit geschlossenem Visier bedeckte das Haupt, und nur der weiße, von den Fackeln hell beleuchtete bis zum Nacken hinabwallende Federstrauß ließ sie errathen, daß dieser der hohe Gebieter der ihn umgebenden Schaar und der Mann sein möge, welcher als Brautwerber und in der Absicht gekommen sei, ihren Entschluß entgegen zu nehmen. Sie schlug das Fenster zu und flog, so schnell als sie konnte, aus dem Zimmer, die von den Fackeln hell erleuchteten hohen Stiegen hinab, und öffnete mit eigener

Hand die nur leicht verschlossene Thür. Der schwarze Ritter mit dem weißen, wallenden Helmbusch schritt nur von einem einzigen Manne, den die Jungfrau für seinen Leibknappen hielt und nicht weiter beachtete, die hohen Stufen hinauf und folgte ihr in's Zimmer, wo, während er weiter vorwärts bis zu dem Tische trat, auf welchem die goldene Hand lag, der ihm folgende Mann in der offenenen Thür stehen blieb. Seht schönes Fräulein! redete sie nun der hohe Ritter wieder an, daß ich der rechte Mann bin, welcher sein unentbehrliches Eigenthum zurückfordert, damit aber zugleich um einen Preis wirbt, den ihm nur Euer Wille gewähren kann!" Er zog bei diesen Worten seinen rechten Arm aus einer Falte seines bauschigen Wamses und berührte mit dem Stumpfe des Handgelenks die vor ihm liegende gold'ne Hand, welche sich mittelst einer künstlichen Feder, deren kurzen Schlag Helene hörte, sogleich fest an denselben anschloß, dann beugte er sein Knie vor der mit leuchtenden Augen erwartungsvoll vor ihm stehenden Jungfrau, riß den Helm vom blondgelockten Haupte und fuhr in seiner Rede fort: meine Faust verlor ich im heiligen Kampfe vor Sigeth durch den Säbelhieb eines Sarazenen, diese goldne Hand hat mir ein großer Künstler verehrt, der zugleich mein unsichtbarer Begleiter und Schutzgeist war; mit ihr soll ich den Lohn meiner Tapferkeit, die schönste und reinste Jungfrau im deutschen Vaterlande in Empfang nehmen und als eheli-

ches Gemahl auf meine Burgen führen. Seid Ihr entschlossen, in dieser Eigenschaft mir zu folgen, so greift frei und unverzagt in die Euch nicht mehr fremde Hand, und seid gewiß, daß sie Euch auch gold'ne Tage bringen werde! Helene schaute dem jungen und schönen Ritter eine Minute lang schweigend in's Angesicht, ihre Augen strahlten vor Freude und sie schien ein inniges Wohlgefallen an den herrlichen Zügen sowie an der schlanken Gestalt zu haben; das Gefühl der Liebe keimte in ihrem verlangenden Herzen, ihr Busen hob sich in bebenden Wallungen und sie war eben im Begriff die vorgestreckte gold'ne Hand des ritterlich schönen Mannes zu erfassen und in seine nach ihr ausgebreiteten Arme zu sinken, als sie einen Blick nach der Thür warf, wo der von ihr bisher unbeachtete Diener oder Begleiter des Ritters stand, vor dessen Gegenwart sich ihre mädchenhafte Sittlichkeit noch scheute, da breitete auch dieser mit sichtbar sehnenden Verlangen seine Arme nach ihr aus und wenn auch sein Mund stumm blieb, so sagten ihr die schmachtenden Blicke seiner ein heiliges Feuer ausströmenden Augen, daß er sie liebe, daß er mit älteren Rechten ihre Gegenliebe erwarte und daß nur er der Glückliche sei, dem sie sich in wahrer, inniger Liebe hingeben könne. Sie erkannte in ihm den Jüngling der in Engelsgestalt ihr erschienen wieder, welcher lange Zeit schon der Gegenstand ihrer stillen Liebe, das Entzücken ihrer nächtlichen Träume und der Abgott ihres

Herzens war, zu dem sie so oft in stiller Einsamkeit gebetet, von dem sie mit gewaltiger Sehnsucht gewünscht hatte, daß er ein sterblicher Mensch, wenn auch arm und dunkler Herkunft sein möge. Der engelschöne Jüngling stand jetzt in noch herrlicherer, in noch verführerischer Gestalt vor ihr, sein weißes eng an die schwellenden Formen anliegendes Kleid, über welchem ein glänzendes Schwert herabhing, hob ihn hoch über den ritterlichen Werber und ließ ihn der entzückten Jungfrau als einen Gott erscheinen, dessen heiligen Wesen sie sich nicht abwenden, dem sie nicht widerstehen durfte. Ihr Auge streifte zwar wieder über den noch immer vor ihr knieenden Ritter, aber ihr Herz zog sie fort zu dem engelschönen, längst schon unbewußt geliebten Unbekannten, und wie er nochmals seine Arme nach ihr ausbreitete, wie er seine Augen gen Himmel hob und sie dann gleichsam mit verklärten Blicken ansahe, da konnte sich das hoch entzückte und doch so unglückliche Mädchen nicht länger halten, sie stürzte im Wahnsinn unbesiegbarer Gefühle nach der Thür und sank dem schönen Jünglinge mit dem Ausruf in die Arme: Dein auf ewig, mein Geliebter! mögest Du hoch oder niedrig sein! Du bist mein Bräutigam, den ich mit Sehnsucht erwartet, dessen Bild ich wachend und träumend im treu liebenden Herzen getragen habe, den ich nur einzig lieben kann auf Erden und in liebender Treue anhangen werde bis zum Grabe!

Der schöne Unbekannte umfing die sich ihm

hingebende Jungfrau mit seinen Armen, schob sie aber gleich wieder sanft von sich und bedeckte ihr Angesicht mit einem weißen dichten Schleier, der ihr bis zu den Sohlen herabreichte, worauf er zu sprechen begann: Du hast Dein Schicksal entschieden, reine Himmelsbraut! Deinen reinen und keuschen Leib soll nimmer ein sündiger Mensch umfangen; was in früh'ster Jugend Dein Herz wünschte, soll Dir nun als Jungfrau gewährt werden! Ich werde Dich gen Prag geleiten, wo Dein Bruder das Weitere verfügen und ein Kloster bestimmen wird, das Dich auf immer den eiteln Lockungen sündhafter Weltlust entzieht! —

Der um den Lohn seiner Tapferkeit betrogene Ritter aber warf die goldene Hand vom Stumpfe seiner Rechten und sagte: Ihr habt die Prüfung bestanden, holdes Fräulein! ich kann Euch nicht zürnen, verehre Euch vielmehr diese Hand zum Zeichen meines Wohlwollens und überlasse Euch, davon beliebigen Gebrauch zu machen. Bedenkt, daß sie einen hohen Werth hat und das Erdenglück eines armen sich liebenden Paares gründen kann! Gehabt Euch wohl!

Nach diesen Worten schritt der Ritter aus dem Zimmer, schwang sich auf den unruhig stampfenden Gaul und jagte mit der reisigen Schaar davon. Helene Zamora aber schenkte die gold'ne Hand ihrer Busenfreundin Pauline, der Tochter eines ehrlich ver-

armten Kaufherrn, dessen Namen die Tradition unserer Sage nicht genannt hat und ward Nonne in dem Kloster U. L. Fr. zu Prag. Pauline erwarb das Haus, in welchem so Wunderbares sich ereignet hatte, heirathete bald darauf ihren Verlobten und ließ zum Andenken an jenes Ereigniß in das steinerne Thürgewände eine Hand hauen und reich vergolden. Lange, Jahrhunderte lang, mag die gold'ne Hand an jenem Hause geprangt haben, bis der Alles zernagende Zahn der Zeit sie vertilgt und nur in dem Namen die unzerstörbare Erinnerung übrig gelassen hat. So knüpft sich mancher Name an ein vorzeitliches Ereigniß und Magdeburg ist reich an merkwürdigen Namen und Zeichen, von denen nur wenige von dem verhüllenden Schleier des grauen Alterthums befreit werden können.

Die Axt.

In der Johannisbergstraße zu Magdeburg befindet sich ein Haus, das von uralter Zeit her den Namen „die Axt" führt, weiterhin nach dem Knochenhauerufer, liegt rechts eine Ecke bildend das Gertraudenkloster und neben diesem stand ein Brauhaus, welches „die steinerne Bank" genannt wurde und vormals Eigenthum des nur gedachten Klosters war. Der Sage nach knüpfen sich an diese Denkmäler des grauen Alterthums Ereignisse, die bis auf unsere Zeit herübergereicht und dem erstgenannten Hause seinen Namen verliehen haben.

Zu jener alten Zeit, wo Magdeburg noch keine große Stadt, wenigstens nicht überall so angebauet war, wie gegenwärtig, lebte in dem Brauhause zur steinernen Bank ein Braumeister Namens Währwolf, eine alte, ehrliche Haut, der redlich und treu seiner Herrschaft diente und sich nicht durch schnödes

Gold, oder andern Gewinn aus dem Gleise seiner Pflicht drängen, auch durch frömmelnde Einflüsterungen schlauer Pfaffen sich nicht bestechen ließ.

Eines Tages befand sich Währwolf in dem großen und tiefen Keller des erwähnten Brauhauses, um die vorhandenen Vorräthe an Bier zu untersuchen und nachzusehen, ob auch seine Leute die Fässer gehörig gestellt und verschlossen hätten. Ermüdet von dem Umherlaufen in den langen Reihen der kolossalen Fässer, und von dem Hinaufsteigen zu den Mündungen derselben hatte er sich auf einen Schemel gesetzt und rechnete die verschiedenen Fässer zusammen, um die Zeit ihrer Dauer bestimmen zu können, da vernahm er auf einmal ein dumpfes Geräusch und ein Geflüster, als ob sich mehrere Personen näherten, die sich vorsichtig und nur halblaut unterhielten. Die Augen auf den Ausgang des Kellers gerichtet glaubte er nichts anderes, als daß ihn eine lustige Gesellschaft seiner Gäste überraschen, wohl gar einen Scherz mit ihm treiben wolle, und war deßhalb nüchtern und wachend auf seiner Hut. Das Geräusch ging aber vorüber und er glaubte, weil es sich nicht wiederholte, sich auch getäuscht haben zu können. Einige Tage darauf hörte er dasselbe mit Geflüster vermischte Geräusch und würde vielleicht eben so wenig, wie das erste Mal, zu einer näheren Entdeckung gelangt sein, wenn ihm nicht in einem Winkel des großen Kellers ein Lichtstrahl erschienen wäre, der aus dem Boden

empordrang. Währwolf untersuchte die wunderbare Lichterscheinung und machte alsbald die sehr wichtige Entdeckung, daß Männer mit Fackeln in einem unterirdischen Gange hin- und hergingen, die er der Bekleidung und Unterhaltung nach, für Mönche erkannte. Er hatte, da er vermuthen konnte, daß das Wesen welches von den Klosterleuten unter der Erde getrieben werden mochte, böser Art sein müsse, nichts eiligers zu thun, als dem Erzbischof Meldung zu machen, welcher zwar die Sache untersuchen ließ, solche aber, weil keine Spur einer unterirdischen Verbindung vorgefunden ward, für eine Täuschung des Brauers Währwolf hielt und nicht bedachte, daß die Männer, welchen er die Untersuchung übertragen hatte, größtentheils Priester und Mönche waren, die an der unter irdischen Verbindung eigenes Interesse hatten. Der ehrliche Brauer empfing zum Lohn für seine Aufmerksamkeit von dem Erzbischof sogar einen Verweis und wurde für einen Feind und Verläumder der Pfaffen erklärt. So gleichgiltig ihm nun der unterirdische Verkehr an sich sein konnte, so nahm er doch sich alles Ernstes vor, noch weitere Beobachtungen anzustellen und wo nur immer möglich, dem verblendeten Erzbischof die Augen zu öffnen, um den unverdienten Verweis von sich abzulehnen, war jedoch so unvorsichtig, über sein Vorhaben zu sprechen, wodurch die schlauen Mönche Wind bekamen.

Eines Abends, als sich ein Gewitter über der

Stadt zusammenzogen und es gerade angefangen hatte, stark zu hageln, trat, während Währwolf einsam am großen Schenktische saß, ein Augustiner-Mönch bei ihm ein und bat um Erlaubniß, sich, solange das Wetter anhalte, im Zimmer aufhalten zu dürfen. Der Brauer befand sich gerade in einer etwas ängstlichen Gemüthsstimmung und redete den Mönch an: „Ihr seid mir herzlich willkommen, ehrwürdiger Bruder! ich habe lange nicht die Freude gehabt, einen so frommen Mann bei mir zu sehen, als die Brüder Eures Ordens sind. Sagt womit kann ich Euch dienen?

Ich danke Euch lieber Meister, antwortete der Mönch, möcht aber fast Euere Aeußerung für Spott halten, da Ihr eben kein Freund der Klöster und ihrer Bewohner zu sein scheint!

Wie so? frug Währwolf.

Habt Ihr nicht beim Erzbischof die grundlose Anzeige gemacht, es ginge unter diesem Hause ein unterirdischer Weg hin, der nach dem Gertraudenkloster zu führen scheine? Wohl hab' ich das gethan und werde nächstens bessere und sichere Spuren nachweisen, damit der Vorwurf der Verleumdung nicht auf mir sitzen bleibt.

Vermögt Ihr denn — frug der Mönch gespannt — solche sichere Spuren nachzuweisen? Nehmt Euch in Acht, daß Ihr solchen Verdacht nicht erneuert,

denn es könnte Euch, da Ihr unfehlbare Spuren nimmermehr werdet nachweisen, diesmal übel zu stehen kommen!

Dafür werd' ich diesmal besser sorgen! entgegnete Währwolf.

Hört! begann mit einem Male der Mönch, dem Brauer vertraulich näher rückend — wir sind jetzt allein und was wir zusammen sprechen, bleibt unter uns. Seid kein Thor und macht keine neue Anzeige, denn sie würde, wenn auch eine Entdeckung erfolgte, meinen Brüdern unangenehm sein und Euch in jedem Falle verderblich werden! Was geht Euch das Leben und Treiben der Klosterleute an?

Der Augustiner griff dabei unter seine Kappe, langte einen Beutel mit Dublonen hervor, und fuhr' die blanken Goldstücke vor den Brauer hinschiebend fort: Seid kein Narr! nehmt dieses Gold und lernet schweigen, was Ihr auch wieder in Euern Kellern sehen oder hören möget! Versteht Ihr mich?

Ei warum sollt ich Euch denn nicht verstehen? sagte Währwolf, Ihr sprecht ja so deutlich, daß man's mit Händen greifen kann. Aber jetzt in Ernst, Herr Pater! bleibt mir mit Eurem Krame vom Leibe oder ich rufe meine Knechte und lasse Euch mit samt dem Plunder zum Erzbischof bringen!

Das mochte der fromme Klosterbruder denn doch nicht abwarten; er steckte sein Gold wieder unter die

Kappe und rannte, des dichten Hagelregens ohngeachtet, aus dem Brauhause fort. Etwa 8 Tage nach diesem Auftritt wurde Währwolf zum Klostervoigt gerufen, der ihn immer sehr geschätzt hatte, und traf denselben in einer sehr ernsten und fast traurigen Stimmung.

Ich habe Euch — redete ihn der Voigt an — eine sehr unangenehme Nachricht mitzutheilen und erwarte von Euch, daß Ihr Euch dabei als Mann benehmen und diesmal Euren sonst immer bewährten Muth nicht sinken lassen werdet! Nur gerade heraus, Herr Voigt! erwiderte Währwolf — ich bin mir keiner schlechten Handlung bewußt und werde, was mir Gott unverschuldet auferlegt, geduldig tragen und für eine wohlthätige Prüfung nehmen.

Nun so wißt denn, daß Ihr schon morgen das Brauhaus und die Stadt verlassen müßt! Ihr habt die Pfaffen beleidigt, was Euch als eine Todsünde angerechnet wird. Wenn Ihr morgen nicht gutwillig die Stadt verlaßt, so werdet Ihr auf Befehl des hochwürdigen Erzbischofs mit Weib und Kinder fortgetrieben; daher rath' ich Euch, noch heute auf ein Unterkommen zu denken. Wißt Ihr, wohin Ihr allenfalls Eure Zuflucht nehmen könnet?

Noch weiß ich das nicht — entgegnete Währwolf — und würde in die weite Welt gehen, wenn ich nur für mich zu sorgen hätte, aber ich habe Weib und Kinder, mit denen ich keine weite Reise unternehmen kann.

Hört! sagte der Voigt weiter, Ihr seid ein braver Mann, von allen guten Bürgern geachtet und habt, ich weiß es, viele Freunde. Man hat Euch blos aus der Stadt verwiesen, daher könnt Ihr wenigstens vorläufig irgendwo außerhalb der Stadt wohnen, und, wenn Ihr die Mittel dazu besitzet, Euch ein Häuschen bauen."

Der durch diese ihn zwar tief erschütternde Nachricht etwas beunruhigte, aber doch in seinem Muthe nicht gebeugte Brauer räumte am folgenden Tage das Brauhaus und zog auf einige Wochen in das Haus eines ihm befreundeten Fischers, bauete sich aber alsbald an der Elbe eine Hütte, wo er mit den Seinigen lebte und sich von seiner und der Seinigen Handarbeit redlich nährte. Er hatte zwar früher in der Stadt viele gute Freunde gehabt, die oft seine Gastfreundschaft und Freigebigkeit in Anspruch genommen hatten, seitdem er aber aus der Stadt verwiesen war, nahm Niemand. mehr an seinem Schicksale Theil, denn es haftete in damaliger Zeit auf den durch die Kirche oder den Erzbischof verbannten Personen eine Art von Verachtung oder Ehrlosigkeit, vor der sich Jedermann scheuete und die man, wie eine ansteckende Seuche fürchtete. Es war, wie es noch heutzutage bei uns ist, der Glückliche, der in Wohlstand Sitzende hat unzählige Freunde, der Unglückliche, der Verarmte oder von der Gerechtigkeit Verfolgte und Verstoßene hat keinen. —

Das kleine Besitzthum des geächteten Währwolf an der Elbe kam bald so in Verruf, daß selbst die Kinder desselben, welche nach und nach heranwuchsen' verachtet wurden und einsam und verlassen, ohne Freuden und geselligen Umgang mit Gespielen, ihr junges Leben vertrauerten. Unter den fünf Kindern, die er hatte, war die älteste Tochter, Gertraut, eine liebliche Jungfrau von siebenzehn Jahren und arbeitete fast täglich bei dem Klostervoigt in der Stvdt, welcher ihr Pathe war: sie war die einzige, welche in Folge dieses Verhältnisses ein weniger verachtetes Dasein genoß, ja sogar wegen ihrer Sittsamkeit und Schönheit von vielen jungen Männern ausgezeichnet und mancher reichen Bürgerstochter vorgezogen ward.

Eines Tages traf Getraut bei der Tochter des Klostervoigts einen jungen Maler, der vor Kurzem aus Nürnberg nach Magdeburg gekommen war und im Dom, welcher damals bei weiten noch nicht ausgebaut war, beschäftiget wurde. Alfons Cabrero aus Genua war von Nürnberg aus an den Klostervoigt empfohlen und schien mit dessen Tochter ein zärtliches Verhältniß knüpfen zu wollen, er hatte aber kaum die liebliche Gertraut gesehen, als er, von ihren Reizen entzückt, sich von jener abwandte und dieser seine Huldigung darbrachte. Wenn auch Gertraut aus Rücksicht gegen ihre Freundin, den Liebesseufzern des äußerst interessanten Jünglings kein Gehör gab, so konnte sie es doch nicht hindern, daß er sie zuweilen

nach ihrer väterlichen Wohnung begleitete und bei dieser Gelegenheit des Vaters nähere Bekanntschaft machte. Cabrero war zu aufgeklärt, als daß er sich durch den schlimmen Ruf, in welchem Währwolf mit seiner Familie stand, von seiner Liebe zu Gertaut und den Besuchen in dem kleinen Hause an der Elbe hätte abhalten lassen sollen, nach und nach war er der tägliche Gast und brachte, da er reich war und viel Geld verdiente, in der armseligen Hütte einen Wohlstand, eine Art von innern Glanz hervor, den man von außen nicht ahnen konnte. Zwar wußte dies Niemand, weil Niemand aus der Stadt die geächtete Familie besuchte, dennoch wurde der unglückliche Mann dieses Umgangs wegen noch mehr gehaßt und man war nicht abgeneigt, einem dunkeln Gerücht zu glauben, das Währwolf ein Zauberer, seine Tochter Gertraut eine Hexe und daß der junge und reiche Maler durch geheime Künste angelockt und an die einsame Hütte gebannt sei.

Eines Morgens, ganz frühe kam die Nachriche nach Magdeburg, ohnweit der Hütte des ehemaligen Brauers Währwolf an der Elbe sei der verstümmelte Leichnam eines Menschen und daneben eine Axt gefunden worden. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß es die Leiche des jungen Malers Cabrero war, man hatte weder Gold noch Pretiosen bei ihm gefunden und allen Umständen nach, war der Jüngling das Opfer eines Raubmords. Nichts war na-

türlicher, als das man auf den Gedanken gerieth, den geächteten Währwolf dieses schaudervollen Verbrechens zu verdächtigen; seine Hütte ward geöffnet und genau durchsucht und schon der Wohlstand, welcher überall sichtbar war, mußte den Verdacht so wie den alten Glauben verstärken, daß der ausgewiesene Brauer ein Zauberer oder das Mitglied einer Räuberbande sei, der sich durch Verbrechen in den Besitz des Wohlstandes gesetzt habe. Als man bei sorgfältiger Durchsuchung in der Hütte sogar goldene Ringe und einige andere werthvolle Gegenstände fand, von denen sich mit aller Zuverlässigkeit ermittelte, daß sie Eigenthum des ermordeten Malers gewesen und von vielen Zeugen bei ihm gesehen worden waren, so erhob man den Verdacht zu einer völligen Gewißheit, da sogar die neben dem Leichnam gefundene Axt, wie Währwolf zugeben mußte, dessen Eigenthum war, und sein Vorbringen, daß ihm die Axt aus einer offenen Schuppe entwendet worden sei, so wenig beachtet wurde, als das Anführen, daß die vorgefundenen Ringe und Pretiosen seiner Tochter von dem Maler geschenkt worden wären. Genug der unglückliche Währwolf wurde verhaftet, mußte, da er standhaft läugnete, alle Grade der fürchterlichen Tortur bestehen und, da er dieser qualvollen Marter endlich erlag, so wurde er bald darauf hingerichtet.

Das Hochgericht befand sich auf dem nachher sogenannten Thränsberge und lange Zeit sahe man

den auf einen Pfahl gespießten Kopf so wie die um ein Rad geflochtenen Glieder des Enthaupteten als warnende Zeichen der strafenden Gerechtigkeit am Wege prangen. Damit war aber der Leidenskelch dieser unglücklichen Familie noch nicht geleert, alle Glieder des für einen Räuber und Raubmörder erklärten Währwolfs sollten vernichtet werden!

Viele Tage lang hatte man — es war im Winter — weder die Witwe Währwolf noch ihre fünf Kinder gesehen, die Hütte war Tag und Nacht verschlossen und man sahe weder Licht im Wohnzimmer noch Rauch aus dem Schornstein emporsteigen. Als man von Obrigkeitswegen das Haus geöffnet hatte, wurden alle fünf Kinder so wie auch die Mutter derselben todt gefunden, ohne daß sich Spuren einer äußeren Verletzung entdecken ließen. Sehr wahrscheinlich waren die Unglücklichen im Kohlendampf erstickt, wovon man damals noch keine Kenntniß hatte.

Dem herrschenden Aberglauben gemäß, schrieb man diese unerklärliche Todesart einer ganzen Familie der rächenden Vorsehung zu und sahe in dem traurigen Ereigniß die Bestätigung der öffentlichen Meinung, daß Währwolf mit den Seinigen ein böser Zauberer und Räuber gewesen sei, weshalb Gott alle Glieder der Familie vertilgt habe. Die fünf Leichen, die man eines ordentlichen ehrlichen Begräbnisses für unwürdig hielt, wurden daher durch Henkersknechte

in der Nähe der Hütte an der Elbe eingescharrt und Niemand unternahm es, bei Nachtzeit sich der Stelle zu nähern, weil einige Fischer erzählten: es ließen sich dort allnächtlich wunderbare Gestalten sehen, welche auf Besen und schwarzen Ziegenböcken ritten und einen furchtbaren Tanz tanzten. Das Gerücht von diesem Spuk wurde bald so allgemein, daß der Erzbischof die Hütte nieder reißen ließ und die verscharrten Leichname ebenfalls wieder durch Henkersknechte fortzubringen befahl.

Die Stelle von der Stadt aus bis dahin, wo die Hütte gestanden hatte, wurde in der Folge mit zum Klostergarten geschlagen, der Platz an der Elbe aber, auf welchem die Hütte gestanden hatte, wurde dadurch bemerklich gemacht, daß man daselbst ein steinernes Kreuz errichtete, in welches die Axt, womit die Mordthat verübt worden war, eingemauert ward.

Ueber hundert Jahre waren vergangen, das alte steinerne Kreuz stand unbeachtet an der Elbe und nur wenige alte Leute wußten noch von der dunkeln Sage zu erzählen, daß daselbst eine Hütte gestanden, und daß deren Bewohner einen Menschen mit der Axt erschlagen habe, da brachten eines Tages einige Fischer die Nachricht: in der Nacht des vergangenen Tages sei das steinerne Kreuz niedergerissen und zertrümmert, mit der darin vermauert gewesenen Axt aber ein neuer Mord verübt worden, denn unter einer dickstämmigen Weide liege der Leichnam eines Man-

nes und in dem Stamm des Weidenbaums sei die blutige Axt gehauen. Man fand es so, wie es die Zeugen angegeben hatten, den Erschlagenen kannte Niemand und es blieben, der Mörder wie der Ermordete unermittelt. Das Ereigniß machte vieles Aufsehen, daher ordnete der Erzbischof an, daß die Leiche des unbekannten Ermordeten auf der Stelle, wo er erschlagen und gefunden worden war, begraben ward. Der Platz wurde ordentlich abgegrenzt und zu einer Art von Kirchhof oder Gottesacker eingerichtet, an dessen nach der Stadt zu gelegenen Seite ein Grabgewölbe gebauet und über demselben die alte verhängnißvolle Axt aufgehangen wurde. Hier fing es aber bald an nicht geheuer zu werden; vorübergehende Wandrer und Bürger Magdeburgs hörten bei Nachtzeit ein Wimmern und Wehklagen, das, wie die Stimme eines Racheengels, aus den Wolken zu kommen schien. Die Stadt war zu dieser Zeit schon ziemlich erweitert, so daß die Begräbnißhalle, über welcher die Axt hing, ganz nahe an andern Häusern lag. Nach vielen Jahren, als auch die zweite Mordthat vergessen und nur unter den ältesten Leuten das Ereigniß als dunkle Sage bekannt war, wünschte man die alte Begräbnißhalle abzubrechen, um dafür ein Haus hinbauen zu können, aber grade dieser Umstand gab Veranlassung, daß die alte Sage wieder aufgefrischt und dem abergläubigen Volke die Lust zum Anbau vereitelt wurde. Jedermann fürchtete

es könne in dem angebauten Hause eine neue schauderhafte Mordscene vorfallen, das eingemauerte Beil in Verbindung mit den Klagetönen, die man vom Himmel herab vernommen haben wollte, blickte als ein blutiges Zeichen aus der alten Zeit herüber und schien sich in der neuern ein gefälliges Opfer zu suchen. Die Begräbnißhalle fand keinen Liebhaber, der sie abgerissen und dafür ein für Lebende bewohnbares Haus gebauet hätte. Endlich, viele Jahre waren wieder vergangen, fand sich ein Mann, der heller und freier als seine Zeitgenossen dachte und die alte Begräbnißhalle in eine Wohnung für Lebende umwandelte.

Ein Zimmermann Namens Wolf, schon ein Mann bei Jahren, der in den immerwährenden Kriegsfehden, welche damals statt fanden, sein Vermögen verloren und weder Weib noch Kinder hatte, kam auf den Gedanken, sich von der Welt zurückzuziehen und seine letzten Lebenstage als frommer Einsiedler in einsamer Klause zuzubringen; er bewarb sich um den Platz, riß das alte Grabgewölbe weg und begann mit Hülfe einiger ihm befreundeter Maurer und Zimmergesellen ein wohnliches Häuschen zu errichten. Die in dem alten Gestein eingemauerte Axt war, als er sie aus dem niedergerissenen Gestein nahm, noch so schön und blank, daß er sie, als Sachverständiger, für ein Instrument hielt, mit dem entweder er selbst oder einer seiner Freunde arbeiten könne.

Mehrere Tage lang hatte er sie bei Behauung der nöthigen Baustämme gehandhabt und die Arbeit hatte ihm so gefördert, daß er bald kein Holz mehr vorräthig hatte, um fortarbeiten oder die übrigen Zimmerleute beschäftigen zu können; er reis'te daher nach dem Harz, wo ihm sein Bruder das Holz, welches er brauchte, schenkte und war nicht wenig erstaunt, als er bei seiner Rückkehr auf der Stelle, wo seine Leute arbeiteten und wo ehemals die Hütte des Brauer Währwolf später aber das Grabgewölbe gestanden hatte, eine Menge Menschen erblickte, die irgend ein wichtiges Ereigniß herbeigerufen haben mochte. Er fand, als er näher kam, mehrere Rathsherren so wie andere obrigkeitliche Personen, um den Leichnam eines Mannes stehen, dessen Kopf zerschmettert war, und daneben lag seine blutige, ehemals vermauert gewesene Axt. Es war sein Glück, daß er nachweisen konnte, daß er während daheim die Mordthat verübt worden war, sich am Harz aufgehalten hatte, folglich weder der Thäter, sein noch an dem Verbrechen Theil haben konnte. Der Erschlagene war sein treuester Freund und bester Arbeiter und hatte auf dem Platze ganz allein mit einem fremden Gesellen gearbeitet, der erst seit einigen Tagen eingewandert und nach dem Morde verschwunden war. Es ließ sich erklären, daß der Fremde der Mörder sein müsse, denn einige Weiber aus der Stadt hatten, wie ihr Zeugniß lautete, den Erschlagenen kurz vor der That mit einem

andern Zimmermann gesehen und unter denselben einen starken Wortwechsel gehört.

Es mochte etwa zwei bis drei Wochen nach diesem Ereigniß sein, als eines Nachmittags der Einsiedler Wolf in dem einzigen Zimmer seines noch immer nicht völlig ausgebauten Häuschens lag und von der Arbeit, der er gar fleißig obgelegen hatte, ermüdet ausruhete, da vernahm er außerhalb der Hütte starke Männertritte und Sporengeklirr. —

Es war im Jahre 1351, wo schon lange Zeit eine erbitterte Fehde zwischen der Stadt Magdeburg und dem Land-Adel gewüthet und wo schon mancher Raufbold einen friedlichen Bürger aus dem Hinterhalt überfallen, ausgeplündert oder wohl gar erschlagen hatte. Wolf hatte keine andere Waffe bei sich, als die verhängnißvolle Axt, fürchtete aber für seine Person keinen Ueberfall, da wohl Jedermann wissen mochte, daß er Nichts von Werth besitze. Wohl eine Stunde lang blieb, als das Geräusch den Nahenden verhallt war, Alles um die Hütte her still und ruhig, bis er auf einmal ganz in der Nähe, fast dicht vor seiner Thür, ein Schreien und Lärmen vernahm, daß, dem Anscheine nach, zwischen mehreren Kämpfenden statt haben mußte. Wenn auch kein Feind oder Anhänger einer der unter sich Krieg führenden Partheien war er doch stets geneigt, dem Bedrängten seine Hülfe nicht zu versagen. Er öffnete rasch seine Thür und stürzte mit hochgeschwungener

Axt hinaus. Vier geharnischte Ritter schlugen und hieben mit ihren langen und breiten Schlachtschwertern auf einen Magdeburger Bürger los, der sich dicht an die Wand des Hauses gedrängt hatte, nur einen starken Stock in der Hand und sich keines feindlichen Ueberfalls versehen. Wolf gebot den Rittern des friedlichen Bürgers zu schonen oder sich seines Angriffs zu gewärtigen. Die Ritter mit ihren Eisenpanzern und Schwertern spotteten des alten Einsiedlers, Einer von ihnen gab ihm einen Hieb mit der flachen Klinge auf den Bauch und befahl ihm im gebieterischen Tone augenblicklich in seine Klause zurückzukehren, widrigenfalls er ihm die Hände vom Leibe hauen werde.

Der Bürger war inzwischen von zwei anderen Feinden übermannt und lag blutend an der Erde, sich nur noch matt und kraftlos mit den bloßen Händen gegen die beiden Buschklepper vertheidigend, welche sich über ihn herwarfen, um ihn auszuplündern. Dies empörte den frommen Wolf. „Gebt Raum ihr Herren!‘ schrie er den Rittern zu, oder Ihr sollt die Kraft eines Instruments fühlen, das mit jedem Schlage den Tod giebt! Laßt den wehrlosen Mann los, sonst schmett're ich Euch mit wenig Schlägen zu Boden!

Er hob die blanke Mörderaxt hoch empor und erwartete, daß die Ritter mit ihm unterhandeln und von dem unglücklichen Magdeburger ablassen würden, diese aber wendeten sich, den schwer verwundeten

Bürger verlassend, gegen ihn und suchten ihm mit ihren langen Schwertern auf den Leib zu kommen und über den Kopf zu hauen. Wolf parirte die ersten Hiebe und traf den einen der Ritter mit der Axt auf den Arm, daß derselbe wie ein von der Sichel gemäheter Halm, mit samt dem Schwerte zu Boden fiel, einen andern berührte er nur leicht an der Schulter und augenblicklich lös'ten sich die eisernen Armbänder und der schwere Harnisch sank vom Oberkörper bis zum Gürtel herab und machte den Ritter zum ferneren Widerstand unfähig. Von den beiden Letzten, die nun wüthend auf ihn eindrangen, spaltete er dem Einen den Schädel, dem Andern brach das Schwert dicht am Gefäß ab. —

Der Bürger, welcher sich wieder aufgerafft hatte und Zeuge des kurzen entscheidenden Kampfes gewesen war, stand wie versteinert vor seinem Retter und dankte ihm für seine Hülfe und Kraft, die ihm, wie er meinte, gewiß Gott zu seinem Schutze verliehen habe, da er meuchlings überfallen und, ein Vater von neun Kindern, ohne seine so wunderbare Dazwischenkunft gewiß den Streichen der so unritterlichen Feinde hätte verbluten müssen.

Als sich die drei noch lebenden Feinde, mit Zurücklassung des Getödteten und ihrer Waffen, welche ihnen der Magdeburger Bürger abgefordert und gegen deren Abgabe er ihnen nur die Freiheit verstattet hatte, entfernt hatten, dachten die beiden Männer übe die

wunderbare Wendung des ungleichen Kampfes nach und schrieben weniger einer geheimen Kraft der Zimmermannsaxt als vielmehr der Wuth und Kühnheit ihres Führers die glücklichen Streiche und den eben so glücklichen Ausgang des Gefechts zu. Wolf mußte sich selbst bekennen, daß er wie ein Löwe gefochten und gereizt von dem unrühmlichen Verfahren der Ritter sein eigenes Leben nicht geachtet habe.

Als sich der Magdeburger Bürger in die Stadt zurückbegeben und Wolf sich Abends zur Ruhe gelegt hatte, dachte er noch einmal recht tief und ernst über das Ereigniß nach; er wußte nicht, was er denken sollte, wenn er die hell blinkende als Schutzwaffe auf einen Schemel neben seinem Lager gelegte Axt betrachtete. Er war kein Krieger und hatte nie an den Fehden der Magdeburger mit dem Landadel Theil genommen, daher that es ihm leid, daß er einen Menschen umgebracht hatte. Indem er noch so sinnend und seine Handlungen wiegend auf dem harten Lager lag, klopfte es an die Thür seiner Stube. Er frug, wer noch Einlaß begehre? und vernahm die Antwort einer weiblichen Stimme, welche ihm zurief: der von ihm gerettete Bürger schicke ihm durch sie ein kleines Abendbrod und einen stärkenden Labetrunk. — Hunger und Durst fühlte Wolf gerade noch, denn das bestandene Abentheuer hatte ihn beides vergessen lassen. Er zog den hölzernen Riegel von der starken Thür zurück und öffnete. Ein altes Weib mit einer schmutzig

grauen Hülle um den Kopf, trug einen Korb am Arme, aus welchem sie eine Flasche Wein, eine warme Suppe und etwas Braten mit Weißbrod nahm und auf den großen nur mit dem Beile grob gezimmerten Tisch setzte.

„Da nehmt und labt Euch!" sagte sie, „mein Sohn hat mir erzählt, wie ihr ihn mit Gefahr Eures eigenen Lebens aus den Händen starker Feinde errettet hättet und bedauert nur, daß Ihr allen Dank und Lohn verschmähet habt! Warum thut ihr das Wolf?" Weil ich mich in die fromme Einsamkeit zurückgezogen habe, von dem Weltleben Nichts mehr wissen, sondern ein Einsiedler sein will. Ich gäbe viel, ja Alles darum, was ich besitze, wenn ich den heutigen Strauß ungeschehen machen könnte, denn nun lastet doch ein Mord auf meinem Gewissen. Aber da war nur die Axt schuld, die ver —

Halt! um Gottes Willen, Wolf! sprecht den Fluch nicht aus! Denkt, Gott hab' es so gewollt! und die Axt, wenn Ihr sie noch habt, die haltet werth und lieb, mauert oder bauet sie aber irgendwo fest, denn wißt Ihr denn die Geschichte dieser Axt nicht?

Die Geschichte einer Axt? die kann nicht weit her sein! Nun was hat's denn damit?

Die Alte erzählte nun, wie mit dieser Axt vor mehreren hundert Jahren ein fremder Maler erschlagen und der unschuldige Besitzer der Axt deßhalb am Leben gestraft worden, ja wie die ganze Familie des

Unglücklichen wahrscheinlich durch Zauberei, an einem Tage gestorben und daß darunter eine wunderschöne Jungfrau, die Braut jenes Malers gewesen sei, daß auch hundert Jahre später ein Unbekannter einen fremden Wanderer mit derselben Axt erschlagen habe.

Seht! — setzte das Weib hinzu — die Axt will, wie die Sage berichtet, in jedem Jahrhundert ihre Opfer! Ihr wißt ja, daß einer Eurer Leute, als Ihr auf dem Harz waret, seinen Kameraden mit dieser Axt erschlagen hat und habt nun selbst damit einen Menschen getödtet!

Da werd' ich die Axt in's Wasser werfen! eiferte der fromme Wolf, damit doch nicht ihr Wille geschehen kann.

Thut das nicht, Wolf! sagte die Alte ihm näher tretend und ihre dürren Finger der rechten Hand auf sein Haupt legend: Die greulichen Mordthaten durch diese Axt werden aufhören, wenn das letzte blutige Werk geschehen und die Weissagung erfüllet ist, welche die Sage lehrt.

Was ist das für eine Weissagung? frug Wolf.

Das will ich Euch sagen! Als der Mann, welcher der ersten Mordthat mit dieser Axt beschuldigt worden war, hingerichtet wurde, hat er den Fluch ausgesprochen. „Erst wennn ein junges, bisher noch unbescholtenes Mädchen, in thörichter Verblendung aus Geldgier oder Raublust, eine andere schuldlose Jungfrau mit dieser Axt getödtet und dafür die gesetz-

liche Strafe des Raubmordes erlitten haben würde, erst dann soll der Fluch gesühnt, dem Morden ein Ziel gesetzt sein!"

Auch sagt man — setzte die Alte geheimnißvoll hinzu — das Haus, in welchem die Axt verwahrt werde, solle noch ein sehr großes und glückliches Haus werden, denn mit dem Ende des Fluchs, der auf der Axt ruhe, werde der Segen beginnen, und nach Jahrhunderten werde der Besitzer des Hauses zur Axt ein reicher Graf und zuletzt noch ein mächtiger Fürst werden!"

Ich glaube nicht an eine solche Prophezeihung, erwiderte lächelnd Wolf, aber demohngeachtet bin ich zu wenig leichtsinnig, um das, was ihr mir da gesagt habt, gute Frau, ganz unbeachtet zu lassen. Ich will Euch sagen was ich thun werde: Das Haus, welches ich hier gebaut habe, werde ich, wenn es fertig ist, mit dem Namen „die Axt" taufen, damit aber, wenigstens so lange ich in dem Besitz des Hauses bin, mit diesem Instrumente kein neuer Mord verübt werde, will ich die Axt in das Haus mit einmauern oder dergestalt damit in feste Verbindung bringen, daß sie gewiß Niemand herausreißen und einen Mißbrauch damit machen soll, denn ich gedenke als ein frommer Christ in stiller Einsamkeit zu leben und zu sterben, und mag weder ein reicher Graf noch ein mächtiger Fürst werden."

Thut das — schloß die Alte — und macht

Euch deßhalb, daß Ihr einen raubsüchtigen Ritter mit der Axt erschlagen habt keinen Kummer, denn Ihr habt mit dieser tapfern That meinem Sohne, einen redlichen Bürger und geliebten Vater einer zahlreichen Familie das Leben gerettet!"

Der alte Zimmermann Wolf that, wie er gesagt hatte, er ließ die Axt über der Thür seines Hauses einmauern, und von dieser Zeit an nannte man das Haus „die Axt". Jedermann in Magdeburg kannte die Geschichte dieser Axt, bis sie endlich nach vielen vielen Jahren, als der alte Wolf längst todt und das Haus mit der Axt in anderen Händen war, vergessen ward, und nur noch hie und da als dunkle Sage aufdämmerte. In dem unglücklichen Sturm von Magdeburg, am **10ten** Mai **1631**, wurde das Haus mit vielen Anderen zerstört und wohin die Axt, nach Wiederaufbauung des Hauses gekommen, wo sie überhaupt geblieben sein mag, wer kann das wissen? —

Aber doch ist das Schicksal jener Axt erfüllet, denn nach länger als einem Jahrhunderte ist mit derselben von einem jungen Mädchen eine Jungfrau aus raubgieriger Absicht erschlagen und die jugendliche Mörderin ist von der strafenden Gerechtigkeit gerichtet worden. Damit ist nun, der Sage nach, der Fluch aufgehoben und das Haus in ein so seegensvolles verwandelt worden, daß sein Besitzer sich noch glücklicher Ereignisse und ehrenvoller Standeserhöhungen getröstet.

Johanna Schütze, oder der Thurmbau zu St. Ulrich.

Das Friedensjahr 1648 hatte auch der Stadt Magdeburg den Segen eines stillen Bürgerglücks gebracht, denn ihre Wohlfahrt wurde in dem Vertrage von Münster und Osnabrück dadurch begründet, daß man ihr das Zugeständniß ihrer alten vom Kaiser Otto 1. verliehenen Freiheiten und Privilegien vom 7. Juni 940 ausdrücklich bestätigte. Die schwer geprüften Bewohner, welche die unglückliche Katastrophe vom 10ten Mai 1631 überlebt hatten, mußten seitdem dem Gottesdienste in Privatwohnungen beiwohnen, da ihre Tempel größtentheils zerstört waren, und dachten nun recht ernstlich an den Wiederaufbau der Gotteshäuser. Auch die Kirche zu St. Ulrich und Levin fing man an, im gedachten Jahre wieder aufzubauen und den damaligen Kirchvätern Peter Schütze und Chri-

stoph Schrader soll ein gar guter Theil des Verdienstes gebühren, das sich öffentliche und Privat-Personen in dieser Beziehung erworben haben, so daß auch der Senior Tobias Cuno, welcher die erste Predigt darin gehalten, ihrer rühmlich gedacht haben soll.

Im Jahr 1649, als schon der Grund zum Bau gelegt und ein großer Theil des Mauerwerks vollendet war, dachten die ehrsamen Glieder des Bauvorstandes erst an die hohe Wichtigkeit des Unternehmens und wiesen die beiden Männer, welche die Aufführung der Thürme und der in Stein auszuhauenden Arbeiten übernommen hatten, vor ihr Forum, um sie alles Ernstes zu befragen, ob sie sich ohne fremde Hülfe ein so schwieriges Werk anzufangen und zu vollenden getraueten. Die Unternehmer waren der „Steinmetz-Meister, Heinrich Hordens und der Bildhauer Andreas Mevius. Es waren aber der erste Bürgermeister Kühlwein und der Prediger Dr. Böttcher, der Diakonus Siebenhaar und die oben genannten Kirchväter Schütze und Schrader die Glieder des Bauvorstandes, welche sich abwechselnd bei einem und dem andern derselben versammelten. Diesmal kamen sie in der Wohnung des Kirchvaters und Lederhändlers Schütze, welcher in dem Eckhause rechts am Durchgange von der Ulrichsstraße nach der Schönen-Eckstraße wohnte, zusammen. Der Steinmetz-Meister Hordens war schon über eine Stunde lang

anwesend, als der Bildhauer Mevius, ein stolzer hochfahrender Italiener, in das Conferenzzimmer trat. Das Zimmer des Lederhändlers Schütze war das gewöhnliche Wohnzimmer der Familie, die nur aus dem Schütze und dessen 18 jährigen Tochter Johanna bestand. Als Mevius, ein Mann von etwa vierzig Jahren, dessen Haltung und stolzer Gang seinen hochfahrenden Charakter, die Geringschätzung seiner Kollegen und eine unduldsame Selbstsucht verriethen, in die Hausflur trat, blieb er unwillkührlich in der Thür stehen, denn Johanna, die eben aus dem Zimmer gekommen war, trat ihm entgegen und machte ihn durch den Zauber ihrer Schönheit gleichsam in eine Bildsäule verwandeln. Der stolze Italiener neigte sich tief vor der reizenden Jungfrau, nahm den mit einer dunkeln Feder verzierten breiten Hut vom schwarzgelockten Haupte und sagte: Seid gegrüßet, schöne Dame! bin ich hier recht im Hause des Herrn Peter Schütze, eines Kirchvaters von St. Ulrich und Levin?

Ihr werdet erwartet, so Ihr, wie ich vermuthe, der Bildhauer, Herr Mevius seid! antwortete Johanna, schritt nach der Thür des Wohnzimmers und hieß den Künstler eintreten.

Eine lange Unterredung der Männer fand statt. Heinrich Hordens der Steinhauer hatte mit vieler Bescheidenheit erklärt, daß er, ein Mann von Erfahrungen aller Art in dem weiten Gebiet der Baukunst

zwar die veranschlagten und auf dem ihm mitgetheilten Pläne vorgezeichneten Thürme tüchtig und dauerhaft zu bauen sich getraue, daß er aber weit entfernt sei von dem Gedanken, sich der Geschicklichkeit zu rühmen, den Ansprüchen seiner Vorgesetzten und dem Geschmacke der Zeit gemäß zu bauen. „Ich habe — sagte er — schon im voraus für einen tüchtigen Künstler gesorgt und an meinen Vetter in Nürnberg geschrieben, welcher vor drei Jahren die schönste Kirche Deutschlands, nämlich die Schloßkirche in Gotha, gebauet hat, und hoffe, daß er nächstens bei mir einsprechen werde. So, Ihr hochweise Herren, diesem berühmten Meister Euer Vertrauen schenken und ihm die Reisekosten vergütigen wollet, welche er doch so wenig als ich aus eigener Tasche tragen kann, so bitte ich um einen Beschluß, um mich zur Aufnahme und würdigen Unterhaltung des gefeierten Künstlers vorbereiten zu könnnen.

Der Bauvorstand, völlig einverstanden und zufrieden mit dem Vorschlag des bescheidenen Hordens, genehmigte den Antrag mit Vergnügen und der Bürgermeister Kühlwein sowie der Dr Böttcher freuten sich der Ankunft des jungen Künstlers, den sie von Sondershausen aus kannten, wo er, als letzterer dort Prediger gewesen war, durch den Neubau zweier Thürme seinen ihm vorausgeeilten und durch viele Atteste begründeten Ruf vollständig bewährt hatte.

Ganz anders trat dagegen der zweite Unternehmer,

der Bildhauer Andreas Mevius auf. Eingeführt von der schönen Johanna, der bescheidenen Tochter des gastlichen Hauses, nahm er, nach einem mehr nachlässigen als leichten Gruße an der kleinen Versamlung, den ihm von der Jungfrau dargereichten silbernen Becher mit Cyperwein, leerte ihn mit einer süßen Schmeichelei und sagte dann zu den Gliedern des Bauvorstandes sichtbar gereizt: Ist es von so hoher Wichtigkeit, Ihr Herren, daß Ihr mich habt vor Euch rufen lassen? Bildet aber Euch nicht ein, daß ich mich nach Euren etwaigen Vorschriften richten und einen Finger breit von den Grundsätzen meiner Kunst abweichen werde! ich habe den Kontrakt für mich und werde Euch in der Sache selbst, vor Ihr nichts versteht, keinen Gehorsam leisten!

Mit vieler Mühe gelang es der ruhigen Haltung und Umsicht des Bürgermeisters Kühlwein sich dem stolzen Künstler verständlich und ihm begreiflich zu machen, daß es ihre Verantwortlichkeit gegen die Stadt erfordere, sie, die beiden Bauunternehmer nochmals zu fragen, ob sie sich getrau'ten allein und ohne fremde Hülfe oder Rath alle Theile des in seiner Art schwierigen Baues der ihnen mitgetheilten Zeichnung nach auszuführen, wobei er nicht vergaß, die ihnen und der ganzen Stadt bekannte Kunstfertigkeit des Bildhauers als maßgebende Empfehlung darzustellen, Mevius sagte kein Wort mehr, aber mit glühenden Blicken starrte er nach der in einer Fensterbrüstung

stehende Johanna, warf eine Handvoll aus der Brusttasche seines Spanischen Mantels gelangter Papiere auf den ziemlich ausgelegten Nußbaum-Tisch und murmelte mit den geschlossenen von einem schwarzen Bärtchen umschatteten Lippen die kurze ironische Bemerkung: Mögt Ihr Euch klug genug dünken, das Lob zu schmähen, das mir Florenz und Genua, Mailand und Rom gezollt haben? Ich bin ein Bildhauer und mag nimmer zugeben, daß meine Kunst mit dem Handwerke eines Maurers oder Steinmetzers vermengt werde.

Er setzte sich auf den ihm von dem Kirchvater Schütze dargebotenen Lehnstuhl von roth gepolsterter Seide, starrte wieder nach der schönen Jungfrau und nahm von der weitern Unterhaltung des Vorstandes keine Kenntniß mehr. —

Acht Tage drauf schritt auf der Straße von Halle nach Bernburg ein junger Mensch auf einem über eine Meile lang durch einen dichten Wald führenden Wege fort und schien, in schweren Gedanken vertieft, nicht der reizenden Aussicht ansichtig zu werden, die sich auf der einen Seite seinen Blicken darbot. Es war eine jähe Abdachung, von der man ein mit anmuthigen Dörfern und Meiereien mit grünen Wiesen und wogenden Fruchtfeldern, mit blüthenreichen Baumgärten und klappernden Mühlen übersäetes, mit allen Reizen des Frühlings geschmücktes Thal, ein paradisisches Tempe der Vorzeit, übersahe. Noch

ein Schritt vorwärts und der sinnende Wanderer wäre hinabgerollt über spitz hervorragendes Gestein, gerade in den tiefen Kessel eines unter dem Berge dahinrauschenden Waldbachs. Zum Glück schlug der Jüngling noch zeitig genug die Augen auf, und bemerkte die Gefahr, in die vor ihm sich ausbreitende Tiefe zu stürzen. Mit einem vor inniger Lust und Freude glühenden Blick schaute er in das freundliche Thal und setzte sich ohnehin von der Reise ermüdet, auf einen kleinen mit Rosen bewachsenen Erdvorsprung, um die in die sonst platte Gegend wie hergezauberte Bergaussicht noch einige Minuten zu genießen. Er nahm seinen breitgekrempten Filzhut vom blonden Lockenkopfe, legte ihn neben sich und weidete nun erst seine Blicke recht ordentlich an der reizenden Gegend. Zwar bog die Sonne schon nach den westlichen Bergspitzen und mahnte an den nahenden Abend, allein der Wanderer sah ja vor sich eine Menge Dörfer und Meiereien, so daß er in wenig Minuten, wenn er auf dem schmalen geraden vor ihm anhebenden Fußpfade hinab stieg, unter Dach und Fach sein konnte. Eine lange Zeit hatte er, sich ausruhend, auf der Bergspitze gesessen, als er auf den schmalen Pfad herauf eine weibliche Figur kommen sahe, die wenn schon muthig, doch nur langsam vorschritt, denn der Berg war steil und nur in hintereinander fortlaufenden Stufen konnte die muthige Frau oder Jungfrau einen Fuß nach dem andern setzen. Da knallte

ein Schuß neben ihm aus dem nahen Waldgebüsch, ein Thier rauch und braun von Farbe, keuchte an ihm vorüber und zwei gewaltige Hunde stürzten hinter und mit dem Thiere zugleich den Berg hinab und im Nu war die aufklimmende Frauengestalt verschwunden; ein lauter, kurzer Schrei verrieth dem jungen Wanderer, daß das Weib von den herabstürzenden Hunden umgeworfen und in die Tiefe des Thals zurückgeschleudert worden sei. Der Jüngling stand rasch auf, drückte den Hut fest auf den Kopf und eilte so schnell als es der steile Pfad gestattete, den Berg hinab.

Ein naher, unmittelbar am Fuße des Berges anmündender Bach hatte die Unglückliche aufgenommen, denn die bunten Gewänder lagen zum Theil schwimmend auf dem Wasserspiegel und eine kleine weiße Hand umklammerte den dicken Stamm einer am Ufer stehenden Eller. Ohne sich weiter zu bedenken warf sich der junge Mann ins Wasser, umfaßte mit kräftigen Armen des Mädchens schlanken Leib und trug es heraus ans Ufer, wo die sengenden Strahlen der Sonne den Boden erwärmt hatten und den Bemühungen des Retters, die Scheintodte ins Leben zurückzurufen, zu Hülfe kamen. In der nahen Mühle, wohin der Jüngling das Mädchen brachte, wurden ihr trockene Kleider gereicht und somit war allen weiteren Folgen, weil sich irgend eine Beschädigung nicht herausstellte, vorgebeugt. Dafür aber trat ein ande-

rer Uebelstand ein. Das Mädchen erzählte, daß ihr Vater, der Lederhändler Peter Schütze aus Magdeburg, mit ihr nach Bernburg zum Vetter gefahren, mit diesem in dem Walde auf der Jagd und daß sie inzwischen zu Fuß umhergegangen sei, um sich die überaus reizende Gegend zu besehen; den Berg habe sie ersteigen wollen, weil sie dem Vater versprochen habe, auf demselben gerade an der Stelle, zu welcher der schmale Pfad führe, seiner zu warten. Der Jüngling erbot sich, den Berg wieder zu ersteigen und den Vater der Jungfrau, in welcher die Leser die schon oben genannte Johanna wieder erkennen werden, von ihrem Aufenthalte in der Mühle zu benachrichtigen. Alsbald nach seiner Rückkehr dahin traf denn auch der Lederhändler und Kirchvater Peter Schütze ein und beide Männer begaben sich nach der Mühle um Johanna abzuholen, da auch der junge Fremde zu erkennen gegeben hatte, daß Magdeburg ebenfalls das Ziel seiner Reise sei. Als Peter Schütze hörte, was er dem jungen Manne dafür, daß er seiner Tochter das Leben gerettet, zu danken hatte, nöthigte er ihn nicht nur mit ihm in seinem Wagen nach Magdeburg zu fahren, sondern bot ihm auch in seinem sehr geräumigen Hause Logis an, denn der Jüngling war Niemand anders als der Vetter des Steinmetz Hordens, der von diesem zum Thurmbau an der Ulrichskirche verschriebene, berühmte Baumeister Anton Fischer aus Nürnberg, der, wie er unter Wegs erzählte, das

freie, zwanglose Zufußreisen jeder andern Art Forkommens vorzog und schon zweimal eine ähnliche Reise nach Frankreich und Italien gemacht hatte. Johanna, die von dem berühmten Baumeister öfters hatte sprechen gehört, war immer in der Vorstellung gewesen es müsse ein solcher Künstler schon ein Mann von hohem Alter sein, und staunte nicht wenig, in demselben einen so blühenden, mehr feigen und ängstlichen, als blos bescheidenen Menschen zu finden. In Magdeburg angelangt, ließ es zwar Peter Schütze geschehen, daß am nächsten Morgen Anton Fischer seinen Vetter, den Steinmetz Hordens, besuchte, that es aber durchaus nicht anders, als daß er für die ganze Dauer seines Aufenhaltes bei ihm wohnte, denn Hordens Ehegattin lag seit geraumer Zeit auf dem Siechbette, und würde daher der Aufenthalt eines Fremden in dem Hordenschen Hause für beide Theile, den Wirth und Gast, gleich störend gewesen sein. Anton Fischer war eine schlanke, zarte Gestalt, hatte ein, wenn auch etwas bleiches, doch sonst überaus einnehmendes Gesicht und gewann durch seinen äußerst sanften und leutseligen Charakter bald die Herzen aller Magdeburger, mit denen er nur in irgend eine Berührung kam. Er hatte, wie er erzählte, nur noch eine Mutter, an der er mit schwärmerischer Liebe hing, und die er auch in der Ferne, wie eine Heilige verehrte. Ein Wunder war es daher nicht, wenn auch Johanna, die dem blonden Jüngling täglich wenn auch man-

chen Tag nur beim Mittagstisch, sahe, von Zeit zu Zeit höher schätzen und nach und nach lieben lernte. Aber auch der junge Baumeister war bald der reizenden Jungfrau gegenüber nicht gleichgültig und so stahl sich die Liebe in die Herzen der beiden jungen Leute und setzte sich so fest darin, daß keins ohne das andere leben konnte.

Der Bildhauer Mevius arbeitete an der Kanzel und Fischer mit dem alten, ehrlichen Hordens an den Thürmen und dem übrigen Mauerwerke, so daß jeder den Tag über seine volle Beschäftigung hatte. Den Abend brachten alle drei Künstler gewöhnlich bei Peter Schütze zu, denn der Lederhändler war ein reicher Mann und lebte nur für die Gastfreundschaft, die er mit fast verschwenderischer Freigebigkeit in seinem Hause übte. Wenn Hordens und Schütze dem Bachus huldigten, so rangen Fischer und Mevius um den Preis der Liebe und hüteten mit allen Waffen der Eifersucht die Blicke Johanna's, die ihrer Seits sich so zu benehmen wußte, daß Niemand errathen konnte, wem sie den Vorzug ihrer Begünstigung einräume.

Ueber ein Jahr schon hatten die drei Künstler am Kirchenbau gearbeitet, die Thürme standen, gleich gewaltigen Riesen, auf felsenfestem Grunde und ragten stolz empor über die schönsten Häuser der nicht fernen Prälatenstraße, hoch über diese und das nahe Ulrichsthor hinwegschauend und dem nahenden Wan-

derer den Ruf ihrer Schöpfer verkündigend; aber auch die innere Zierde des erhabenen Tempels war ruhmvoll gelungen, die Kanzel war vollendet und ihr sinnig schöner Bau ergriff alle Beschauer und Kunstfreunde mit derjenigen stillen Andacht, welche der gefeierte Redner in den frommen Herzen der gläubigen Beter und Zuhörer zu erwecken sucht.

Eines Tages waren die mit der Leitung des Tempelbaues beauftragten Väter der Stadt, der Bürgermeister Kühlwein, die Prediger Böttcher und Siebenhaar, die Kirchväter Schrader und Schütze, sowie die beiden Rathmänner Götze und Pohlmann, von welchen Ersterer der Kirche einen Altar, Letzterer eine Orgel verehrt hatte, versammelt, um über die Ausführung des Baues, der seiner Vollendung nahe war, zu sprechen.

Bei dieser Gelegenheit erzählte Schütze, daß die beiden Künstler, Mevius und Fischer, um seine Tochter, Johanna, geworben, daß er sie aber zur Zeit Keinem von beiden, weil er sie gleich schätze, zugesagt und sich einen ganz eigenen Plan ausgedacht habe. Er wünsche daß Beide, als geschickte Bildhauer, ein Kunstwerk liefern, und der Preis des Siegers seine Tochter sein möge.

Der Vorschlag fand Beifall und sofort besprach man sich über die zu wählenden Gegenstände. Das eine Bild sollte den am Oelberge betenden Heiland vorstellen, das andere den Teufel, welcher einen Säug-

ling in den Krallen hält, damit sollte eine Scene vom 10ten Mai 1631 bezeichnet werden, wie ein feindlicher Soldat einer Mutter ihr Kind aus den Armen gerissen und vor ihren Augen gemordet hatte.

Weil aber jeder der beiden Künstler gewiß lieber den Heiland als den Teufel darstellen würde, so sollte das Loos entscheiden. Schütze machte diese mit dem Plane bekannt und ließ sie, da sie darauf eingingen, loosen, sagte ihnen auch ehrlich, daß der Preis des Siegers seine Johanna sei. Mevius hatte, so traf das Loos, den Heiland, Fischer den Teufel zu bearbeiten. —

Die Sache war damit abgemacht. Die beiden Bildhauer machten sich am nächsten Tage schon an die Arbeit und da Johanna den Sommer über bei der Muhme in Bernburg war so wurden die Gebilde ihrer Kunst, ohne daß sie es erfuhr, nach einigen Wochen fertig. An der äußeren südlichen Seite des großen Thurmes sahe man, von Anton Fischer in Stein gehauen den Teufel, wie er ein gewindeltes Kind in den Klauen trug, auf der nördlichen erblickte man, von Andreas Mevius ebenfalls in Stein gegraben, das Bild des Heilandes Jesu Christi, wie er, kurz vor dem Verrath durch Judas, am Oelberge betet, während die Jünger nicht fern davon schlafen.

Das Volk umstand täglich in dichten Haufen die Ulrichskirche und sahe nach den beiden Bildern;

mit Abscheu betrachtete es die Gestalt des Teufels mit dem Kindlein in den Krallen, mit inniger Freude, ja mit frommen Entzücken den betenden Welterlöser. Niemand konnte, Niemand mochte ein Urtheil fällen denn das vernünftige Publikum erkannte, daß nur ein Künstler, ein Sachverständiger über die Vorzüge beider Bilder entscheiden könne. Am Dresdner Hofe hatte der Bürgermeister Kühlwein einen Freund in dem kurfürstlichen Baumeister Otto, an diesen schrieb er und lud ihn ein, die Bilder zu besehen und sein Gutachten sollte entscheidend sein, denn der Mann kannte die beiden Bildhauer nicht und wußte ja nicht, wer das Eine oder das Andere gefertigt hatte. —

Da, es war eines Tages im Oktober, kam Johanna von Bernburg zurück. Die Jungfrau war fröhlich und heitern Sinnes, denn ihre betagte Frau Muhme und Pathe hatte ihr noch beim Leben eine schöne Villa in den reizenden Umgebungen jener Stadt geschenkt. Johanna hatte ihr ihre Liebe zum Bildhauer Anton Fischer vertraut und die gütige Matrone hatte an den Vater geschrieben, daß er den beiden Liebenden kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr die Wahl seines einzigen Kindes durch seinen Segen billigen und eiligst die Trauung vollziehen, das junge Ehepaar dann aber auf ihre Villa ziehen lassen möge, damit es der Rache des Nebenbuhlers Mevius entginge. Zu spät kam dieser wohlgemeinte, mütterliche Rath, der stolze Lederhändler hatte sein Wort gegeben,

das er nimmer brechen mochte. Kein Bitten und Flehen der geliebten Tochter, nicht ihre Thränen mit den Drohungen, daß sie ihn verlassen und in ein Kloster gehen werde, wenn er auf der Entscheidung ihres Schicksals durch die Begutachtung der beiden Bilder bestehen würde, konnten ihn zur Aenderung seines thörigten Entschlusses bewegen. — Da ward auf einmal Johanna zornig und sann auf ein Mittel, der Besorgniß, dem verhaßten Mevius als Gattin überwiesen zu werden, zu entgehen. Indem sie dem Vater an einer heitern Morgenstunde das Zugeständniß ablockte, der von ihm beschlossenen Entscheidung ihrer Seits, eine Bedingung beifügen zu dürfen, erklärte sie, daß sie nur demjenigen mit ihrer Hand zugleich ihre Liebe ja ihr ungetheiltes, volles Herz zuwenden werde; der es unternehme, ohne Leiter und Gerüst, auf einen schmalen, schief herabhängenden Balken zu dem von ihm gefertigten Bilde herab zu steigen und ihren Namen unter dasselbe zu schreiben, denn nur in einem solchen Wagniß wolle sie die Stärke der wahren Liebe zu ihr erkennen.

Das Loos, welches bestimmen sollte, wer von beiden Künstlern den Anfang mache, traf Mevius. Mit trotziger Verwegenheit ging dieser an das Wagniß, nachdem zuvor, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, die Bedingung hinzugefügt war, daß Niemand den zur That entschlossenen Bildhauer in die Kirche begleiten, Niemand ihm helfen, daß er allein zu wel-

cher Zeit er wolle, zur Luke des Thurmes hinaussteigen und sich so auf dem Balken fortbewegen möge. Mevius schritt kühnen Muthes in den Tempel und erschien bald außerhalb des Thurmes auf dem schmalen Balken, aber hier blieb er, sich hoch aufrichtend, stehen und rief herab: „Thut es mir nach, Kollege Fischer! gern überlaß' ich Euch dann den Ruhm des Siegers und den edeln Preis!" dann verbeugte er sich gegen das unten stehende Volk und kehrte stolz zurück; ein lauter Jubel, ein donnerndes bravo empfing den Ruhmgekrönten. Gesenkten Hauptes, mit der leichten Arbeitsjacke bekleidet, einen breitgekrempten Hut von Strohgeflecht über das Gesicht gestreift, um, wie es schien, die Augen vor den hindernden Strahlen der Sonne zu schützen, sahe man nun den andern Bildhauer, Anton Fischer, in die Kirche schlüpfen; auch er, der bleiche, zarte Jüngling schwang sich kühn aus der kleinen Oeffnung auf den Balken, hier setzte er sich und glitt, mit einer Verwegenheit, die alle Zuschauer zittern machte, bis zu der Stelle herab, wo das Bild endete, und unter den Füßen des Teufels in eine leere Fläche auslief.

Bald prangten, stark und deutlich mit schneeweißer Kreide auf dem grauen Gestein geschrieben, die Worte »Johanna Schütz« und das erstaunte, mit Angst und Zagen beobachtende Volk wagte kaum zu athmen, es hob, bereit in ein lautes, tausendstimmiges Lob auszubrechen, die Hände zum Beifallklat-

schen empor und vermochte nicht aus der furchtbaren Spannung zu kommen, da sich der verwegene Künstler aufrichtete und den Balken mit den Armen umfaßte, um an ihm hinauf zu klettern. Da — schon war der Jüngling der Luke nahe und schickte sich an hineinzusteigen — da warf ein Sonnenblick leuchtende Strahlen auf ein bärtiges Männergesicht, welches inwendig vorüberschwebte, mit einem Male wankte der starke Balken, löſ'te sich los von den ihn im Thurme fest haltenden Bändern und mit ihm stürzte der von wahrer, inniger Liebe zur Ausführung einer für unmöglich gehaltenen That begeisterte, der kühne, von Tausenden mit banger Freude beobachtete, allgemein bewunderte Künstler aus der Höhe herab auf untenliegendes Gestein, daß der breitgekrempte Hut weit hinflog unter die vielen Zuschauer und eine Leiche mit zerschmetterten, blutigem Haupte vor ihren Füßen lag. Doch ein neuer, ein noch furchtbarerer Schrecken bemächtigte sich der Herzen aller Gefühlvollen, denn die beiden Bildhauer, Mevius und Fischer, stürzten gesund und lebensfrisch herbei und der Letztere umfaßte die Leiche, trug sie auf seinen Armen in's nächste Haus und nun erst erkannte man in dem verunglückten für den Anton Fischer gehaltenen Waghalse, der von dem eifersüchtigen Mevius erkannt worden sein mochte, die zum blutigen Sühnopfer gewordene Jungfrau, Jahanna, die, wie man später erfuhr, den Geliebten mit dem Vorgeben getäuscht und von dem

Unternehmen zurückgehalten hatte, daß sie nur bis an die Thurmluke steigen und den ihr verhaßten Mevius für einen abgewiesenen Prahler ihn aber öffentlich für ihren Verlobten erklären, dann aber mit ihm nach Bernburg reisen und nach der schon eingeleiteten Verbindung auf ihrer Villa wohnen wolle; die sich aber in der Verkleidung an das gräßliche Unternehmen gewagt und durch Schuld des Mevius, welcher den Balken losgemacht, ihren Tod gefunden hatte.

Epilog.

Das Spiel ist aus, der Vorhang fällt; es schleichen
Die Sagen und Legenden still sich fort. —
Sie konnten, ach! die Höhe nicht erreichen,
Des Gipfels Punkt nicht, der durch Zeit und Ort
Ein Meteor geworden in dem Lande,
Wo große Thaten ruh'n am Elbe Strande. —

Die lange Zeit
Der Thoren Neid,
Der Bürger Sorgen und Zagen —
Sie drücken sehr
Und zieh'n einher
Gleich Wolken an sonnigen Tagen.

Wir bau'ten kühn der alten Welt Theater
Und rollten muthig unsern Vorhang auf;
Wir schrieben Freud' und Leid und Lust und Hader,
Der Guten und der Bösen Lebenslauf.
Stolz traten wir für uns're Lesegäste
In nied're Hütten ein und in Palläste. —
Die Lerche singt —
Der Sommer bringt
Dem Volke lebende Früchte. —
Fort mit dem Buch!
Es weicht der Fluch
Dem Nahen holder Gerichte. —

Vom Heidenthum, von blindeu Volkeswahne,
Vom kleinen Flecken an der Elbe Strand,
Vom Sachsenvolke das im leichten Kahne
Oft einen Feind, den starken Wenden, fand —
Von Editha und Otto's Liebe klangen
Die Lieder, die wir in den Sagen sangen.
Wer denkt der Zeit?
Sie liegt so weit
Im alten umgürteten Schooße.
Ein eitler Traum
Ist heute kaum
Noch Magdeburgs sinnige Rose. —

Wie Klosterthum und Mönchessitte strebten
Die Geister einzukerkern mit dem Leib —

Wie fromme Priester eitler Weltlust lebten
Und doch nicht besser waren ohne Weib,
Als alle Priester, die bei Weib und Kindern
Der Kirche Wachsthum fördern oder hindern.

Das lies heraus
Im Sagenstrauß
Und halt's mit der Aera zusammen,
In der du bist
Ein neuer Christ!
Wer wollte die Zeiten verdammen!?

Wer da, wo Otto einst, der Große thronte,
Wo man noch dreie der Ottonen sah',
Wer unterm Schutz des heil'gen Krummstabs wohnte —
Wer — stand er Thron und Stabe auch nicht nah —
Den frommen Sinn mit eitler Weltlust paarte,
Sich einen Schatz für Erd' und Himmel spaarte.

Die Mennoniten
Die Jesuiten —
Und wie sie, die Sekten, noch heißen,
Die kannte man nicht —
Des Christen Pflicht
War: „glücklich in Frieden sich preisen."

Der Ritter Prunk, der Burgverließe Grauen,
Den Knapp und Reisigen im Kampfturnier,
Der Frauen Sittigkeit in deutschen Gauen —
Das Alles in den Sagen schrieben wir;
Wie stolz die Fähnlein der Geharn'schten flogen
Wenn sie, zu schützen ihren Kaiser zogen.

Den Junker zu Balle,
Die Knechte im Stalle,
Die gnädige Frau in dem Saale

Die gab es nicht —
Bei Kerzen-Licht
Kredenzte sie Humpen zum Mahle.

Wie sich der Bürger, um sein Recht zu wahren
Vor Pfaffentrug und äuß'rer Feinde Zwang,
Mit Stahl gerüstet stürzte in Gefahren
Wie er um Freiheit seiner Güter rang —
Wie er mit Stolz Gehorsam treu vereinte,
Das lehrt die Sage dich und — wie er's meinte.

Die Polizei
Lag noch im Ei
Ein Embryo ewiger Zeiten;
Was hell und klar
Kein Unfug war
Das mochte der Bürger nur leiden.

Die Liebe schuf der Herr in aller Herzen —
Sie geht in Thränen auf, wer stolz sie sä't;
Ihr Boden ist ein Dornenfeld — und Schmerzen
Sind ihre Früchte, wenn die Saat geräth. —
Die Liebe muß in Sagen und Legenden
Als Phänomen der Geisterwelt sich enden.

Der Tauber girrt
Der Käfer schwirrt
Im süßen Gefühle der Liebe
Ums Weibchen her —
Wo wäre — wer
Nicht fühlte die himmlischen Triebe?

Ein reiches Feld voll Schrecken und Gefahren
Bot uns der Magdeburger Sturm;
Das Blut der Bürger, das von Tilly's Schaaren

Vergossen heut noch in des Domes Thurm
Ein Zeugniß der Geschichte vor uns stehet
Das nimmer im Gedächtniß untergehet.
O, Jammertag!
Ach! wer vermag
Im Geiste dich zu schauen —
Wie rohe Lust
Der Bürger Brust
Zerfleischte und der Frauen!

Wohl stand die Stadt, ein Phönix, aus den Trümmern
Zu neuem Flor und Leben wieder auf,
Und hörte man auch lange noch das Wimmern
Der sel'gen Geister in der Elbe Lauf —
Noch lange hallten aus den Schmerzenstagen
Verwais'ter Kinder wehmuthsvolle Klagen.
Gott hat's gewollt —
Ein Zeichen sollt'
Dem Volk der Christen werden,
Das nimmermehr
Die reine Lehr'
Verschwinden werd' auf Erden. —

Du stolzer Bau! du Zier der Stadt und Freude!
Du grauer Dom mit deines Innern Pracht!
Dich blickt bewundernd noch der Fremdling heute
Wohl an und träumt von dir in langer Nacht. —
Die Wunder, die noch jüngst im Dunkel lagen,
Wir haben sie erzählt in diesen Sagen.
Noch prangt als Schild
Des Schäfers Bild
Und immer und ewig wird's bleiben
Ein Zeugniß laut
Daß dich gebaut
Ein Schäfer, so wie wir es schreiben.

Noch ist der Sagenschatz nicht ganz gehoben,
Es ruht im Dunkel noch so mancher Kern,
Von Nebelduft so mancher Keim umwoben,
Ans Licht gebracht ein glänzend schöner Stern.
Ein Ort, ein Haus, ein Bildniß ohne Rahmen —
Die Sage forscht und giebt ihm Wort und Namen.
Mit frischem Muth
Für solches Gut
Beginnen in besseren Tagen,
Wenn's Leben tagt,
Wir unverzagt
Ein neues Kapitel von Sagen.

Nehmt unsern Dank, Ihr Leser nah' und ferne!
Für unsrer Arbeit segensreichen Lohn!
Glaubt! Eure Enkel lesen's einstens gerne.
Was ihnen läßt als Erbe einst der Sohn!
Des Vaterlands der Heimath alte Zeichen
Sie sind im grünen Wald die deutschen Eichen!
Die Zeit verrinnt
Wie Sturm und Wind —
Doch was des Wetters Toben
In schwüler Nacht
Hervorgebracht,
Wird seinen Meister loben!

Inhalts=Verzeichniß.

Seite

Der Dombau zu Magdeburg 1
Jettchens-Ruhe bei Schönebeck 167
Schicksale der Katharinenkirche zu Magdeburg ꝛc. . . 209
Der diebische Rabe 247
Der goldene Kopf und das Hühnernest in der Katharinenstraße zu Magdeburg 275
Das goldene Schiff 314
Richmodis, aus der Vorzeit von Köln 357
Die alten Sachsen, ihr Götzendienst und dessen muthmaßliche Beziehung auf den Namen Magdeburg . 360
Die heilige Eiche in der Kreuzhorst 392
Die gold'ne Hand 406
Die Axt 435
Johanna Schütze, oder der Thurmbau zu St. Ulrich . 458
Epilog 475

Druckfehler.

Pag. 1. Zeile 2 statt: „unreichbares" „unerreichbares."
" 1. " 2 von unten statt „Schatzwichtiger" „Schatz wichtiger."
" 2. Zeile 11 von unten statt „großer" „große."
" 3. " 14 " oben " „Jachre" „Jahre.
" 4. " 11 " unten " „Vorweg" „Vorwerk."
" 16. " 7 " oben " „Eckmil" „Eckmühl."
" 72. " 8 " unten " „den" „dem."
Pag. 76 Zeile 5 von oben statt „einen" „einem."
" 79. " 2 " unten " „Turbotionen" „Turbationen."
" 80. Zeile 14 von oben statt „störe" „stören."
" 154. " 10 " unten " „Kanonen" „Kanoniere."
" 243. " 5 " oben " „wem" „wen"
" 245. " 25 " " " „ihren Mitbürgern" „ihre Mitbürger."
" 249. Zeile 12 von oben statt „unseren" „unserm."
" 264. Letzte Zeile statt „des" „der"
" 272. Zeile 2 statt „gewaltigem „gewaltigen."
" 291. " 1 " „einem" „einen."
" 324. " 2 von unten statt „den" „dem."
" 327. " 4 von unten muß nach „Eigenthum" ein stehen."
" 337. Zeile 6 von unten statt „dem" „den."
" 367. " 2 " " " „Teutanen" „Teutonen."
" 370. " 4 " oben muß nach „sein" mag, stehen.
" 383. " 15 " " statt „enthielt" „erhielt."
" 400. " 4 " " " „gefeierte" „gefeiete."
" 419. Letzte Zeile statt „ihn" „ihr"
" 426. Zeile 5 von unten statt „Waldleben" „Weltleben."
" 431. Zeile 3 von unten muß hinter „erschienen" ein, stehen.
" 476. Zeile 6 von unten statt „im alten umgürteten" „im Alter umgürteten."

W. OBERMEI
Bucheinbände nach RAL·R
...anr nerstr. 8 - Tel 08781
...3 Rottenburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geissler, Wilhelm A.

Sagen und Legenden der Stadt Magdeburg und Umgegend

Bd.: 2

Magdeburg 1847

P.o.germ. 432 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108574-8